

Unbekanntes Tibet

Durch die Wildnisse Osttibets zum Dach der Erde

Von

Ernst Schäfer

Mit 64 Abbildungen nach photographischen
Aufnahmen des Verfassers und 2 Karten

Dritte Auflage

Verlag von Paul Parey in Berlin

Brooke Dolan

rief die Expedition ins Leben,
finanzierte sie und berief mich
zur Teilnahme

Ihm meinen besten Dank

Über die erste Dolan-Expedition nach Osttibet berichtet:
Ernst Schäfer, Berge, Buddhas und Bären. Mit 32 Taf.
1933. Geb. 5,70 RM. Verlag Paul Parey, Berlin

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. —
Printed in Germany. — Copyright 1937 by Paul Parey in Berlin. —
Druck von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza

Ich bin ein Wilder. Gut. Doch kenne ich
 Das kleinste Vöglein und den fernsten Baum...
 Die Blume auf dem Berge blüht für mich...
 Der Wald raunt mir vertraute Sprüche zu...
 So bin ich reich.
 Du mit dem seidnen Saum,
 Lächelnder Höfling, sprich: was hast denn du??

Abono muneto (7. Jahrhundert). Nach-
 dichtung von Paul Enderling aus
 „Japanische Novellen und Gedichte“.

Unbekanntes Tibet! Geheimnisvolles Land, das die größten
 Gegensätze eng benachbart zu verwirklichen vermag: heiße, prächtige
 Subtropenwelt neben eisiger, kargster Hochalpenlandschaft, milde,
 grasreiche Wiesenflächen neben kalten, dürrn Steppeneinöden, ein-
 geschlossen und durchzogen von riesigen, zerklüfteten Gebirgsschran-
 ken! Wem es einmal vergönnt gewesen ist, einen Blick hineinzuworfen in
 dieses urgewaltige, in seiner Weite grenzenlose, maßlose „Dach der
 Erde“, den läßt die Sehnsucht nicht mehr los, mehr zu sehen, noch
 mehr zu erfahren von diesem Land, das so reich an Gefahren und
 voll der seltsamsten Tiere ist, die sich nur hier, abgeschlossen von
 aller Welt, durch die Jahrtausende erhalten haben; in Gemein-
 schaften, die denen des voreiszeitlichen Europas gleichen, als noch Ur-
 wissent und Höhlenbär, Urwildpferd und Mosbachhirsch unser Vater-
 land durchzogen.

Freilich, die Zeit der großen geographischen Entdeckungen ist
 vorüber, und an die Stelle der abenteuerlichen Entdeckungsfahrten ist
 die wissenschaftliche Forschungsreise getreten. Aber alle, die den
 Willen haben, Pionier zu sein, die den Idealismus besitzen, Ent-
 behrungen ertragen zu können und die stolz darauf sind, in Ausland
 und Wildnis für unser Vaterland zu arbeiten, sie alle wird es
 heute noch mit demselben Ungestüm zu den weißen Flecken auf der
 Erdkarte ziehen für die Wissenschaft und für Deutschland!

Mit der allgemeinen Erhebung durch die nationale Revolution in Deutschland erlebt unsere Forschung nicht nur als reine Wissenschaft neuen Aufschwung, sondern sie wird auch in neue Bahnen gelenkt: neben der Pflege wichtiger Wissensziele gilt es, die Wissenschaft zur Trägerin kernigen deutschen Mannestums zu machen. So wollen wir Forscher nicht nur Verkünder objektiver Wissenschaft, sondern selbstbewußte Soldaten des deutschen Geistes sein!

Für den deutschen Jungen mag das Buch ein Ansporn sein!

Zwei Jahre lang, davon 18 Monate im Forschungsgebiet, brandete das große Erleben rauschhaft durch die Adern, erhob mich und trieb mich vorwärts. Nun aber soll alles, an dem mein Leben damals hing, durch Worte ausgedrückt und zusammenfassend dargestellt werden. Es fällt mir nicht leicht, denn der wahre Forscher ist wie ein einsamer Steppenwolf, der allein durch die Wildnis streift. Mehrjährige Erfahrung hat mir bewiesen, daß es nicht von der physischen Eignung abhängt, eine Expedition zum Erfolge zu führen. Es kommt einzig und allein auf den seelischen und willensmäßigen Einsatz an.

Als wir die ersten zweitausend Kilometer Jangtse aufwärts zogen, um an die Grenze unseres Forschungsareals zu gelangen, ahnte keiner von uns, daß die Expedition zerstückelt werden sollte, und wir auf getrennten Wegen wieder nach China zurückkehren würden. Aber das sind Dinge, die in die Bücher selbst gehören. Sie sind symptomatisch für alle Expeditionen, die in unberührte Wildnis führen.

Unsere wissenschaftlichen Ziele lagen in der Hauptsache auf zoologischem, speziell auf mammologischem und ornithologischem Gebiete. Wir brachten etwa dreitausendsechshundert präparierte Exemplare von Vögeln und Säugern aus Tibet zurück.

Es galt, den Lebensraum als Ganzes zu erfassen, anzuregen und den Weg für eine großzügige Forschung auf anderen Wissensgebieten im tibetischen Lebensraum zu bahnen. Asien und speziell Tibet nimmt für die stammesgeschichtliche Entwicklung vieler Lebewesen eine außerordentlich wichtige Stellung ein. Hier durch kausalanalytische Betrachtungsweise Klarheit zu schaffen, ist ein Leben wert.

In diesem Buche, das nichts von den eigentlichen wissenschaftlichen Problemen bringt, will ich die menschliche Seite, das Erlebnis meiner Forschungsreisen schildern, mit dem letzten Ziele, den Leser auf die Größe und Erhabenheit des asiatischen Kontinentes

aufmerksam zu machen und ihm zeigen, daß nicht nur auf diesen Gebieten, sondern ganz allgemein noch große Aufgaben draußen harren.

Es lag uns daran, möglichst tief in den zentraltibetischen Kontinent vorzustoßen. Der Yangtsekiang aber gab uns die geographischen Richtlinien für die gesamte Forscherarbeit.

Im Sommer 1934 drangen wir über die gewaltigen, China von Tibet trennenden, Hochgebirgsbarrieren, um die physiogeographische Grenze Tibets bei Tatsienlu zu erreichen. Dann ging es westwärts über himmelragende Pässe und wieder tief hinab in die grausigen Erosionstäler der meridionalen Stromsfurchen, die in ihren gewaltigen Maßstäben nur mit dem Grand Cañon von Colorado zu vergleichen sind. Einsame Kältewüsten der höchsten Lebenszone wechselten mit üppigen Grassteppen des Plateaulandes ab. Dichte phantastisch verworrene Urwälder wurden von ariden, fast vegetationslosen Trockentälern abgelöst. Heute peitschten uns messerscharfe Schneekristalle in die härtigen Gesichter und arktische Kältegrade umgaben uns, morgen brannte die Sonne mit subtropischer Intensität, und die Luft schien zu kochen über den tiefgurgelnden Strömen. So erreichten wir Batang am oberen Yangtse und damit den Ort, bis zu welchem die Geschehnisse des ersten Bandes reichen.

Im Mittwinter 1934/35 reisten wir bei ungeheurerlicher Kälte immer dem Yangtse folgend bis Tsekundo, der letzten menschlichen Großsiedlung. Hier wurden wir feindlich aufgenommen, hingehalten, bedrängt und zermürbt, bis ich nach einigen Monaten mutterseelenallein stand. Die Expeditionsgemeinschaft war zerfallen. Da galt es, gerade zu stehen. Ich zog mit vierundvierzig Tragtieren hinauf in die Yangtang, in die wildesten Gebiete von Tibet, und als ich aus dem Quellgebiet des Yangtse zurückkam, war meine Karawane auf zwölf Tragtiere zusammengeschrumpft. Im Winter 1935/36 kam ich wieder in Schanghai an.

An dieser Stelle möchte ich nicht versäumen, allen den Menschen, die mir vor, während und nach der Expedition helfend und fördernd in selbstloser Weise zur Seite standen, meinen wärmsten Dank auszusprechen. Besonderen Dank schulde ich:

Reichsführer G.G. Himmler, Berlin, G.G.-Obergruppenführer Heißmeyer, Berlin, Generalkonsul Kriebel, Schanghai, Professor Dr. Stresemann, Berlin, Forschungsreferent Dr. Greite, Berlin,

Dr. Ilgner u. Dr. v. Tzirpiz, I. G. Farben-Industrie, Berlin, Direktor Meißner, Schanghai;

sowie meinen Freunden:

Dr. h. c. Hermann Höne, Schanghai, Eduard Obenaus, Schanghai.

Auch möchte ich allen meinen englischen, amerikanischen und chinesischen Freunden, denen ich auf der zweiten Brooke-Dolan-Expedition begegnete, hiermit meinen Dank für ihre Hilfeleistung aussprechen. Ich denke besonders an Mr. und Mrs. Gowerby, Schanghai, Mr. und Mrs. Edgar, Tatsienlu, Mr. und Mrs. Cunningham, Tatsienlu, Miß Shurtlaff, Nachow, Mr. Small und Mr. Dickenson, Tschengtu, Mr. C. C. Ku, Nankling, dessen großzügiges Verständnis unserer Expedition wie ein rettender Engel erschien, Mr. Cadwalader und Mr. de Schauensee, Philadelphia Pa. USA. — Auch den führenden Persönlichkeiten der verschiedenen chinesischen wissenschaftlichen Institute bin ich zu großem Danke verpflichtet.

Nicht zuletzt gedenke ich meines treuesten tibetischen Gefolgsmannes, meines sinotibetischen Jägers Wang, der mir immer in treuester Pflichterfüllung zur Seite stand.

Gr ü n h o f in Mecklenburg, April 1937

Ernst Schäfer

Inhalt

Erstes Kapitel

Von der Küste in den Kontinent

Wie die zweite Dolanexpedition zustande kam. — Wir treffen uns in Schanghai. — Die Audienz beim Panchen-Lama, dem höchsten geistigen Beherrscher des „Großen Gletscherlandes“. — Auf dem Strom der Ströme. — Der geheimnisvolle Jangtseteufel. — Stimmungsbilder. — Szetschwan hat uns wieder. — Ankunft in Tschungking. — Mit dem Automobil durch das „Rote Becken“. — Beschwerliche Fahrt. — Bei Liu Schiang. — Mit der Kulikaramane bis vor die Tore Tschow. — Unwetter und Überschwemmungskatastrophe. — Endlich Tschow .

Seite

r

Zweites Kapitel

Unser Kampf gegen die Schlammströme. Über die Gebirgsblockaden nach Tibet

Wolkenbrüche und ihre Auswirkungen. — Bergrutsche und Steilschluchten machen unseren Tragtieren das Leben sauer. — Pioniermannschaften werden eingesetzt. — Dreitausend Meter Meeresöhe sind erreicht. — Vegetationsarmut in den Schluchtengebieten. — Ewiger Regen. — Wir schrauben uns höher und höher hinauf. — Die ersten Todesopfer an Lasttieren. — Tibets Eisriesen kommen in Sicht. — Tibetischer Einfluß. — Die ersten Geweihe der Sagenhirsche. — Wasukou am Lungfluß wird erreicht. — Das erste starke Wild in den Felsen. — Kletterpirsch auf Gorals. — Erlegung zweier Gorals. — Abstieg im Dunkel. — Rückblick auf die ersten Tage im Hochgebirge. — Sammeln unter schwierigen Umständen. — Die Grenze Tibets erreicht

39

Drittes Kapitel

Die „Goldenen Rinder“

Tatsienlu. — Die ersten Eindrücke Tibets. — Aufbruch zur Laksjagd. — Dem ewigen Schnee entgegen. — Plötzlich tauchen Laksins auf. — Der Büchsenlauf glüht. — Die Nachsuche in den wilden Alpenrosendickungen. — Die größte Laksinstrecke. — Der Rückzug . .

68

Viertes Kapitel

Marſch von Taſſienlu nach Batang

Die Karawane iſt gerüſtet. — Abmarſch. — Hochlandnomaden. — Adler und Ohrfaſanen. — Hinab nach Hoſow. — Goraldüſel. — Beim Tſungſchituffe. — Litang. — Banditen. — Die große Räuberabwehrrammellkarawane. — Unter den wilden Waſhis. — Gazellenjagden. — Über die höchſten Pässe hinab in die Schlucht des Jangtſe. — Batang erreicht 81

Fünftes Kapitel

**Die roten Gagenhirsche, Weißlippenhirsche
(Cervus albirostris)**

In den öden Grenzbergen um den Dahaitſe. — Der einäugige Jäger bringt zweifelhafte Kunde von Hirschen. — Aufſtieg zum Dahaitſe. — Troſtloſe Pirsch. — Eine kalte Nacht in der Felshöhle. — Ein kapitaler Blauſchafbock. — Rückkehr nach Taſſienlu. — Hirschjagden um Litang. — Sichere Anhaltspunkte. — Ausbruch ins Molaffhiland. — „Räuber in Sicht.“ — Begegnungen mit weißen Ohrfaſanen. — In den Koniferenurwäldern. — Fehlschuß? — Nachſuche. — Kleintierjagd. — Bunte Strecke. — Zurück ins Steppenland. — In den heiligen Bergen von Litang. — Moorüberſchreitung. — Ein Vollbad. — In den Hochgebirgen um Batang. — Die kalten Urwälder und die toten Felſen. — Blauſchaffjagden. — Die beiden erſten Geſpenſterhirsche. — Räubersiedlungen. — Die Fährten des Rudels und endlich der Erfolg 143

Sechstes Kapitel

Das Zwergblauschaf

Wie das ſeltene Wild gefunden wurde. — Ein Jäger wird erſchoſſen. — Zwei hungrige Mägen bewirken einen großen Waldbrand. — Die Vergiftung. — Ob wir Batang wiederſehen? — Der Fluß des goldenen Sandes. — Der Rekordwidder. — Halali! — Heimkehr nach Batang 213

Siebentes Kapitel

Batang Erlebnisse

Gorals. — Auf der Fährte des Großblauſchafes. — Der ſchwerverdienſte Serau. — Sambarjagden. — Wieder Batang. — Vielmännerheirat. — Die Linkeiſchiräuber 267

Erstes Kapitel

Von der Küste in den Kontinent

Wie die zweite Dolanexpedition zustande kam. — Wir treffen uns in Schanghai. — Die Audienz beim Panchen-Lama, dem höchsten geistigen Beherrscher des „Großen Gletscherlandes“. — Auf dem Strom der Ströme. — Der geheimnisvolle Jangtschetsu. — Stimmungsbilder. — Ezetshwan hat uns wieder. — Ankunft in Tschungking. — Mit dem Automobil durch das „Rote Becken“. — Beschwerliche Fahrt. — Bei Liu Hsiang. — Mit der Kulkarawane bis vor die Tore Tschow. — Unwetter und Überschwemmungskatastrophe. — Endlich Tschow.

Am 18. Januar 1934 erhalte ich von Brooke Dolan aus U.S.A. ein Telegramm: „Pläne für die Academy of Natural Sciences Philadelphia ganz große Tibetexpedition. Machst Du mit?“

Lange brauche ich nicht zu überlegen. Ein paar Telegramme jagen über den Atlantik. Dann ist das Fundament zu unserer zweiten gemeinsamen Tibetexpedition gelegt.

Die entlegensten und abgeschlossenen Gebiete des geheimnisvollen osttibetischen Hochplateaus stehen auf dem „Programm“. Während Dolan in Amerika die Zeltausrüstung, Lederzeug und Lebensmittel besorgt, kaufe ich in Deutschland die wissenschaftlichen Instrumente, Präparationsgegenstände, Waffen und Munition.

Im großen und ganzen ist das Ziel unserer Forschungsreise auf Grund unserer früheren Erfahrungen von vornherein klar umrissen. Es gilt, möglichst tief ins Innere Tibets vorzustoßen, um die geheimnisvollen Großtiere des Landes nicht nur kennen zu lernen, sondern vor allem nach ihrer Verbreitung und Lebensweise zu forschen. Kühne Jäger haben einzelne Exemplare der eigenartigen, sich so ganz abseits entwickelnden Tierwelt Tibets hin und wieder erbeutet. Aber die Entstehung, Entwicklung und die Gebundenheit dieser seltsamen Fauna an ganz bestimmte, charakteristische Gebiete dieses mächtigen, maß-

losen Landes, das alles ist noch in tiefstes Dunkel gehüllt. Hier zu klären, hier ein wenig aufzuhellen, das soll unsere Aufgabe sein.

Im April 1934 trete ich die Reise nach Ostasien an.

China empfängt mich ungnädig. Ein kalter Nordoststurm peitscht die gischenden Wellenkämme der gelben See hoch auf. Da stehe ich erwartungsvoll am Bug des stolzen deutschen Schiffes und träume von dem unermeßlichen Lande, das mich nun wieder aufnehmen soll. Die heißen Tage in den Tropen hatten den Körper verwöhnt. Eine doppelte Mittelohrentzündung ist die Folge. Beide Trommelfelle sind perforiert. Das ist ein guter Anfang, wenn die Kameraden am Kai stehen und die Ankunft eines starken und gesunden Mitarbeiters erwarten.

Unbarmherzig brennt die Sonne des ersten warmen Maitages auf die phantastische Millionenstadt, da finden sich die Teilnehmer der Expedition in Schanghai zum ersten Male zusammen: Brooke Dolan ist der Leiter der Expedition, Marion Duncan blickt auf eine über zehnjährige Erfahrung als Missionar in osttibetischen Gebieten zurück und ist zum Dolmetscher und Karawanenführer bestimmt, während mir die wissenschaftlichen Aufgaben übertragen sind.

Wie immer, wenn man vorhat, von der Küste Chinas Tausende von Kilometern in das Innere zu reisen, verstreicht eine lange Zeit, bis es endlich gelingt, die letzten unbedingt notwendigen Ausrüstungsgegenstände zu beschaffen und, was weit wichtiger ist, die Pässe der chinesischen Zentralregierung zu erwerben, die es ermöglichen sollen, in den „Kontinent“, den China letzten Endes darstellt, einzudringen. Dabei stehen uns die Herren der chinesischen wissenschaftlichen Institute mit Rat und Tat zur Seite. Dank ihrer Hilfe sind wir schon nach zwei Monaten reisefähig.

Einem ganz besonders glücklichen Zufall verdanken wir es, daß sich der Panchen-Lama, Tibets höchster geistlicher Würdenträger, in der Nähe Schanghais aufhält, wo er in Hangtshou ein buddhistisches Fest leitet. Es ist uns von vornherein klar, daß Reisepässe, vom Panchen-Lama persönlich ausgestellt, in Tibet von ganz besonderer Bedeutung sein werden. Ich gehe auch sofort ans Werk und versuche, bei seiner Heiligkeit, dem Panchen-Lama, eine Audienz zu erwirken.

Am Morgen eines Junitages breche ich nach Hangtshou auf.

Tschefiang gleitet ruhig an meinen Blicken vorüber. Ein grünendes fruchtbares Paradies. Das ist gesegnete Erde, die den

Schweiß der fleißigen Chinesen durch die Fülle der grünen, strotzenden Reisfelder und Maulbeerplantagen reichlich lohnt. Reifender Raps, Gerstenfelder und saftig grüner Weizen stehen in geraden, handgezogenen Reihen.

Überall sind Kulis am Werk, die im stumpfsinnigen Tret-rhythmus das Wasser aus den tiefen Bewässerungskanälen in die höher gelegenen Felder pumpen. Hier auf dem Lande sind die Chinesen ein wahrhaft glückliches Völkchen. Behaglich und friedlich leben sie im Grünen dahin. Ihre großen gelben Sonnenhüte schweben gelassen durch die duftige Maulbeerlandschaft. Hier und dort schauen aus den Feldern die runden Köpfe nackter Kinder hervor; große dunkle Augen, strahlend und lustig.

Zu meiner großen Freude erfahre ich in Hangtschou, daß der Panchen-Lama in einem Bergtempel weilt, um eine große Feierlichkeit zugunsten des Friedens aller Völker abzuhalten. Das paßt mir gerade ausgezeichnet, denn wir haben ja auch vor, mit den tibetischen Räubern Frieden zu schließen.

Hangtschou ist eine der schönsten, ja eine der lieblichsten Städte Chinas. Hohe Pagoden überrücken wie große Zuckerhüte ihre ehernen Mauern, die nicht weniger als 400 Tempel in sich schließen sollen. Überall auf den Teichen und am idyllischen, schön gelegenen Westsee stehen die Lotosblumen in vollster Blüte.

Leider habe ich nur allzuwenig Zeit, um alle Schönheiten der alten Stadt richtig würdigen zu können, da es mir unter allen Umständen gelingen muß, den Panchen-Lama zu sprechen und ihn zu photographieren. Gerade ein Bild des hohen Priesters wird bei so manchem tibetischen Fürsten Wunder wirken.

Nur derjenige, der die kalten, steinernen Formen asiatischer Etikette und jene unnahbaren Höflinge, mit denen sich große buddhistische Priester und Könige zu umgeben pflegen, wirklich kennt, kann verstehen, daß mein Unterfangen, den größten lebenden Herrscher Tibets kennenzulernen, ein ziemlich gewagtes, wenn nicht gar hoffnungsloses Beginnen ist. Gachte beginne ich, erst einmal Fühler auszustrecken, um über die Lebensgewohnheiten des hohen Priesters Erkundungen einzuziehen, und erfahre als erste Enttäuschung, daß der Panchen-Lama in Hangtschou bisher keinen weißen Mann empfangen habe, und daß auch gar keine Hoffnung bestünde, bis zum hohen Herrn selbst vorbringen zu können. Von früheren Begegnungen mit hohen Würden-

trägern der lamaistischen Kirche ist mir jedoch bekannt, daß die eng gezogenen Mauern von buddhistisch-lamaistischen Vasallen einzig und allein durch wohlüberlegtes, zielbewußtes Auftreten übersprungen werden können. Das muß mir gelingen. Aber erst gilt es einmal, die richtigen Mittelsleute zu finden, diese vertrauensvoll einzuweihen und für meine Pläne zu gewinnen. So mache ich meinem Landsmann Dr. Rose, einem bekannten Arzt und Seuchenforscher, meine Aufwartung und trage ihm mein Anliegen in aller Offenheit vor. Und siehe da, ich bin gleich an die richtige Stelle geraten, denn schon nach 10 Minuten verlasse ich Dr. Rose's Laboratorium mit einem Empfehlungsschreiben an Dr. Winjards, den polnischen Leibarzt des Panchen-Lamas. Raschen Schrittes trabt mein Kuli in glühendem Sonnenbrand dem im Walde gelegenen Tempelkomplex zu, in dem der Panchen-Lama seine Residenz aufgeschlagen hat. Es ist so unaussprechlich heiß, daß dem armen Rikschaläufer der Schweiß in Strömen über den geschmeidigen Rücken läuft und helle Streifen auf der glänzenden, staubbedeckten Haut zurückläßt. Am Klostereingang entlohne ich rasch den Kuli und — der Angriff beginnt.

Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten flankieren die Torbögen und wollen mir den Eingang verwehren. Schließlich gelingt es mir, den heiligen Boden zu betreten. Es begegnet mir eine große Anzahl tibetischer Lamas in roten, wallenden Gewändern. Sie beantworten keine der Fragen, die ich ihnen stelle. Stumm ihre Gebete murmelnd, wandeln sie fürbaß. Darauf versuche ich bei einigen Chinesen mein Glück. Sie sind die Freundlichkeit selbst, legen ihre Hände zusammen, verbeugen sich und lachen, aber Auskunft geben sie mir ebensowenig wie ihre grobgesichtigen, verbknöchigen Vettern vom asiatischen Hochland. Niemand will mein Chinesisch verstehen. Keiner tut sich auf, mich zu begleiten, und, was noch weit unangenehmer ist, ich finde nicht einen Menschen, der den Namen des polnischen Arztes kennt. So irre ich stundenlang im riesigen Tempelgarten umher, bis endlich, meine Geduld hängt schon am letzten dünnen Fädchen, wie ein deus ex machina ein weißer Mann erscheint. Es erübrigt sich fast zu sagen, daß es Dr. Winjards selbst ist. Dr. Winjards ist ein lieber Mensch, der nicht nur glänzend deutsch spricht, sondern mir, nachdem ich ihm mein ganzes Anliegen dargetan, sogar vollste Unterstützung verspricht. Bei einer von dienstfertigen Chinesen rasch herbeigebrachten Tasse grünen chinesischen Tees kommen wir überein, daß der erste Versuch gleich unternommen werden muß.

Durch lange und dunkle Gänge winden wir uns hindurch und gelangen schließlich zu einem, von mächtig ausladenden Waldbäumen überschirmten schloßartigen Gebäude. In der großen Säulenhalle dieses geheimnisvollen Hauses empfängt mich zum ersten Male das prickelnde Fluidum, das den großen Lama umhüllt. Da treffen wir eine Reihe hoher chinesischer und tibetischer Würdenträger, die sich mit gedämpften Stimmen leise murmelnd unterhalten, aber von unserem Eintritt keine Notiz nehmen. Nach Landessitte, uns mit gefalteten Händen tief verneigend, lassen wir uns stillschweigend in einer Ecke nieder, bis auf leisen Filzsohlen Diener hereinhuschen und wiederum heißen Tee vor uns hinstellen.

Nach geraumer Zeit erscheint ein stämmiger Tibeter mit kreisrundem, pockennarbigem Gesicht. Der tibetische Leibarzt des Panchen-Lamas. Da ich keine Geschenke mitgebracht habe, mustert mich der Medizinnmann recht mißtrauisch. Sobald ich ihm jedoch erzähle, daß ich Tibet, das „große Gletscherland“ schon bereist habe, da strahlt sein altes, verwittertes Gesicht. Wir haben gewonnenes Spiel. Zusehends schwindet der Argwohn des Tibeters mit jedem Wort der Unterhaltung dahin. Ich erzähle ihm ganz frei, daß ich die Absicht habe, das „herrliche Land der ewigen Gletscher“ wieder zu besuchen, erwähne auch die erlauchten Namen hoher tibetischer Fürsten, die ich zu meinen besten Freunden zähle, und sage ihm, daß ich von dem brennenden Wunsche beseelt sei, Seiner Heiligkeit selbst meinen Besuch zu machen.

Ja, heute ginge das allerdings nicht, meinte der nun gesprächig gewordene Arzt. Denn Kimpoché (Seine wiedergeborene Heiligkeit) würde in der Abendkühle eine Gondelfahrt auf dem Lotussee unternehmen, und jetzt ruhe der Panchen-Lama, denn die Gebetübungen des Tages seien zahlreich und anstrengend gewesen. Zum Abschluß dieser Unterredung händigt Dr. Winjards seinem tibetischen Zauberkollegen noch eine handvoll der verschiedensten Medikamente aus. Dann reichen wir ihm die Hände und ziehen uns, innerlich über den günstigen Beginn des interessanten Spieles frohlockend, für heute vom Schauplatz der Handlung zurück.

Untertags gegen Mittag finden wir uns zu verabredeter Zeit im Kloster ein. Die Schatten der mächtigen Bäume, die die verschwiegene Tempelstätte überragen, malen ein zitterndes Mosaik aller Schattierungen auf den Boden des festlich ausgeschmückten heiligen

Haines. Aus dem dumpfen Inneren der Tempel klingen schwer und tief wie fern rollender Donner tibetische Lamatrommeln. Mönche in wundersamen, gold- und silberbestickten Seidenroben und mit hohem, pyramidenähnlichem Kopfschuß murmeln ihre Gebete im dumpfen Rhythmus, bis plötzlich ein hellklingender Gong angeschlagen wird und alle Lamas zum Blasen gellend jauchzender Trompeten übergehen. Langsam ebbt die freudige Ekstase wieder ab und verschmilzt mit dem dröhnenden Brüllen der meterlangen Tubahörner. Gebannt vom faszinierenden Spiel der Farben und der Töne stehen wir lauschend und versunken. Schweigend und in statischer Ruhe erhebt sich hinter den Mönchen, über alles Irdische erhaben, ein großer goldener Buddha und lacht sein tausendjähriges Lächeln. Ganz leise schleichen wir um die in göttlicher Betrachtung versunkenen Priester, den Zauber der Ostwelt erlebend.

Dann besichtigen wir noch das Prunkstück im Panchen-Lama-Tempel zu Gangtschou, einen Teppich. Dieser Teppich ist aus pulverisiertem Stein ausgelegt. Ihn herzustellen, haben 30 Lamas volle drei Wochen hart gearbeitet. In der Mitte begannen sie und legten kunstvoll die farbigen Muster aus gemahlenem Türkis, aus Jade und vielen anderen Halbedelsteinen. So arbeiteten sie exzentrisch nach außen und schufen ein Kunstwerk aus steinernem Pulver, wie ich es formvollendeter und in einer so bezaubernden Farbenharmonie noch nicht gesehen habe. Eine vergängliche Schöpfung, die zerstört werden wird, wenn der Hohepriester den geheiligten Ort wieder verläßt. Die Mönche werden dann das Edelsteinpulver auffammeln und in Säcke verpacken, um dasselbe strahlende Kunstwerk irgendwo, vielleicht auf dem Dach der Erde, im Potala¹ selbst, wieder mit kunstgeübten Händen vor ihrem lebenden Gott und Herrscher auszubreiten.

Nachdem die Tempelzeremonie beendet ist, empfängt uns der erste Sekretär des Panchen-Lamas. Er ist der einzige von den Hunderten, die den Gottpriester umgeben, dem das Vorrecht zuteil ist, dem Panchen-Lama ins Gesicht sehen zu dürfen, wenn er zur Audienz befohlen wird. Wir tauschen unsere Karten aus, und ich bitte ihn und viele andere der höchsten Vasallen, mir ihren tibetischen Namen eigenhändig auf die chinesisch bedruckten Empfangskarten zu schreiben. So verschwinden in kürzester Zeit eine Menge bester Empfehlungen für Tibet in meiner Tasche und auch meine Leica ist nicht müßig und sichert

¹ Größtes lamaistisches Tempelschloß in Lhasa.

mir so manche Aufnahme der höchsten Minister und Gesandten des Götterlandes, die uns später von denkbar größtem Nutzen sein sollten.

Vorerst muß der Sekretär die astrologisch günstige Stunde abwarten, um den Panchen-Lama zu fragen, ob er geneigt sei, mich zu empfangen. Unterdessen begleite ich Dr. Winjards auf seiner Krankenrunde und mache eine Fülle interessanter Beobachtungen. Der erste Patient ist ein sehr abgehärmter Malariaanker, ein tibetischer Offizier, mit dem ich gleich Freundschaft schließe, da uns die Erinnerung an viele, von uns beiden besuchte osttibetische Klöster und Ortschaften verbindet. Während Dr. Winjards den Kranken behandelt, mache ich Aufnahmen und sehe mich in der ärmlichen Krankenstube einmal um. Auf dem Tisch liegen Zigaretten, Kandiszucker und eine Scheibe angebissenen Brotes neben chinesischen Zuckerplätzchen, Tsambamehl, übelriechender Jackbutter, Rosenkränzen und einem Amulettböschchen, und dazwischen befinden sich, unordentlich verstreut, die Medizinfläschchen und Chininpräparate.

Als zweiten Patienten finden wir einen fast bis aufs Skelett abgemagerten, tuberkulösen Priester, der mit seinen tief in dunkelumrahmten Höhlen liegenden Augen einen schreckenerregenden Eindruck macht. Es ist außerordentlich interessant, wie ungemein anfällig diese hochlandgewöhnten Tibeter hier unten im warmen chinesischen Klima vielen Infektionskrankheiten gegenüber sind. Ganz erstaunlich hoch ist der Prozentsatz an Schwind-süchtigen, die man in Tibet so gut wie gar nicht findet. Wahrscheinlich ist diese mangelnde Widerstandsfähigkeit darauf zurückzuführen, daß die, auf dem feimarmen Hochlande groß gewordenen Tibeter in ihrer Jugend nie gegen die Angriffe der Tuberkeln zu kämpfen hatten und deshalb keine Gengifte in ihrem Körper ausbilden konnten und nun der furchtbaren Lungenkrankheit um so erbarmungsloser ausgesetzt sind. Dazu kommt noch, daß in der Regel die Frühformen von Krankheiten auf ein Volk von viel verderblicherem Einflusse sind als die Spätformen der Seuchen.

Unterdessen haben sich in der Vorhalle, in der wir mit dem Sekretär des Panchen-Lamas gesprochen hatten, viele chinesische Buddhisten versammelt, die sich alle den Segen des Panchen erbitten wollen. Sie tragen lange gelbe Schärpen unter dem Arm, um sie dem Panchen-Lama als Bittgeschenke zu überreichen. Heiliges Schweigen erfüllt die düstere Halle. Würdig schreiten die Priester durch die Menge und geben hier und da noch ein paar Anweisungen, wie man

sich vor Seiner Heiligkeit zu verhalten habe. Für mich vergehen viele bange Minuten, da ich weiß, daß meine Karte schon längst zum Panchen-Lama gebracht worden und noch immer keine entscheidende Antwort gekommen ist. Endlich erscheint ein Würdenträger und heißt uns mit knappen Worten, ihm zu folgen. Dienstbeflissene Mönche teilen wallende gelbe Vorhänge auseinander; wir durchschreiten eilenden Schrittes einen Vorraum, in dem sich wohl die Höflinge aufzuhalten pflegen, und treten dann in ein von Gold strahlendes Gemach ein: Vor uns sitzt auf seinem Bett der zur Zeit höchste lebende Buddha, der Panchen-Lama. Ein mittelgroßer, kräftiger Mann im besten Mannesalter mit leicht graumeliertem Haar, gutmütigem, aber energischem Gesichtsausdruck und schönen dunklen Augen, in denen sich eher die Seele eines bescheidenen Menschen als die einer überirdischen Gottheit spiegelt. Während wir uns tief verneigen, erhebt sich der Panchen-Lama lachend aus seiner Versenkungsstellung und kommt uns mit festen Schritten entgegen. Gebeugten Kopfes, vor Ehrfurcht zitternd, stehen alle Würdenträger da. Als erstes fragt der Sekretär den Panchen-Lama irgend etwas auf tibetisch. Die Antwort wird von einem tibetischen Dolmetscher ins Chinesische und von einem Chinesen ins Englische übersetzt. So erfahren wir, daß der Panchen-Lama zuerst ärztlich untersucht werden möchte. Während der Doktor ihm den Puls fühlt, bringt ein Tibeter eine kleine Dose mit silbernen Instrumenten herbei, mit denen sich der Panchen-Lama abwechselnd in den Zähnen, der Nase und den Ohren herumstochert, um sie dann mit bedächtiger Bewegung an dem goldenen Sesselüberzug zu reinigen.

Nach Beendigung der Untersuchung erteilt mir der Sekretär das Recht, zu sprechen. Zuerst werden ein paar Höflichkeitsfragen gewechselt; dann erkundige ich mich nach dem Gesundheitszustand Seiner Heiligkeit. Schließlich berichte ich von meinen Reiseplänen, die den Panchen-Lama lebhaft zu interessieren scheinen. Ja, wie er hört, daß ich Deutscher bin, werden seine Augen ganz lebhaft. Er fragt, wie weit entfernt denn Deutschland läge, ob ich auf dem weiten Wege auch nicht von Räubern überfallen worden sei, und ob ich Gutes über meine Viehherden zu berichten habe. All diese erstaunlichen Fragen stellt mir der lebende Buddha in rührend-teilnahmsvoller Weise, denn er scheint zu glauben, daß es auch in Deutschland viele wandernde Nomaden gibt und große Räuberbanden, die die Hochpässe belagern, genau wie im „Lande der ewigen Gletscher“.

Dadurch belustigt und angeregt, erzähle ich von meiner ersten Tibetreise und erwähne auch ganz ohne Argwohn den Namen des Königs von Muli, jenes gefürchtetsten aller osttibetischen Lama-tyrannen, mit dem ich schon 1931 nicht gerade die angenehmsten Erfahrungen gemacht hatte.¹

Kaum ist der Name des Mulikönigs gefallen, da zieht es wie Gewitterwolken über der Stirn des hohen Tibetpriesters auf. Sein verbindliches Lächeln schwindet dahin, er verzerrt sein Gesicht, beherrscht sich jedoch und macht nur eine abfällige Handbewegung, um Abscheu und Verachtung für den Mulikönig auszudrücken. Jetzt erst wird mir bewußt, daß ich an eine Mine gerührt hatte, deren Explosion das Scheitern unserer gesamten Expedition noch vor ihrem Beginn bedeuten konnte. Denn nun fällt mir ein, daß die Großen Lamas von Lhasa und der Mulikönig einst erbitterte Rivalen im Kampf um die Machtstellung in Tibet gewesen waren. Ich gebe dem Gespräch sofort eine andere Wendung, aber der Panchen-Lama bleibt verstoßt. Als mir wieder Tee geboten wird, lehne ich freundlich lächelnd ab, um mein Ansehen und „Gesicht“ zu wahren, und verabschiede mich bald von Tibets höchstem Würdenträger, der die Verbeugungen höflich, aber kühl erwidert, ohne mir, wie er es bei der Begrüßung getan hatte, die Hand zu reichen, und ohne mich zur Tür zu begleiten.

Daß ich mit dieser ersten Unterredung zufrieden sein könnte, kann selbst ich mir nicht einreden. Es heißt nun, taktvoller vorgehen, um die Scharte wieder auszuweichen.

Es sollte erst einige Tage später tatsächlich gelingen, eigenhändig vom Panchen-Lama unterschriebene und mit seinem heiligen Stempel versehene Pässe für Tibet zu erhalten. Der Abstecher nach Hangtshou wurde nachträglich von dem angestrebten Erfolge gekrönt.

Aber bleiben wir in Hangtshou. Als wir eben der peinlichen Situation entronnen waren, überrascht uns draußen die Kunde, daß der Antchin-Lama, ein großer Gesandter Tibets, der seit langen Jahren die Verhandlungen mit der chinesischen Regierung geführt hat, in Hangtshou angekommen und plötzlich erkrankt sei. Der Antchin ist direkt von Lhasa über Indien gereist, um den Panchen-Lama im Namen der Lhasaregierung zu begrüßen und ihn zu bitten, so bald wie möglich nach Tibet zurückzukehren, wo man in Lhasa seiner Ankunft

¹ Vgl. E. Schäfer, *Berge Buddhas und Bären*. Berlin 1933, Verlag von Paul Parey.

mit Freude entgegen sehe, da der im vergangenen Winter verstorbene Dalai-Lama in seinem letzten Willen bedeutet habe, daß der Panchen-Lama sowohl die geistliche als auch die weltliche Macht über ganz Tibet nach seinem Tode ausüben soll.

Der Wortlaut dieses Testaments ist übrigens ein Beweis dafür, wie klug der verstorbene Dalai-Lama die Politik seines Landes auch über seinen Tod hinaus zu leiten trachtete. Obwohl die beiden höchsten Herrscher während der Regierungszeit des Dalai in ständigem politischem Zwist und Hader lagen und der Panchen im Jahre 1924 endgültig aus Tibet fliehen mußte, um in Nordchina und der Mongolei sein Banner zu entfalten, zeigt diese Umsicht des Dalai-Lamas deutlich, wie sehr er seinen großen Rivalen als Führer geachtet hatte.

Eine weitere Sendung des Antschin ist die, den Panchen-Lama mit der Erziehung des erst neu zu erwählenden Dalai-Lama-Säuglings zu beauftragen. Wie ich später hörte, hatte der Panchen-Lama diese Mission angenommen und wollte in wenigen Monaten nach Lhasa zurückkehren.

Wie weittragend allerdings die außenpolitischen Folgen des Herrscherwechsels in Tibet sein werden, bleibt einstweilen noch verborgen. Sicher ist aber, daß die Chinesen, die den Panchen-Lama tunlichst hofieren, nicht mit der Rückkehr des Herrschers nach Tibet einverstanden sein werden. Daher lassen sie ihn auch alle Annehmlichkeiten des wärmeren Chinas und diejenigen der westlichen Zivilisation genießen, mit der geheimen Hoffnung, daß der Panchen-Lama das friedfertige China seinem eigenen wilden Hochland auch weiterhin als Residenz vorziehen werde. Von chinesischer Seite wird man daher die Abreise noch lange hinauszögern und den Panchen-Lama mit einem Rosenkranz von Einladungen und Banketts umnebeln, die er auf den windgelegten eisigen Hochländern Tibets missen müßte. China nämlich muß zugunsten der eigenen Macht tunlichst verhindern, daß Tibet wieder ein starker autonomer Staat wird. Aber auch die Engländer, als südliche Nachbarn Tibets, werden noch ein Wort mitzureden haben, da sie seit der Jungbusbanderexpedition (1904) immer eine tibetfreundliche Politik betrieben, die tibetischen Regimenter bewaffnet und die Offiziere sogar in ihren Armeen ausgebildet haben, nur um Tibet als stärkstes Bollwerk gegen Rußland im Norden ihrer ertragreichsten Kolonie zu befestigen.

Wenige Wochen später, wir schreiben Anfang Juli, sind wir dem glutheißen Gefängnis Schanghai entronnen. Zwei Sonnen

Expeditionsgepäck sind im Schiffsrumpf verstaut. Wie eine ganz große Erlösung ist es, als uns das leichte Vibrieren der Schiffsmaschine verrät, daß die Fahrt stromauf begonnen hat.

Ja, Schanghai ist eine große Stadt, die dem verwöhnten Europäer alles bieten kann, was sein Herz und seine Sinne begehren. Auch wir lebten dort in Gaus und Braus, doch in unserem Inneren hatte etwas anderes gewühlt: Der Drang nach Wildnis und unbändiger Freiheit, nach großem Erleben, wie es nur die Einsamkeit dem Forscher offenbaren kann.

Langsam entschwinden die Hochhäuser und die Hafenanlagen. Ich muß bekennen, daß der schönste Anblick Schanghais für mich doch nur der sein kann, wenn man traumversunken auf Deck steht und die Wolkenträger im Dunst der brodelnden Riesenstadt untertauchen sieht. Dreieinhalb Jahre sind's nun her, da ich zum ersten Male den großen Strom hinauffuhr. Damals war's Winter und wir suchten die Sonne. Heute kocht die Luft.

Ganz im stillen feiere ich ein freudiges Wiedersehen; denn der Dampfer ist meine alte bekannte, etwa siebenhundert Tonnen große Tchang, die mich schon 1931 den großen Strom hinaufgetragen hatte. Der chinesische Kabinenboy ist auch noch immer derselbe geblieben. Er lacht noch ebenso verschmigt und höflich über sein sympathisches Gesicht. Aber er erkennt mich nicht.

Die Panzerplatten schützen noch wie damals das Vordeck, aber statt der sechzig Marinesoldaten, die uns vor drei Jahren gegen die Roten verteidigten, sind heute nur fünf an Bord. Es ist ruhiger geworden auf dem Yangtse.

Die größte Überraschung aber erlebe ich, als ich meine Kajüte aufsuchen will. Da lehnt wie vor drei Jahren an der gleichen Stelle der Keeling, mit demselben abgehärmten Leidensgesicht mein russischer Freund, der Bordfunke. Er starrt auf das Wasser, in die Leere. Noch immer lasten die schweren Erinnerungen des roten Sturms über Asien auf seiner Seele wie damals, als er mir sein Lebensschicksal erzählte. Ich gehe auf ihn zu! Langsam wendet er den Kopf zu mir hin. Auch er will mich nicht wiedererkennen. Ich erzähle von gemeinsamen Erlebnissen, von den Kabaretts in Hankow, von der Schießerei mit den Kommunisten vor Tchang und dann dämmert es plötzlich in dem leidgehärmten Gesicht, ein wehmütiges Lächeln spielt um die sonst unveränderten Gesichtszüge und dieselbe monotone Stimme

wie vor drei Jahren klingt in rollendem, harten englisch: „I am pleased to meet you.“ Wir schütteln uns die Hände. Sonst haben wir uns nicht viel zu erzählen und starren beide über die Panzerplatte hinweg auf den breiten, unübersehbaren Strom.

Erst nachdem die gemeinsame Abendmahlzeit eingenommen ist und wir in Korbsesseln liegend einen Whisky Soda nach dem anderen die durstende Kehle hinterrieseln lassen, taut der verschlossene Russe endlich auf und beginnt mit halblauter Stimme zu reden. Ich erfahre von dem geheimnisvollen Verschwinden des alten Kapitäns, als dessen einziger Passagier ich damals Jangtse aufwärts gefahren war. Eine wahrhaft gruselige Geschichte mit allen ihren rätselhaften Auswirkungen und Begleiterscheinungen. Es war um Mitternacht gewesen, am 14. Juli 1931, als sich der Kapitän aus dem Salon empfohlen hatte, um noch einmal auf der Brücke nach dem Rechten zu sehen — und — um auf Nimmerwiederssehen zu verschwinden. Eine halbe Stunde etwa, nachdem der Kapitän gegangen war, begab sich der wachhabende Offizier zur Kommandobrücke, um den Skipper abzulösen. Dort aber traf er nur den Steuermann, der über den Verbleib des Kapitäns nichts berichten konnte. Der Führer der Tchang war fort, für immer von seinem Schiffe verschwunden, und sein kleiner weißer Foxterrier, der ihn auf Schritt und Tritt begleitet hatte, ward auch nie wieder gesehen! Damals war ein wilder Tumult entstanden. Erst auf dem Schiffe, dann in Hankow und zuletzt in Schanghai, wo man sich noch lange intensiv mit dem rätselhaften Verschwinden des Kapitäns befaßte, ohne der Lösung des Rätsels auch nur ein klein wenig näher zu rücken. Fest stand nur bei allen denjenigen, die den Skipper gekannt hatten, daß Selbstmord sicher nicht verübt worden war.

Der Jangtse rollte weiter seine lehmbräunen Fluten dem Meere entgegen. So verging ein Jahr, ohne daß die geringste Spur des Mordes an's Tageslicht gekommen war. Man hatte die verdächtigen Elemente aus der Schiffsmannschaft gestossen und alles auf der Tchang hatte wieder seinen gewohnten Lauf genommen. Wieder rückte im nächsten Jahre die unausstehliche heiße Zeit zwischen dem 10. und 15. Juli heran! Der große Strom hatte seine Hochwassergrenze erreicht und die Dampfer kämpften schwer gegen die Strömung an. Da geschah es um Mitternacht eines dieser Tage, daß auf der Tchang ein gellendes Angstgeschrei ertönte und — der Steuermann des Schiffes von der Zeit an spurlos verschwunden war. Niemand konnte

sich eine Vorstellung machen, wie es sich zugetragen hatte, oder warum den offensichtliche Mord begangen war.

Später schob man das mysteriöse Verschwinden des chinesischen Steuermannes einem eigentümlichen Zufall zu und machte nicht mehr viel Gerede darum.

Als aber am 15. Juli 1933 wieder gegen Mitternacht das dritte Opfer spurlos verschwand, da fing man doch zu munkeln an, und die Chinesen erzählten sich die haarsträubendsten Geschichten vom Jangtseufel, der sich nun schon drei Jahre hintereinander um Mitte Juli seine Opfer von der Tchang geholt hatte.

Mir wurde ganz unheimlich bei dieser merkwürdigen Geschichte, die der Russe schilderte. „Es ist ein Rätsel“, fügte er hinzu, „das nie ans Tageslicht kommen wird. Aber Sie werden ja selbst sehen, denn heute schreiben wir den 10. Juli.“ Ich vermeine ein leises Lächeln um den harten Mund des Russen spielen zu sehen, aber das kann auch Einbildung gewesen sein, denn es ist spät und der Bock macht schon ganz kleine Schlitzaugen, wie er nochmals mit der Whiskyflasche kommt! Wir schweigen. Ich male mir halb zweifelnd aus, was heute oder in den nächsten Tagen vor sich gehen soll. Aber glauben kann ich doch nicht so recht an das Schauernmärchen. Wir leben doch im zwanzigsten Jahrhundert und nicht im Mittelalter. Aber in China, wo noch so manches passiert, von dem unsere Schulweisheit sich nichts träumen läßt, kann man nie wissen. Ich gefalle mir jedenfalls in dem Gedanken und finde es ganz romantisch, auf dem Gespensterschiff zu sein. Eigentlich könnte der Spuk nun bald losgehen, denn Mitternacht ist vorüber und schlafen kann man bei der schwülen Atmosphäre doch nicht. Da weckt mich der Russe wieder aus der geisterhaften Träumerei und berichtet mit nüchternen Worten von seiner Kurzwellenanlage, die er bekommen habe, als der junge fortschrittliche Kapitän die Stelle des verschwundenen alten Grollbären eingenommen habe. Ich höre nur halb hin, denke lediglich an den Spuk und suche nach einer Erklärungsmöglichkeit. Vom Unterschiff dringt stichtiger Opiumgeruch zu uns herauf! Wir trinken weiter, bis uns das Wasser am Körper herunterrinnt und es Zeit wird, die Kabinen aufzusuchen, nur um weiter zu grübeln über China, den Jangtse und seine Geheimnisse.

Wenige Tage später schreibe ich in mein Tagebuch: „Zu allen Teufeln, auf der Tchang spukt es wirklich“ und die Geschichte folgt nun getreu, wie sie sich abspielte. Harmlos fängt alles an!

Gestern Nacht ging es los. Da schlich ich durch die dunklen Bootsgänge, um den Chinesen etwas abzulauschen, und trat dabei einem dicken Kerl auf den nackten Bauch. Der stieß in stockdunkler Finsternis ein infernalisches Gebrüll aus, sprang auf, als wenn er vom Satan besessen sei und schoß in wilden Sätzen davon. Der schlafende Chinese hatte mich tatsächlich für den Jangtseteufel gehalten.

Heute am 15. Juli sitzen wir alle beim Abendessen im Salon und spotten und lachen über den Spuß. Da geht draußen auf einmal ein Höllenlärm los! Wir reißen die Salontür auf, um nachzusehen, was sich begeben habe, da kommt, verfolgt von unseren beiden deutschen Doggen, ein roter, schwanzloser Gockelhahn hereingeslogen; er huscht uns zwischen Fingern und Beinen durch und verschwindet im Halbdunkel unter der Tischdecke. Die Damen sitzen im selben Augenblick auf dem Sofa, ziehen die Kniee unter das Kinn und rufen um Hilfe.

Wir können uns nicht halten vor Lachen und wollen das Biest fangen, bis der Steward in seiner namenlosen Bestürzung die Klappe des Speiseaufzugs öffnet und unser Hahn mit einem einzigen Satz darin verschwindet.

Wir schütteln uns weiter vor Lachen und Freude, nur der Steward bleibt bei seiner Ansicht, daß in diesem Hahn der Teufel gesteckt habe. In einer halben Stunde haben wir alles wieder vergessen und sitzen auf Deck, fangen die verdammten Insekten, die uns zu Millionen belästigen und ertränken die Quälgeister in Alkoholflaschen. Der Abend ist herrlich, so recht zum lange Aufbleiben geschaffen, zu warm, um auch nur einen Gedanken an Schlaf aufkommen zu lassen und kühl genug, um nicht völlig in das übliche Dampfbad triefender Kleider gehüllt zu sein. Eine Nacht, wie sie so recht zum Trinken und zum Fröhlichsein geeignet ist. So fliehen die Stunden in heiterer Stimmung wie Minuten dahin und ehe wir uns recht darüber klar werden, tönt achtmaliges Blasen von der Brücke, ankündigend, daß Mitternacht vorüber ist. Stille rundum, nur ein paar Zikaden zirpen noch vom Ufer herüber. Wir sind schweigsam geworden; in den bequemen Korbsesseln zurückgelehnt, hängt jeder seinen eigenen Gedanken nach.

Plötzlich gellt ein Schrei durch die Nacht! Vom unteren Deck her, wo dicht an dicht die Chinesen schlafen, dringt ein wimmernder Laut nach oben. Dann ist ein undeutliches Klatschen im Wasser zu hören, dem ein minutenlanges, bannendes Schweigen folgt, bis das

Angstgeschrei der Chinesen wie eine Erlösung klingt. Wie ein tobender Orkan braust das Chinesendeck nun auf. Weiber schreien wild durcheinander. Unartikulierte Laute der zusammengepferchten Gelben übertönen die brodelnden Wasser.

Erst nach Stunden ebbt die Panik ab. Das Schiff stampft weiter durch die Nacht. Keiner weiß so recht, was eigentlich in dieser Geisterstunde geschehen ist. Einige Chinesen behaupten mit aller Bestimmtheit, den Teufel gesehen zu haben; andere wollen ihn nur als vorüberhuschenden Schatten wahrgenommen haben. Die Tatsache aber ist nicht abzuleugnen, daß zum vierten Male wieder einmal ein Mann über Bord ging und in den Strudeln verschwand, in der Nacht des 15. Juli 1934. . .

Rettungsmanöver wurden aus Angst vor dem teuflischen Unwesen erst gar nicht unternommen. Ein Leben gilt nicht viel in Ostasien.

Die Nacht bleibt heiß. Das Blut bäumt sich wild auf. An Schlaf ist nicht zu denken. Ich zähle bis tausend. Das soll ein gutes Mittel sein, um in Tropennächten einschlafen zu können. Aber es bleibt wirkungslos. O diese Folterqualen, wenn man, zur Untätigkeit verdammt, in einer schwülen Kabine liegen muß, wenn der warme Schweiß aus allen Poren dringt und man den Schlaf ersehnt und nur die Tropfen zählen kann, die einem über den triefenden Körper laufen, bis man die helle Wut kriegt, wie ein Rasender aufspringt und doch einsehen muß, daß das Wasser mit dem man seinen ganzen Körper abreibt, warm wie eine Suppe ist. So vergeht die Nacht unter Grübeln und unerträglichen Gedanken, bis die frische Taubrise des kommenden Morgens dem Körper endlich Ruhe bringt.

Beim Erwachen steht die Sonne hoch am Himmel. Die Dschunken schaukeln mit prallen Segeln flußab. Paradiesisch grün schimmernde, aber teuflisch schaukelnde Schilfinfeln schwimmen vorbei.

Pastellfarbene Landschaften ziehen vorüber. So dampfen wir westwärts, dem Land unserer Träume entgegen. Der Tag geht wieder zur Neige. Wir legen die Bücher zur Seite, genießen das große Bild der wechselnden Landschaft und schauen in die blutrote Sonne und nach Westen, wo sich die Wolkenmassen zu den hohen, eisgekrönten Gebirgen Tibets zu erheben scheinen.

Die nächsten Tage verbringen wir wie im Glutofen. Die Nächte, schlaflos und schwül, werden zur Höllenqual. Nur die Stunden der

Übergänge, wenn die Nacht zum Tag wird und der Tag zur Nacht, machen das Leben noch lebenswert. Glorreich sind die Sonnenuntergänge. Bart leuchten die Wolken in allen Farben, die Berge strahlen im Abendglanz, und die dunklen schweröligten Wogen des riesigen Stromes gleißen im Lichterglanz der scheidenden Sonne. Zwerghaft wie Schmetterlinge mit weit gespreizten Flügeln, so segeln die Dschunken durch die silberglitzernde Flut und ihre langen Schatten kräuseln sich wie schemenhafte Drachen in den rubinroten Wassern. Die kleinen Nachen, die im letzten Abendglanz als pechschwarze Schattensilhouetten durch die Goldflut ziehen, und die beiden Chinesen, die, jeweils im Bug und Heck stehend, in rhythmisch beugender Bewegung die Ruder schlagen, sind Traumgestalten aus einem vom scheidenden Sonnenlicht gewobenen Kindermärchen. Wirklich, diese Stunden zaubern reine Poesie, und sie erscheinen unwahr in ihrer still dämmernden Seligkeit. Die Wellen zischen vom Bug des kleinen Dampfers und fließen wogend und rollend den weiten Ufern zu. Wenn die Dunkelheit das letzte Rot des flammenden Himmels mit schwarzer Tusche übermalt hat und die Sterne klar vom wolkenlosen Firmament funkeln, entfaltet sich ein phantastisch reiches Insektenleben. Zu Millionen und aber Millionen umkreisen die kleinen Tiere das Schiff. Sie stechen und beißen satanisch, so daß wir nur mit Flit und Whisky gegen sie ankämpfen können. Flit, um unsere Feinde, Whisky, um uns selbst zu betäuben.

Und jeder Tag bringt von neuem unausstehliche Hitze und jeder Abend wieder die schönsten Sonnenuntergänge, die wir alle bisher sahen.

Selbst mitten in der Nacht gleicht das Schiff einem ständig summenden Bienenschwarm. Die wenigen Passagiere tun mir leid, weil sie eine Vergnügungsreise machen wollten und nun vor Hitze fast umkommen. Ich versuche meist auf den Planken des Vorderdeckes im Freien zu schlafen. Eines Morgens, da ich gerade ins Reich der Träume hinüber will, ertönen laute Stimmen im Dunkel. Ich sehe den wachthabenden Marineoffizier die Maschinenpistole weglegen und vernehme das Anwerfen der Maschine. Ein Zittern geht durch den Schiffsrumpf, und während krachend die Ankerketten in die Höhe rasseln, zeigt sich im Osten ein heller Schein, der immer deutlicher wird, Kontraste hervorzaubert und purpurne Schleier über den Fluß wirft, der wie ein riesiger, langgestreckter See in völliger Ruhe da liegt. Der Himmel scheint in Flammen getaucht. Aus dem Purpur wird Weinrot, so klar und so rein, daß ich das Wasser für den



Der Panchen Lama



Wang, mein Jäger und Kamerad

Himmel und den Himmel für das Wasser halte. Dann aber rücken dichtere Wolkenschleier heran! Feuerrot leuchtend geben sie dem jungen Tag den Einzug. Blau und azurn zeichnet sich der Aether um sie ab, und in treibender Flut spiegelt sich türmend eine Pagode. Die Bugwelle rauscht wieder! Wir fahren! Ich packe meine Matrasse auf und beziehe meine Kabine, wo ich endlich, endlich schlafe, bis der Gong zum Mittagessen läutet.

So gehen die Tage eigentlich rascher dahin, als wir uns träumen ließen. Wenn es auch noch an wirklichen Erlebnissen mangelt, so ist doch das große Erleben Chinas und des Flusses so überaus reizvoll, daß wir trotz aller unnatürlichen Schlafzeiten und der quälenden Hitze ein abgeschlossen glückliches Leben führen. Manchmal gibt's doch etwas zu sehen. Einmal liegt ein gestrandeter Dampfer hoch auf dem Fels. Halb zur Seite geneigt, trauert er über sein hartes Schicksal auf dem Trockenen. Vor etwa 14 Tagen, als das Wasser noch viel höher stand, soll er aufgelaufen sein, und nun, wo sich der Wasserstand um mehrere Meter gesenkt hat, bietet das trauernde Dampferchen einen Mitleid erregenden Anblick. Die chinesischen Mannschaften des gestrandeten Dampfers scheinen jedoch eine fröhliche Zeit zu verleben. Ihr lustiger Gesang tönt zu uns herüber. Schwelender Opiumgeruch zieht uns in die Nasen! Die haben Zeit — und wenn sie bis übers Jahr warten müssen auf das neue Hochwasser, das allein ihr Fahrzeug wieder flott machen kann.

Eins der gigantischen, Hunderte von Metern langen Bambusflöße treibt bald darauf vorüber. Ein Dorf von 15 Strohhöhlen ist auf ihm errichtet. Kind und Regel mit sich nehmend, treiben die Flöße langsam der Küste entgegen. Monatelang dauert ihre Reise auf dem großen Fluß. Aber auf diesen langsam mit der Strömung treibenden Fahrzeugen ist für alles gesorgt, was die anspruchlosen und genügsamen Flößer für sich und ihre Familien zum Leben benötigen.

Immer neue Dschunken ziehen flussauf. Ihre Treidelkulis singen monotone, schwermütige Arbeitsmelodien, und sie freuen sich dabei, denn der Reis ist billig in diesem Jahre.

Schmarogermilane (*Milvus lineatus*) begleiten oft lange Strecken unser Schiff, wie es die Möwen auf hoher See zu tun pflegen. Die geschickten gabelschwänzigen Räuber fangen in rasendem Sturzflug die Fleischbrocken auf, die wir ihnen zuwerfen. Zuweilen sind es mehr als 20 dieser herrlichen Flugkünstler, die uns ihre Kunststücke vorführen. Oft schießen sie spielend und sich jagend jählings an

der Bordwand vorbei in die Tiefe, um dann, fast das Wasser berührend, die Gewalt des Fluges zu wenden und vom Luftwind getrieben, wieder nach oben zu segeln. Ohne jegliche Scheu sind diese Unratvertilger. Sie setzen sich öfters auf die Mastspitzen des Schiffes und kümmern sich wenig um alles, was sich unter ihren lustigen Sigen auf Deck abspielt.

Langsam rücken die Wuschanschluchten heran.

Als wieder einmal die Schatten der Nacht den grauen Schleiern eines goldenen Tages weichen müssen, stampfen wir Dampfbüchsen voraus in die „Gorges“ hinein. Stromschnellen bringen das Schiff ins Schwanken und Schlingern, als ob es vom Teufel erfaßt sei, Strudel, deren Durchmesser fünfzig Meter betragen, deren Wühlkessel drei bis vier Meter tiefer liegen als die tosenden Wasser rundum, erfassen das Schiff. Brausend tobt der gewaltige Fluß an manchen Stellen, wirbelnd stößt er seine Brecher zum Vordeck empor. Dumpf und hohl schlagen die schmutzibraunen Wellen gegen den vom Maschinengetöse zitternden Schiffskörper.

Faszinierend, begeisternd ist dieses großartige Spiel der wildstrudelnden Wasser und der Anblick der himmelragenden, in allen Farben spiegelnden Felsdome mit den weißen Wolkenschleiern darüber. Es kommt mir ganz unwahrscheinlich vor, daß ich dies alles schon einmal erlebt haben soll. Immer wieder sind diese Felschluchten überwältigend in ihrer grandiosen Zerrissenheit und in ihren unerhörten Dimensionen, die alle europäischen Hochgebirge in den Schatten stellen.

In einem breiten Nebenflusse werfen wir Anker und beschließen den Tag mit einem erfrischenden Bad. Begeistert wie Kinder sind wir und freuen uns, daß uns Gutschwan wieder hat. Es ist nicht allein die herrliche Natur, die uns so unbeschreiblich selig macht, sondern auch das ganze Walten und Wirken der kernig tapferen Menschen, die die Steilklippen als Fischer bevölkern oder als nackte Schiffer die letzten großen Dschunken durch die lebensgefährlichen Stromschnellen bringen. Für mich wird es ein Wiedersehen, ein richtiges „Heimkehren“, sobald ich die ersten Morals (*Nemorhaedus griseus*) erkennen kann und zwei gewaltige Steinadler (*Aquila chrysaetos*) über der Schlucht in großer Höhe ihre erhabenen Kreise ziehen.

Nach 14tägiger Flußfahrt taucht Tschungking auf. Alles ist aufgeregter. Selbst die Hunde, auf die sich unsere Unruhe überträgt, rennen wie toll auf Deck hin und her. Die mächtigste Chinesenstadt des westlichen Reiches der Mitte, die Metropole Gutschwan! Der

Hafen einer Provinz mit sechzig Millionen Einwohnern. Auf mächtigen Sockeln bunten Sandsteins erhebt sich die gewaltige dunkle Stadt. Eine kompakte Masse eng zusammengepferchten Häusergewirrs! Phantastisch schön, unübertrefflich in seiner Mischung von schmutzstarrenden primitiven Pfahlbauten und großen Steinhäusern. Der mittelalterliche Anblick dieser wunderbaren Stadt ist, vom Fluß aus gesehen, echt und ungetrübt. Vermodernde dunkle und neuerbaute helle Dschunken liegen in langen dichten Reihen vor den aufstrebenden Häuserfassaden.

Die beiden Chinesen, Li, unser alter „boy“ und Tsai, der getreue fleißige Präparator, die uns beide schon auf der ersten Expedition begleitet hatten, stehen an der Hafenrampe, um uns zu empfangen und gleichzeitig als erste wieder in den Verband der Expedition aufgenommen zu werden. Durch einen ganz merkwürdigen Zufall lerne ich Herrn Morosoff (den Schwager des nun leider verstorbenen, wegen seiner Gastfreundschaft in ganz Ostasien gerühmten Heinrich Dohr, bei dem ich 1931 zu Gast gewesen war) kennen, und zwar auf eben dieselbe Art, wie ich damals Dohr in die Hände gelaufen war. Ich frage nämlich den ersten vertrauenerweckenden Weißen nach der Adresse Morosoffs und erhalte lachend die Antwort: „Der bin ich selbst.“ Morosoffs führen die Tradition Dohr in Tschungking weiter. Wir wurden gute Freunde, und ich glaube nicht, daß man irgendwo in der Welt liebere und hilfsbereitere Menschen finden kann.

Viele Amerikaner und die Mitglieder der kleinen deutschen Kolonie setzen sich in der rührigsten und rührendsten Weise für unsere Pläne ein: Denn, wir haben keine Zeit zu verlieren, die Jahreszeit ist schon weit vorgeschritten. Und wir müssen die tibetische Grenze in spätestens einem Monat erreicht haben.

Frau Dolan, die ihren Mann bis hierher begleitet hat, fliegt mit dem nächsten Flugzeug zurück nach Schanghai. Unsere „Guten Kleider“, in Koffern verstaut, bleiben bei unseren Freunden. Jetzt beginnt die eigentliche Expedition. Von nun an heißt es, selbst Hand anlegen, und es gibt viel Arbeit während der beiden Tage, die wir in Tschungking bleiben, zu erledigen.

Der rasch entworfene Plan ist folgender: In nur zwei Tagen wollen wir mit Automobilen auf der neu gebauten Autostraße, die quer durch die fruchtbare Reisebene des Roten Beckens von Szetschwan führt, Tschengtufu, die Hauptstadt der Provinz erreichen. Es handelt sich um dieselbe Strecke, die wir 1931 in mühseligem Fußmarsch in

zehn vollen Marschtagen knapp bewältigen konnten, während man sie heute, wo ich dies schreibe, in eineinhalb Stunden mit dem Flugzeug durchmessen kann.

Mit vier vollbepackten Lastwagen soll's um fünf Uhr am Morgen des dritten Tages losgehen. Obgleich das gesamte Gepäck gestern verladen wurde und wir den Fahrern strenge Anweisung gegeben hatten, für Benzin, Öl und Ersatzteile zu sorgen, ist heute morgen selbstverständlich nichts geschehen. So verlieren wir viel kostbare Zeit. Zum Überfluß fahren die Herren Chauffeure erst noch zur Zollrevision, um stolz die Militärpässe, die uns volle Zollfreiheit zusprechen, vorzuzeigen. Als sie dann wieder zurückkommen, sitzen die ohnehin schon überlasteten Wagen voll von blinden Passagieren. Wie die Heringe hocken Chinesen in den Autos und verwehren uns, die wir die Wagen bezahlt haben, und unseren Dienern die Plätze. Es entspinnt sich eine lange heftige Diskussion, aber die Fahrer bestehen darauf, daß sie alle diese unbekannten Größen als „Bordmonteure“ unbedingt brauchen. Wir sind wieder machtlos gegen dieses Lumpenpack.

Aufregung hilft nichts. Erst nachdem wir für uns alle Platz geschaffen haben, besteigen wir endlich unseren vierstzigen, nicht gerade vertrauenerweckenden Ford und rattern hinter den Lastwagen her. Der erste Zwischenfall ereignet sich schon nach zehn Minuten, da wir mitten im Getümmel zum Markte gehender Chinesen und lastentragender Kulis einen Mann überfahren. Außer einem spontan an der Unglücksstelle entstehenden Aufruhr, gibt es keine Störung. Nach wenigen Minuten schon geht es weiter.

Die sogenannte „Autostraße“ durchs Rote Becken spottet jeder Beschreibung. Streckenweise gleicht sie einem Feldwege, der zur Hälfte mit Gras bewachsen ist, und an anderen Stellen ist sie eine kontinuierliche Schotterhalde, auf der wir stundenlang von unseren Sigen zur Decke emporgeschneilt werden. In den ersten Stunden plagen gleich zwei Reifen an einem der Lastwagen. Von großem Glück können wir sprechen, daß wenigstens ein Ersatzreifen vorhanden war, so daß wir nur einmal montieren müssen. Für gewöhnlich führen die Szetschwanesen keine Ersatzreifen mit und fahren so lange, bis das Benzin verbraucht ist und die Karre einfach stehen bleibt. Die Kerls fahren rücksichtslos über Stock und Stein und damit in kürzester Zeit jeden Wagen zu Bruch. Jeder unserer Chauffeure führt noch einen kleinen Jungen, der oben auf dem Dach sitzt, als Begleiter mit sich, damit er sich während der Arbeit des Reifenwechsels ja nicht zu

überanstrengen braucht. Auf den Trittbrettern unseres Personewagens sitzen rechts und links auch noch zwei Chinesen, die sich volle zehn Stunden lang mit einer Hand an der Windschutzscheibe festhalten.

Im Fünfundzwanzig-Kilometer-Tempo geht's voran durch Reis- und Hirsefelder. Eine reiche Landschaft, zu der die dreckigen Ortschaften, in denen unbeschreibliche Verwahrlosung herrscht, einen eigentümlichen Kontrast bilden. Soldaten sieht man überall! Sie tragen Strohsandalen, besitzen Fächer und marschieren im Regen mit aufgespannten farbigen Sonnenschirmen. Der Regen, der nun mit aller Heftigkeit einsetzt, scheint uns vorerst sehr zustatten zu kommen; denn ich zweifle, ob ein Reifen bei diesem Zustand der Straße länger als ein paar Stunden gehalten hätte, wenn die Sonne scheinen würde. Tatsächlich springt das Fahrzeug stundenlang von einer Straßenseite zur anderen. Gegen Mittag würgen wir in einer schmierigen Garküche Reis und Schweinefleisch hinunter. Nach einer halben Stunde sind wir schon wieder auf dem Wege und rattern weiter durch die hohen roten Steinblockaden zwischen den regentriefenden Hirsefeldern. Die Straße wird mehr und mehr zum Morast! Dicker, zäher Schlamm bedeckt zwanzig bis vierzig Zentimeter tief die Fahrbahn. Mit kochendem Motor winden wir uns im Schnecken-tempo hindurch und haben wieder mal Glück, daß wir bei dem dauernden Schlingern und Schleudern nicht in die einen halben Meter tiefer liegenden Reisfelder rutschen. Am Spätnachmittag sollen wir dann erst richtig kennen lernen, welche vernichtenden Folgen solch Plagregen für unsere Fahrt haben kann. Beim Durchfahren einer Ortschaft hört auf einmal die Straße auf. Ein Erdrutsch hat seine Schuttmassen über sie geworfen, und dahinter dehnt sich das weite Wasser eines zehn Meter hoch über sein Bett getretenen, wild angeschwollenen Flusses. Wir sitzen in der Klemme und müssen Halt blasen. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als wieder das ganze Gepäck abzuladen und die Automobile mit Hilfe von Kulis eine zwanzig Meter tiefe steinerne Treppe hinabzulassen, um so auf Umwegen in die Nähe des Fährkahn's zu gelangen. Allerdings ist das Risiko des Verlustes der Wagen sehr groß, und unsere Fahrer weigern sich anfänglich, den Plan durchzuführen. Was ist zu tun? Ein paar Silberdollars helfen! Mit Geduld bringt der Chineser ja bekanntlich alles fertig. Selbst Automobile müssen Treppenlaufen lernen. Nacheinander lassen wir die Wagen an Seilen die Treppenstufen hinabgleiten und durch eine Straße, die so schmal ist, daß die

Rotflügel gerade die Bambuspfeiler der Häuser streifen und diese einzureißen drohen.

Als sich am anderen Morgen die grauen Schatten der Nebel, die sich über Nacht auf den Fluß gelegt hatten, zu lüften begannen und das erste Elsterchen (*Copsychus saularis*) ganz zaghaft sein Morgenlied vom Drachenkopf des Tempelsimses flötete, da stehen wir auf, wecken die Diener und begeben uns zum Fluß hinunter, um zu unserer höchsten Befriedigung festzustellen, daß das Wasser um zwei Meter gefallen ist und das Übersetzen mit dem Floß zum mindesten versucht werden kann.

Nun wird Dampf gemacht. Aber erst nach drei Stunden, um einhalbacht Uhr, können wir mit dem ersten Wagen glatt übersetzen. Da das Wasser noch weiter fallen muß, bevor auch unsere Lastwagen mit ihren hohen Aufbauten unter der Fährbrücke hindurchkommen können, entschließen wir uns rasch, nach Tschengtu vorauszufahren. Die zehnstündige Fahrt verläuft ohne große Zwischenfälle, wenn man davon absieht, daß ein Huhn, drei Hunde und ein Schwein totgefahren werden.

In Tschengtu werden wir von den kanadischen und amerikanischen Missionaren liebevoll aufgenommen. Gleich am ersten Tage unseres Aufenthaltes treten wir mit Liu Hsiang, dem Generalissimus von Szetschwan, in Verbindung und schicken dem Marschall unsere Karten. Prompt kommt die Antwort, daß wir am nächsten Morgen um elf Uhr zur persönlichen Audienz erwartet werden. Zur verabredeten Stunde finden wir uns im Hauptlager ein, passieren die üblichen Soldatenwachen und werden von einem höheren Offizier in ein teppichgeschmücktes, fast europäisch anmutendes Zimmer geführt, wo uns als erstes Tee geboten wird, den wir nach Landessitte nicht berühren, bis der General selbst eintritt. Ich kannte Lin Hsiang nur von einer Photographie in Uniform und erwartete einen schneidigen Offizier. Ich weiß nicht recht, wie ich berührt bin, als der höchste Kriegsherr und Machthaber dieser Provinz von sechzig Millionen eintritt: Ein kleiner, ziemlich hagerer Mann in blauem Kleide, der sich äußerlich kaum von einem einfachen chinesischen Kaufmann unterscheidet. Doch Strenge und Energie sprechen aus seinen scharfen Gesichtszügen, Intelligenz und Wohlwollen aus seinen Augen. Mit langsamen, aber doch graziösen Bewegungen kommt er uns entgegen, lachend gibt er uns die Hand und dankt zuerst für die Geschenke, die wir ihm gemacht hatten. Dann lädt er uns zum Essen ein. Das Wunderbarste an

Liu Hsiang ist, daß er uns bestimmt ehrlich behandelt. In der halben Stunde, die wir bei ihm verweilen, erkundigt er sich bis ins Kleinste nach unseren Zielen, läßt sich die einzelnen Großtierarten beschreiben, fragt, ob es da oben in Tibet noch völlig wilde Menschen mit langen Haaren gäbe, bittet uns, ein paar von ihnen lebend mitzubringen, und sichert uns zu guter Letzt alle seine Hilfe zu, und, was das Wichtigste ist, er verspricht, ein Empfehlungsschreiben aufsetzen zu lassen. Während der ganzen Unterhaltung stehen die Fenster offen, so daß eine Anzahl bewaffneter Soldaten mit weit vorgestreckten Hälften unsere Unterhaltung mitanhört.

Beim Abschied begleitet uns Liu Hsiang bis zum ersten Torbogen. Unter vielen Verbeugungen ziehen wir uns zurück. Alles in bester Ordnung. Morgen schon können unsere Kulis losmarschieren, während wir erst übermorgen im Auto die halbe Strecke bis Tschow nachfahren wollen.

Der Aufenthalt in Tschengtu geht rasch vorüber! Am dritten Tag ist um fünf Uhr morgens Generalwecken! Um sechs Uhr schon holt uns das Automobil ab, und um sieben Uhr haben wir das erste unüberwindbar erscheinende Hindernis vor uns, indem wir an Stelle eines mittelgroßen, furchbaren Flusses einen reißenden Strom vorfinden. Rasch ist alles Gepäck in einem Campan (Boot) verladen, wobei uns der Bootsmann und seine Gehilfen zu unserem Troste versichern, daß die Hauptmasse unserer Kulis heute morgen glücklich übergesetzt sei. Am Ufer entlang ziehen wir erst einige hundert Meter flussauf, ehe wir es wagen können, den Strom zu überqueren. Der Fluß ist weit über seine Ufer getreten, daß die zehn Meter langen Bambusstangen noch auf Grund stoßen und wir bis fast zur Mitte des Flusses voran rücken können. Dann aber erfaßt uns die Strömung. Mächtig wird der kleine Nachen hin und her geworfen. Wir verlieren vollständig die Kontrolle, das Steuer ist gegen die gurgelnden Strudel und die sich überstürzenden Stromschnellen nicht zu halten und wird den beiden nackten Chinesen, die es bedienen sollen, glatt aus den Händen geschlagen. Aber noch ist das Glück mit uns. Ein Strudel wirft das Boot der Uferseite, die wir erreichen wollen, entgegen.

Zwei Kulis springen rasch bis zum Bauch ins Wasser und versuchen, das Boot in Schleppzug zu nehmen. Tief schneiden die Lane in ihre harte Rückenmuskulatur; die durchgebogenen Bambusstangen helfen nach. Minutenlang steht unser Fahrzeug gegen die Strömung an, ohne daß wir auch nur einen Zentimeter vorwärts kommen, dann

aber schwenkt es herum! Dem Steuermann wird jedoch die Stange mit aller Macht aus der Hand geschlagen. Sie verschwindet auf Nimmerwiedersehen.

Es entsteht eine namenlose Verwirrung. Alles brüllt durcheinander, die Weiber quieken im höchsten Diskant! Wir scheinen verloren und treiben in rasendem Tempo ab, der Mitte des Stromes entgegen, wo unsere Nußschale willenlos vom tobenden Wasser fortgerissen wird. Um die Sache kurz zu machen: hilflos treiben wir zirka 2 Kilometer flußabwärts, bis wir in ruhigeres Seitenwasser gespült werden, wo es schließlich gelingt, das Ufer zu erreichen.

Weiter geht's. In der nächsten Stadt werden wir über zwei Stunden festgehalten. Die Soldaten verwehren uns den Weitermarsch, da sie mit unseren Waffenpässen nicht zufrieden zu sein scheinen; sie schreien durcheinander und werden unverschämt, denn sie wollen unter Anwendung von Gewalt das gesamte Gepäck öffnen. Erst nachdem der Kommandant der Stadt, ein gut aussehender, höflicher Offizier, auf der Bildfläche — der Hauptstraße des Ortes, wo sich die Massen wie die Ameisen um uns gedrängt haben — erschienen ist, wird uns in zehn Minuten freier Auszug zugesichert. Unsere Kulis, die sämtlich festgehalten worden waren, haben hiedurch einen halben Tag verloren.

Nun können sie ihre Bambusstangen mit den schweren Doppelasten wieder schultern und wiegenden Schrittes weiterziehen, während wir das nächste Auto, ein abenteuerlich aussehendes Fahrzeug, das anstatt auf vier, nur auf zwei Zylindern arbeitet, besteigen und in kurzer Zeit den nächsten, hoch über seine Ufer getretenen Fluß erreichen. Die Brücke, die bis gestern in Gebrauch gewesen sein muß, ist fast völlig vernichtet. Überall auf den intakten Pfeilern stehen Chinesen in langen Reihen mit Haken und Rechen bewaffnet, um Schwemmgut, Äste und Zweige als willkommenes Feuerungsmaterial herauszufischen. Wieder muß das gesamte Gepäck auf Boote verladen und diesmal unter noch viel schwierigeren Umständen auf die andere Seite befördert werden. Das nächste Vehikel, das wir nun besteigen, stellt alle vorher in China gesehenen Wagen in den Schatten. Wir Insassen haben tatsächlich dafür zu sorgen, daß die Klapperkiste nicht auseinanderfällt. Unlasser oder Kurbel hat das Fahrzeug nicht. Wir müssen alle schieben, um den Wagen überhaupt in Gang zu bringen. Alle zwei bis drei Kilometer versagt die Maschine. Um den Schaden zu beheben, nehmen die Fahrer immer gleich den Ver-

gaser, Verteiler und die Zündkerzen heraus, immer mit dem Erfolg, daß der Wagen für fünf bis zehn Minuten seinen Dienst tut. Da wir im Morast stecken bleiben, müssen wir alle knietief hinein und Hunderte von Metern schieben, bis wieder eine trockene Stelle erreicht ist und die Maschine ins Laufen kommt. So erreichen wir nach unendlicher Mühe die Endstation des abenteuerlichen Tages. Zu bemerken ist noch, daß während des ganzen Tages eine drückend-schwüle Hitze herrschte, so daß das Autodach zu glühen schien und wir am Abend mit dicken Schmutzkrusten überzogen sind. Es ist wahrlich keine Freude, während der Regenzeit in China zu reisen. Die letzte Automobilstation ist hiermit erreicht.

Wir finden eine alte, verlassene Missionsstation und quartieren uns notdürftig ein. Das Gepäck erreicht uns am heutigen Abend nicht mehr. So sind wir wohl oder übel gezwungen, mit harten Steinfliesen ohne jegliche Bedeckung oder Unterlage als Schlafstatt vorliebzunehmen; aber die Moskitos, denen wir ohne Schutz preisgegeben sind, lassen keinen Schlaf aufkommen. Ruhelos irren wir die ganze Nacht auf dem Missionsgehöft herum, hören das nervenpeinigende Zirpen der Zikaden und verfluchen die surrenden Moskitos, die uns wie böse Geister im Dunkel verfolgen. Mit einer Stunde Schlaf muß ich mich begnügen.

Ehe noch am nächsten Morgen das Gepäck angekommen ist, mache ich mich als Erster auf den Weg, um Vögel zu sammeln. Als Träger nehme ich zwei Kulis mit, die die Verbindung mit den nachfolgenden Kameraden aufrecht erhalten sollen, während ich abseits des Weges jage. Gegen Mittag überrascht mich völlig unversehrt ein tropischer Platzregen. Bis auf die Haut durchweicht, suche ich in einer erbärmlichen Hütte Schutz, die nur von Kretins bewohnt zu sein scheint und präpariere meine ansehnliche Ausbeute, indes der Regen die Straße in einen Sumpf verwandelt, das Strohdach zu lecken beginnt und meine Vogelbälge zu verderben drohen.

Nach mehreren Stunden endlich kommt Tsai mit der Nachricht, daß die anderen im Morast stecken geblieben seien. Jetzt ist mir alles gleichgültig. Jagend ziehen wir weiter und beschließen, noch weitere fünfzehn Kilometer zu marschieren, festen Willens, als einzige das Tagesziel zu erreichen. Während es zu dämmern beginnt, bricht von neuem ein heftiges Gewitter über uns herein. Nach wenigen Minuten sind wir wieder einmal bis auf die Haut durchnäßt, der Weg ist zum Fluß geworden. Wir machen gute Miene zum bösen Spiel und ziehen im

Platschenden Regen weiter, knietief im Morast versinkend. Um das Unglück voll zu machen, verliere ich meinen linken Schuh in einem Schlammloch. Endlich erreichen wir in völliger Dunkelheit einen Ort. Außer den Häuserumrissen ist nichts zu erkennen. Verflucht! wohin sind wir geraten? Plötzlich sehen wir uns von einer Horde wild-dreinschauender, schwer bewaffneter Männer umringt, die in Soldaten-uniformen stecken. Erst werfen sie uns wieder in den Regen hinaus, dann will der unfreundliche Offizier, dessen wahnsinniges Gebrüll ich nicht verstehen kann, mir mein Gewehr abnehmen. Da ich mich zur Wehr setze, ruft er um Hilfe! Mehrere Kerle mit aufgepflanztem Bajonett rennen herbei, doch ehe sie mich erreicht haben, reiße ich mich los und entkomme in der Dunkelheit. Darauf besetzen die Soldaten das Stadttor, um mein Gepäck, das, Gott sei Dank, nicht kommt, abzufangen. Nachdem sich die Soldaten wieder beruhigt haben, verlasse ich mein Versteck und pilgere durch den unvermindert Platschenden Regen weiter.

Später erfahre ich den wahren Grund des absonderlichen Gebarens dieser Soldateska. Wenige Kilometer vor den Toren der Stadt wurde vor einigen Stunden ein reicher Chinese mit seinem ganzen Gefolge erst ausgeraubt und dann auf greulichste Weise ermordet. Das Geschehnis hatte die mannhaften Marsjünger wohl so erregt, daß sie uns für Verbündete der Räuber gehalten hatten. Meinem schon jetzt recht verwilderten Aussehen nach kann ich es ihnen auch wirklich nicht verdenken.

Nach langem Suchen treffe ich Tsai, der mit sicherem Instinkt schon eine Herberge ausfindig gemacht hat. Widerlicher Opium-gestank schlägt mir in die Nase, doch bleibt keine andere Wahl: ich muß mit diesem, nach einem Gemisch von Kot, Wangen und Opium stinkenden Loch vorliebnehmen. Tsai ist jeder Situation gewachsen. Er wirft einfach einen Hotelgast heraus und quartiert mich ein. Die Bretterbude, die ich nun bewohne, ist unbeschreiblich dreckig. Sie gleicht einer Gefängnishöhle. Aber ich bleibe unbelästigt und kann mich ausziehen, um meine nassen Kleider zu trocknen. Tsai bringt heißen Tee. Ich reinige mein Gewehr und lege es geladen neben mich auf die Strohpritsche. Das Insektenpulver, das ich eigens für derartige Gelegenheiten der Übernachtung in Schanghai gekauft hatte, war natürlich zurückgelassen worden. Was aber tut der deutsche Jäger in solchem Falle? Er greift zum Allermittelsmittel, Ballistol, das man immer bei sich führen sollte. So reibe ich mich von oben bis

unten mit Gewehröl ein. Der Erfolg ist entsprechend: Es beißt mich tatsächlich nicht eine einzige Wanze, aber Tausende laufen mir während der ganzen Nacht über den Körper, so daß ich nun schon die zweite Nacht kaum Schlaf finden kann.

Tsai benutzt übrigens eine der ganz raffiniert durchkonstruierten, aus Bambusröhrchen gefertigten Wanzenfallen, die, mit Ochsenblut und Zucker gefüllt, Flöhe und Wanzen lebendig fangen, mit bestem Erfolg! Jeder hilft sich, so gut er eben kann!

Gerade fällt der erste Lichtschein in die übelriechende Opiumhöhle, da kriecht schon der penetrante, ranzige Ölgeruch von den Gartüchen der Straße wieder ekelerregend in meine, sich noch immer wehrende Nase.

Während der ersten Stunden werden die Vögel präpariert, die wir in der Nacht beim Schein der ewig flackerigen Ölfunzel nicht bewältigen konnten. Dann ziehe ich wieder hinaus, um weiter zu jagen, während der treue Tsai zurückbleibt, um nach den verlorenen Kameraden zu spähen.

Ich streife Kreuz und quer durch die sumpfigen Reisfelder in der Absicht, das lästige Pack von Dorfbewohnern loszuwerden, das mich mit der Hartnäckigkeit von blutdürstigen Moskitos auf Schritt und Tritt verfolgt, um ja jede Bewegung des fremden Teufels zu erhaschen.

Später, wie die Sonne weinrot umhaucht durch den Frühdunst des frischen Morgens bricht und die üppige Reislandschaft sich in einem zarten, pastellfarbenen Glanz vor mir ausbreitet, erbeute ich ein ganzes Bündel von wertvollen Kleinvögeln und halte wieder auf die Hauptkarawanenstraße zu, die sich als gepflasterter Saumpfad über den tiefenden Reisfeldern in unzähligen, der hügeligen Landschaft angepaßten Windungen dahinzieht. Mächtige Wasserbüffel suhlen sich behäbig grunzend, im Morast der Abzugsgräben. Kleine Reiher (*Egretta garcetta*) im blütenweißen Prachtgefieder leisten in nächster Nachbarschaft den unglaublich störrisch dreinschauenden Wiederkäuerriesen Gesellschaft, während ein paar ruppige Gäule, die wenigen, die in der überbevölkerten, intensiv bewirtschafteten Gegend gehalten werden können, an den Rainen der alles bedeckenden Reisfelder grasen. Hier finden sie ihre einzige Nahrung, denn im „Roten Becken“ gibt's weder Weiden noch Wiesen. Wir befinden uns in einem Lande, in dem der Reismotor, der Kuli, noch als Träger verwendet wird und billiger arbeitet als der Hafermotor, das Pferd, für den kein Platz vorhanden zu sein scheint.

Schon nach wenigen Stunden höre ich den Kampfruf der Ngolok-nomaden, des gefürchtetsten tibetischen Räuberstammes. Meine Kameraden stießen ihn aus. Es ist der gellende Willkommenruf, der von nun an unserer Expedition vorausleitet. Freudig beantworte ich das jauchzend-johlende T=hi=hi, hii, hiii, das zu unserem eigenen Kampfruf geworden ist. Kulis, die des Weges kommen, sehen mich ganz verdutzt, fast verängstigt, an!

Erst später sollte der Ruf wirkliche Bedeutung gewinnen, als er sich den Ngolokfehlen selbst entrang und für das Sein oder Nichtsein der gesamten Expedition schicksalhaft werden sollte. Jetzt leben wir ja noch im tiefsten Frieden Chinas.

Aber da kommt auch schon Dolan mit seinen beiden deutschen Doggen, die von den Chinesen immer für Tiger gehalten werden und überall, trotz ihrer empörenden Feigheit, sehr dazu beitragen, uns Respekt zu verschaffen.

Beide Amerikaner hatten in einer kleinen chinesischen Herberge, sieben bis zehn Kilometer entfernt, genächtigt und waren bei Tagesgrauen mit der gesamten Kulikarawane aufgebrochen. Tsai und ich waren also weit über das gestern gesteckte Ziel hinausgeschossen. „Einer der Nikschakulis“, so berichtet Dolan, sich vor Lachen krümmend, „gebärdete sich wie ein Besessener, weil er glaubte, daß ihn trotz der vielen Wegkrümmungen ein böser Teufel verfolgte.“

In China können böse Geister ja bekanntlich nur in gerader Linie ihren Opfern folgen und der Chineser vermeidet es infolgedessen auch heute noch tunlichst, einen schnurgeraden Weg anzulegen. Vor den Eingangstoren der Ortschaften bringen die Eingeborenen außerdem zur Abwehr der Teufel und Dämonen regelmäßig ihre Geisterabwehrmauern an, die mit wundervollen Holzschnitzereien reichlich versehen, auch oft vor den Portalen oder im ersten Vorhof der chinesischen Häuser zu finden sind. Ferner zeigen die chinesischen Brücken in ihrer charakteristischen Architektur jene ebenmäßigen Rundungen, die die Flüsse im Bogen überspannen, um den bösen Geistern den Übergang zu verwehren. Alles dies und die Wege, die sich in unendlichen Schlangelinien dem hügeligen Gelände anschmiegen, geben der chinesischen Landschaft etwas lieblich Abgerundetes und bilden mit ihr ein fein abgestimmtes, harmonisches Ganzes.

Der arme Kuli, der sechshundert Pfund auf sein holperiges Wehikel geladen hatte, konnte nicht verstehen, weshalb ausgerechnet er schon vier Reifenpannen gehabt hatte. Von Überladung hat er noch

nie etwas gehört, von Geistern aber um so mehr. Darum mußte es ein Teufel sein, der ihn plagte, bis wir ihm dann ein paar schwere Munitionskisten abnahmen, sie auf die anderen Lasten verteilten und somit der Spuk für den ganzen Tag behoben war. Ohne Zweifel eine erfolgreiche Teufelsaustreibung!

Am Abend quartieren wir uns in einem Tempel ein, noch ehe der übliche Platzregen beginnt. Bis ein Uhr nachts haben Tsai und ich zu präparieren, aber um 5 Uhr morgens sind wir schon wieder auf dem Wege, den Bergen entgegen.

Die Hochgebirge, die während der letzten Tage schemenhaft am Horizonte erschienen waren, werden heute zur Wirklichkeit. Klar und schroff erscheinen die Umrisse der gigantischen Grenzgebirge Hsifans, die das eigentliche China von Tibet scheiden.

Unsere Karawane gleicht einem auseinandergezogenen Trauerzuge. Die Rißschas kriechen im Schlamm, die Hunde lahmen, wir haben Blasen an den Füßen, die uns auf dem heißen Boden wie Feuer brennen. Vierzig Kilometer muß ich heute durch die Hügelketten laufen, während Dolan und Duncan wenigstens in der Lage sind, sich Gänsten zu mieten. Bei mir, der ich mein Glück auch mit einem Tragstuhl aus Bambus versuchte, weigern sich die Kulis schon nach fünf Minuten. „Herr Du bist zu schwer“ sagen sie.

Da ich aber selbst zusammenzubrechen drohe, muß ich die armen Kerle am Abend doch noch schinden, bis der hinten tragende Kuli zusammenklappt und in ein Reisfeld kollert.

So kommen wir nach Chungchang, einer größeren, dicht besiedelten Landstadt. Dort halten uns die Soldaten abermals an, weil sie vermuten, daß wir „Mafei“, Morphinum, bei uns führen. Erst nach längeren Verhandlungen und mit Hilfe einer Hand voll blanker Silbermünzen, die für erregte Gemüter hier immer wieder die beste Medizin sind, kaufen wir uns los, um mit viel Verzögerung am Abend in Tschow, der ersten Etappenstation, anzukommen.

Wir können jedoch den wildangeschwollenen Ja-Fluß nicht mehr überqueren, da die Dunkelheit bevorsteht und erst am Nachmittag acht Leute ertrunken sind. Sie hatten versucht, ihr schwer beladenes Fährboot über die Stromschnellen des wilden Flusses hinüberzurudern, wurden jedoch mitten in der Strömung von einem tosenden Strudel erfaßt und augenblicklich in die Tiefe hinabgezogen. Die überlebenden Fährleute sind durch diesen Vorfall noch etwas eingeschüchtert und verweigern die Überfahrt. Also haben wir das Nachsehen und bleiben

an Ort und Stelle diesseits des Flusses, da ohnehin unser gesamtes Gepäck erst nach mehreren Stunden eintreffen kann.

In der Dämmerung unternehme ich noch eine erfolgreiche Reiherjagd, die mir erwähnenswert scheint. Mitten umtost vom wilden Fluß, steht ein prächtiger, alter Graureiher (*Ardea cinerea*) auf einer Insel, achtzig Meter vom Ufer entfernt. Die Aussichten, den immerhin seltenen Vogel zu bekommen, sind infolge der Entfernung verschwindend gering. Trotzdem überrede ich Dolan, mit dem Zielfernrohr einen Kugelschuß zu wagen. Im Knall zeichnet der große Vogel weidwund und bricht zusammen, um jedoch gleich wieder hochzu gehen. Nun aber geschieht etwas gänzlich Unerwartetes: anstatt, wie es die Wahrscheinlichkeit vermuten ließ, ins Wasser zu fallen und mit der Strömung abzutreiben, nimmt sich der Reiher auf und kommt quer über das tosende Wasser herüber. Tot fällt er uns vor die Füße.

Bei einbrechender Dunkelheit quartieren wir uns dicht am Flusse in einem chinesischen Bauernhause ein.

Wegen des vom Dauerregen aufgeweichten Weges erreichen uns das Gepäck und unsere Schlafsäcke an diesem Abend nicht mehr, so daß wir mit dem Scheunenboden vorliebnehmen müssen und ich wegen der Unzahl von Wanzen die vierte Nacht so gut wie gar nicht schlafen kann.

Kaum hatten wir uns leidlich eingerichtet und unser obligates Huhn mit trockenem Reis hinuntergewürgt, als sich schwarze Wolkenmassen zu dichten Klumpen ballten und in unheimlicher Eile aus den Bergen heraus über Tschow hinwegzubrausen begannen. Ehe wir uns recht von dem unheimlichen Anblick des elementaren Naturgeschehens gesammelt hatten, brach ein fürchterlicher Wolkenbruch über uns herein. Ein Klatschen begann, ein Toben und Zischen, daß wir eingeschüchtert, selbst kaum wußten, wo uns die Sinne standen. Der Berghimmel schien alle seine Schleusen geöffnet zu haben.

Beim ersten Dämmererschein, der durch die schwere, offenstehende Scheunentür fällt, beginnt draußen ein wüstes Durcheinander: Schreien, Weiberjammern und Kinderplärren. In äußerster Ekstase kommt der Koch zu uns hereingesprungen: Klatschnaß, schreiend und gestikulierend. „Sui-Lei-la, Sui-Lei-ba“ das Wasser kommt, das Wasser schwillt! Wie von der Tarantel gestochen, springen wir auf, nur um zu erkennen, daß es eben noch Zeit ist, eine Katastrophe zu vermeiden. Schon stehen Hof und Straße unter Wasser. Der Fluß ist über Nacht fünfzehn Meter gestiegen! Das enge Talbett staut die tosenden Wassermassen auf. Doch hinter uns erheben sich die rettenden

Berge. Wir geben schnell genaue Anweisungen zum fluchtartigen Rückzug vor der Sintflut und waten mit hochgekrempelten „shorts“ in den dämmernden neuen Tag, um uns die Bescherung mit eigenen Augen anzusehen.

Ich bin einesteils ganz froh, China auch von dieser Seite einmal zu erleben; denn nie zuvor habe ich eine solche Naturkatastrophe mit eigenen Augen gesehen. Die Eindrücke dieses Tages haben bei mir jedoch keine angenehme Erinnerung hinterlassen.

Die Reisfelder gleichen riesigen Schilffeen. Dahinter aber tost der braune Fluß. Turmhoch überschlagen sich die siedenden Wellen, brausend rollen die Wogen in unglaublicher Geschwindigkeit daher und toben mit übernatürlicher Macht über die Schotterwälle dahin. Die kleine Insel, auf der Dolan gestern abend noch dem Reiher die Kugel antrug, ist samt ihrem Wohnhäuschen verschwunden. Grollender Gischts stürzt über sie hinweg.

Auf jedem, eben noch über Wasser ragendem Reishälmchen sitzen dicht aneinandergedrängt wie Ahrenrispen Duzende von Grashüpfern, die ihren feuchten Tod erwarten. Häuser, Giebelhäuser, Balken, Tische und tausende entwurzelter Baumriesen treiben vor unseren staunenden Augen vorüber. „Wie viele Menschen werden ums Leben gekommen sein?“ geht's mir, von Grauen geschüttelt, durchs Hirn. Ein riesiger Baum kommt mit gewaltigem, in die Luft ragendem Wurzelgeflecht dahergefegt. In wilder Todesfahrt flammert ein Mensch daran! Jetzt wird ihn der Strudel fassen! Hoch richtet sich der gewaltige Baumriese auf, steht für Augenblicke wie verwurzelt und lebend im brausenden Element. Nur noch Sekunden, und der Riese schlägt um. Eine zehn Meter hohe Sturzwelle begräbt ihn. Unsere Augen weichen nicht vom zischenden Gischts und von der Stelle, wo der Baum wieder erscheinen muß, wie wir fast fürchten, ohne den rettungslos Verlorenen. Da quirlt er auch schon hervor, diesmal mit den Wurzeln zu oberst wie ein gährender Drache, es folgt der plumpe lange Stamm, zuletzt die Krone, in der noch immer der um sein Leben verzweifelt ringende Mensch sich festklammert.

Ich habe die Flüsse des tibetischen Grenzlandes schon kennen-gelernt und weiß, daß die Eingeborenen recht haben, wenn sie hundert Teufel in ihnen sehen. Habe ich doch meine eigenen Karawanentiere im gurgelnden Schrund verschwinden sehen, sah, wie die armen, vom langen Karawanenmarsch abgehärmten Tiere verzweifelt unterlagen, immer nach langem, zähem Kampfe. Aber so etwas von Zähigkeit

wie bei diesem, um seine letzten Minuten ringenden Menschen erblickte ich noch nie.

Eine neue Sturzflut verschlingt den Stamm. Nochmals taucht er auf. Seine Krone ist leer. Ausgelitten!

Häuser und Hütten treiben vorbei. Immer weiter steigt das Wasser.

Es wird Zeit, daß wir nach unseren eigenen Sachen sehen. Wir waten zurück. Fast ist es schon zu spät, fußhoch steht das Wasser im Hause — mein provisorisches Bett ist schon ganz durchweicht.

So tut Eile not. Durch das wüste Geschrei der zu Tode geängstigten Kulis geben wir unsere Kommandos und in wenigen Minuten harter Arbeit ist unser gesamtes Gepäck am Berghang auf dem Trockenen! Guter Rat ist teuer. Über uns erheben sich Steilhänge und unfruchtbare Felsen und unter uns tobt und brandet der wilde Fluß. Hier können wir nicht bleiben! So ziehen wir denn aufs Geratewohl die Hügelkette entlang, nehmen Richtung auf einige hohe Baumgruppen, die im dichtbesiedelten China immer verraten, daß Häuser in der Nähe sein müssen. Und richtig. Wir finden dort ein ganzes Dorf, das allerdings nur von einem Familienstamm bewohnt ist. Familie Tung, deren alter, grauhäutig-patriarchalischer Großvater, dem die wenigen Barthaare bis auf die Brust herabhängen, uns nach altem Zeremoniell so freundlich empfängt, als ob nichts geschehen sei. Der alte würdige Herr stellt uns den Tempelraum im großen, stark befestigten Stammhaus, wo er den Ahnen seiner Familie zu opfern pflegt, großzügig zur Verfügung. Wir quartieren uns ein, können unsere durchgeschwitzten Kleider wechseln und fühlen uns wohl, während zweihundert Meter von uns Menschen um ihr Leben ringen.

Den ganzen Tag regnet es in Strömen, so daß ich Zeit habe, die Sammlung zu ordnen und in Muße mein Tagebuch nachzutragen.

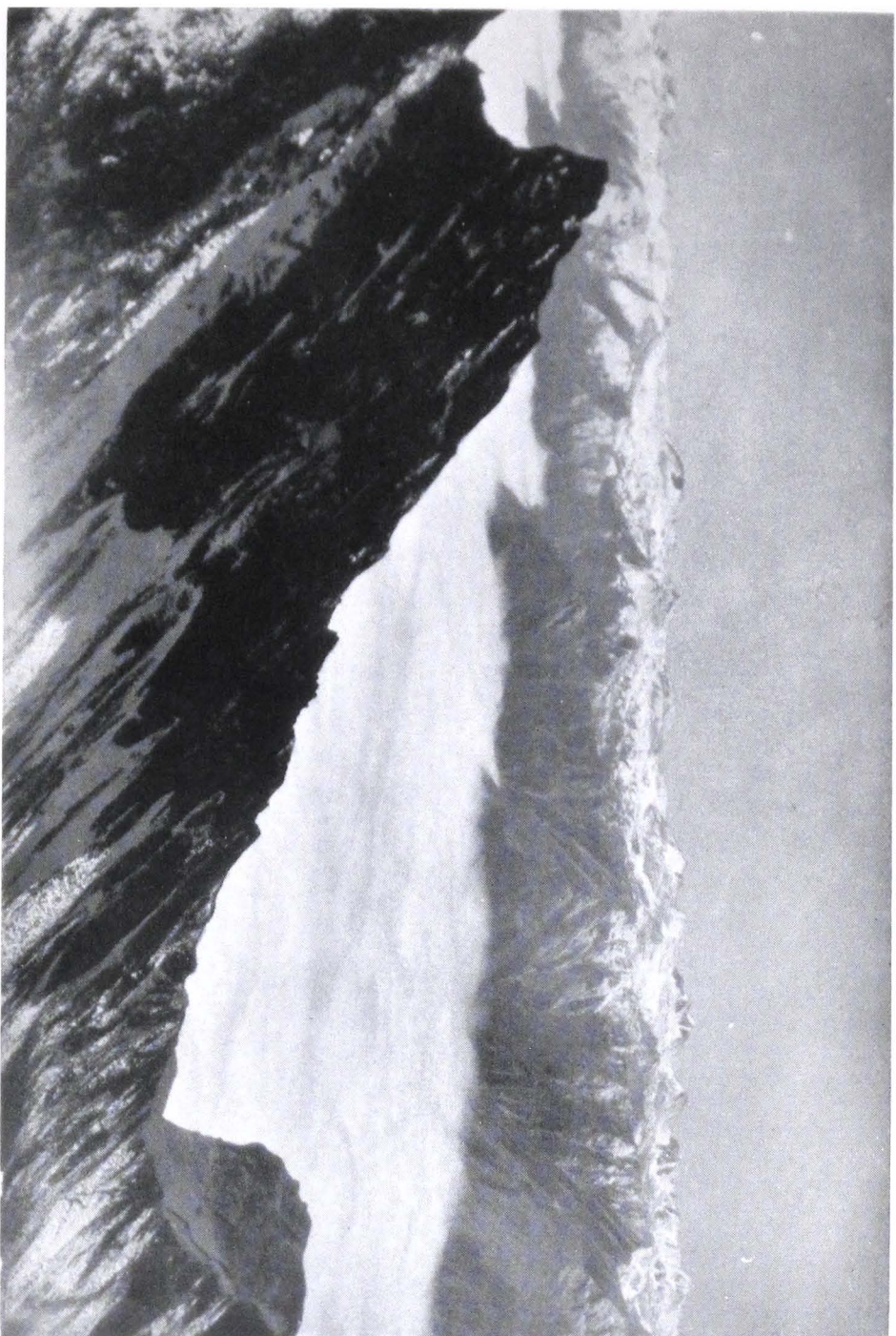
Auf dieser Expedition, deren Ausrüstung und Organisation unsere gemeinsame erste Reise bei weitem übertrifft, schwanken wir tatsächlich von einem Extrem ins andere. Alle Elemente scheinen uns verdammen zu wollen. Erst erlebten wir in Schanghai einen Hitzerekord und hier in Szetschwan ist seit neunzig Jahren nicht mehr solch eine katastrophale Überschwemmung gewesen. Der Fluß in Tschow hat die höchste Hochwassergrenze von vor neunzig Jahren weit überschritten.



Phot.: Weigold



Oben: Tibetisches Waldland
Unten: Am Bambusseil über den tosenden Tung



Das wilde Giffanbeegland

Phot.: Grieser

Es fällt mir schwer, die Eindrücke und Erinnerungen an diese Tage, die unsere Nerven bis zum äußersten aufpeitschten und unser Blut wie nie zuvor in Wallung brachten, in nüchternen, der Situation angepaßten Worten zum Ausdruck zu bringen. Böenartig trieben immer neue Schübe der dunklen grauerregenden Unwetterwolken aus den Bergen hervor und fielen über uns hernieder, daß das Licht des Tages zur Dämmerung wurde und unsere Diener zitterten und bebten. Volle achtundvierzig Stunden tobte das nasse Element um uns, ohne daß es uns, die wir eng zusammengepfercht auf kleinem Raum weilten, möglich gewesen wäre, überhaupt einen klaren Gedanken zu fassen. Wir waren sprunghaft wie Raubtiere. Der Geist war abgestellt. Nur zu Instinkthandlungen waren wir noch fähig. Ich glaube nicht, daß es Furcht war oder Angst, die uns so minderwertig machte und so klein. Es war das unbewußte Drängen nach Sicherheit, es war die Ungewißheit unserer Lage, in die wir uns fatalistisch ergeben mußten, ohne auch nur im geringsten durch Willenseinsatz oder Energie helfen oder bessern zu können. Die Eingeborenen dieses unfassbaren asiatischen Kontinentes, die uns immer so fremd vorkommen und deren Psyche wir nie so recht verstehen können, habe ich da kennen gelernt. Ihnen bleibt, ihrer Veranlagung gemäß, bei solch elementaren Naturkatastrophen zumeist nichts übrig, als sich passiv zu ergeben und den Tod zu nehmen, wie er kommt. Als Li, unser englisch sprechender Boy, wieder einmal von einem Erkundungsgang zurückkam, setzte er sich auf eine kleine Bank in der hintersten Ecke unseres finsternen Tempelgemachs und sagte ganz in sich versunken: „Now master no can do anything“ — und dann lächelte er trübe und überlegen.

Die mächtigen Stadtmauern Tachows, die noch vor wenigen Tagen wie unzerstörbare Bastionen fest und trutzig in den Himmel gestarrt hatten, wurden von der wühlenden Flut untergraben und brachen in sich zusammen wie armselige Streichholzhäuschen, die ein Kind zertrümmert. Bäume, deren weitausladende Kronen ein kleines Heer von bunten Vögeln zur stillen Nachtruhe beheimatet hatten, barsten in ihren starken Wurzeln und ihr Blätterdach ging im Morast der aufgewühlten Erde zugrunde. Jede Straße wurde zum Bach. Die einzeln stehenden Häuser, soweit sie nicht zerfallen am Boden lagen, ragten wie Inseln aus der braunen, satanischen Flut hervor, und die Bäche wurden zu Wildflüssen, die sich viele Meter tief ins Erdreich wühlten. Die Flüsse aber waren über Nacht zu weithin donnernden,

wild sich überstürzenden Strömen geworden. Sie sammelten die Leichen und trugen sie davon wie die Giftdornen der Hölle.

Das Furchtbarste aber trug sich nicht bei uns, sondern etwa dreißig Kilometer unterhalb Jachows zu. Dort wurden ganze Dörfer hinweggeschwemmt und eine Stadt dem Erdboden völlig gleich gemacht. In wenigen Stunden ertranken dort auf ganz kleinem Raume dreißigtausend bedauernswerte Menschen! Ich glaube kaum, daß die Kunde von diesem entsetzlichen Ereignis jemals die zweitausendsechshundert Kilometer bis zur Küste Chinas gelangt ist und bezweifle, daß irgendein Europäer in seinem Heimatlande je von dieser Katastrophe vernommen hat.

In Jachow selbst sind die Menschenopfer nur sehr gering. Die wenigen, die zu beklagen waren, hätten bei vernünftiger Einhaltung von Sicherheitsmaßnahmen bestimmt verhütet werden können. Sieben Männer stehen da am Steilufer des Jastroms und warten in aller Seelenruhe darauf, daß die Strömung auch ihre Häuser wegreißen wird. Trotz aller Warnungen bleiben sie stehen, bis das vom gurgelnden Strom unterwühlte Ufer mit den sieben Fatalisten zusammenbricht und alle sofort von den Strudeln verschlungen werden. Ein alter Mann kommt ums Leben, als er mit stoischer Ruhe Brennholz aus dem Flusse fischt. Er beugt sich zu weit vor, eine aufpeitschende Welle ergreift ihn, und schon ist's um ihn geschehen! Eine alte Frau will sich mit ihrem fetten schwarzen Schwein, das sie an einem Halsband führt, vor der Strömung retten, wird aber von einer Welle ergreift und mit dem quiekenden Tier in den Fluß geworfen. Da geschieht nun etwas völlig Unvorhergesehenes, etwas in diesem Lande gänzlich unnatürlich Unmutendes: Mit Windeseile kommt eine Rettungsmannschaft herbei und — rettet die Sau — während die Frau erbärmlich ertrinkt. Eine große Menschenmasse strömt sofort herbei, um die Retter zu bewundern. Alle geben ihrer Freude Ausdruck, daß der kostbare Braten zurückerobert worden ist. Die Frau erwähnt niemand. Alle diese abscheulichen Greulichkeiten psychologisch zu erklären und den Grund für diese unbarmherzige Grausamkeit zu finden, ist gewiß eine schwierige Aufgabe. Ich selbst bin der Meinung, daß einzig und allein die unbeschreibliche Armut, die Übervölkerung und wirtschaftliche Not der Eingeborenen den wahren Schlüssel für diese seelischen Erzesse liefern können. Dieselbe mitleidlose Gefühlsroheit kann man mehr oder weniger deutlich täglich auf der Straße beobachten, am stärksten aber kommt sie doch bei den ge-

fürchteten Choleraepidemien zum Ausdruck, wenn die Kranken aus den Häusern geworfen werden und auf der Straße wie Hunde umkommen. Glücklicherweise macht übrigens die Cholera, die überall im Lande wüthet, vor den hohen Bergen Halt, bezw. sie dringt nur in die tiefen Täler des gewaltigen Grenzlandes ein, kann aber die hohen Pässe, die den Abschluß Chinas nach Tibet bilden, nicht überschreiten und bleibt in der Regel auf den dichtbevölkerten Seuchenherd des roten Beckens beschränkt.

Es ist unglaublich, wie stark der Scholleninstinkt bei den Chinesen entwickelt ist. Bis die tatsächliche Lebensgefahr selbst an sie herantritt, bleiben die Söhne des Han ihrem Grund und Boden in fatalistischer, fast tierischer Weise treu. Mütter sehe ich, die ihre Kinder auf dem Schoß haben und stillen, während das Wasser ihnen bis an die Knie steht. Auf einer Insel, die in der nächsten Stunde schon überschwemmt wurde, beobachte ich die totgeweihten Bewohner, wie sie einen langen Baumstamm, der sich im Maulbeergebüsch verfangen hat, zu ihrer Bambushütte heranziehen wollen. Nur ganz wenige Ausnahmen gibt es: meist sind es gebrechliche und alte Leute, die sich rechtzeitig vor der Flut zurückziehen. Mit ihrem ganzen Hausrat, bestehend aus Kochtopf, Reischalen, Eßstäbchen, Reis und, wenn's hoch kommt, noch etwas Gemüse oder einem kleinen Stuhl, alles in einer Kiepe auf dem altersgebeugten Rücken zusammengepackt, schreiten die alten Männchen mit nickenden Köpfen den Hügeln entgegen, und hinter ihnen trippeln die runzligen, zusammengefallenen Weiber, auf ihren gebundenen „Lilienfüßen“.

Da wir durch die grauenvolle Überschwemmungskatastrophe zwei ganze Marschtage eingebüßt haben, — sehr zum Ärger meiner Kameraden, aber zu meiner stillen Befriedigung, weil ich die günstige Gelegenheit ausnützen konnte, um recht viel „Kleinzeug“, das für die Wissenschaft am wichtigsten ist, zu sammeln, und ich mich mit den Lebensgewohnheiten der kleinen Singvögel etwas intensiver beschäftigen konnte — erreichen wir nun endlich Sachow, die auf der westlichen Flußseite gelegene, wallumzäunte Handelsstadt. Sachow ist einer der wichtigsten Handelsknotenpunkte für Tibet. Reges Leben herrscht auf den modern angelegten breiten Straßen der Kaufmannstadt. Hier, wo etwa vierzigtausend Chinesen auf kleinem Raume zusammenleben, wird der rohe See, der für Tibet bestimmt ist und fast nur aus Zweigen mit ganz wenigen Seeblättchen besteht, auf den Straßen getrocknet und in Ziegeln zusammengepreßt. Fast fünfhundert, schwer mit See-

ballen beladene Kulis, deren Einzelbürden hundertundsiebzig bis dreihundert Pfund betragen, verlassen täglich die Stadt, um den See über die hohen Grenzgebirge des Hsifanberglandes nach Tatsienlu, der tibetischen Grenzstadt, zu tragen. Dort wird die kostbare Fracht in den großen Karawanenereien von tibetischen Kaufleuten übernommen, in frische Daalhäute vernäht und in unendlich langwierigen Märschen von Daalkarawanen bis in die entferntesten Winkel des hochtibetischen Landes verfrachtet. Zwei Jahre dauert oft die Reise, die der See über das im Durchschnitt viertausendfünfhundert Meter hoch gelegene „Dach der Erde“ antreten muß, um schließlich muffig riechend und total verschimmelt, irgendwo in Westtibet seinen endgültigen Bestimmungsort zu erreichen. Der chinesische Jachow-See wird übrigens von den Tibetern dem indischen bei weitem vorgezogen. „Er vermischt sich besser mit der Butter“, so sagen sie, denn der gebutterte See ist das sine qua non, ohne das ein echter Tibeter einfach nicht existieren kann!

Jachow liegt dicht an den Vorhügeln der hohen Grenzgebirge. Ein idyllischer kleiner Ort, in dessen volkreichen Straßen man stundenlang unbelästigt dem Hin und Her, dem Feilschen und Handeln nach altchinesischer Art zuschauen kann. Die Spuren des Hochwassers sind noch nicht ganz verwischt, obwohl sie äußerlich nicht mehr in Erscheinung treten, und das Straßenleben schon wieder in ewig gleichem Rhythmus dahinschwingt; doch sollte ich am eigenen Körper, sehr zum großen Gaudium von jung und alt, bald erfahren, daß doch noch einige „gefährliche“ Stellen vorhanden sind. So pilgere ich mit meiner Deutschdrachthaar-Hündin Berbl, die mich ständig begleitet und mit gefletschten Zähnen das allzu aufdringliche Volk von mir fernhält, das in naiver Gutgläubigkeit nur zu gern dem Fremden nachfolgt, ganz gemächlich über die großen Basarstraße, besuche die Läden, feilsche hier etwas und dort etwas, um meine chinesischen Sprachkenntnisse zu erweitern und des Landes Sitten kennenzulernen. Ich trage, da ich aus den Reisfeldern und von Jagd zurückgekommen bin, ein Paar hohe, bis zu den Hüften reichende Gummistiefel und bin stolz, die Pfützen auf der holperigen Straße durchwaten zu können. Viel bestaunt von ehrbaren Herren und den eleganten Dämchen, die mit ihren Seidenpantöffelchen darum herumtrippeln müssen. Sorglos patsche ich wieder in eine große Wasserlache hinein; doch der Boden ist hier unterspült und bricht durch. Ich rutsche, plantsche und lande kopfüber in einem metertiefen Loch, aus dem ich mich fluchend und von Tauche übergossen, wieder herausarbeiten muß. Schnell heißt es den wenig imponierenden Rück-

zug antreten. Die nicht endenwollenden Lachsalden, die hinter mir herdröhnten, hallten noch in meinen Ohren, als ich eine halbe Stunde darauf neu eingekleidet auf die Jagd zog.

Die drei Tage in Tschow sind sehr wertvoll, da ich von der chinesischen Tieflandsfauna — Tschow liegt nur siebenhundert Meter hoch — soviel wie möglich erfassen möchte. Daneben gibt es reizvollste Jagden auf Niederwild. Namentlich die Jagd auf die kleinen bunten Turteltaubchen (*Streptopelia chinensis*, *Streptopelia orientalis*) macht immer viel Vergnügen. Oft komme ich nach kaum einstündigem Jagen mit einem Duzend dieser wohlschmeckenden Vögel, die sämtlich mit der Kleinkaliberkugel erlegt sind, in der Missionsstation an.

Daneben gibt es vielerlei organisatorische Kleinarbeiten zu bewältigen, die auf einer Expedition ja nie enden wollen. Da muß das Gepäck revidiert werden. Es müssen Pässe beschafft werden, um Zollschwierigkeiten zu vermeiden. Also wirft man sich in seinen besten Jagdanzug und macht beim Zivillgouverneur und bei den hohen Generalen Anstandsbesuche, die mit vielen Bücklingen und einer Tasse parfümierten Tees beginnen, über eine Zigarettenlänge hinaus zum erwünschten Erfolg führen und mit noch mehr Verbeugungen und der sehr hygienischen chinesischen Geste seine eigenen Hände grüßend zu drücken, endigen. Dann muß man Stunden und Stunden mit Pferdemaßlern verhandeln, um einen möglichst geringen Preis herauszuschinden, denn in zwei Tagen soll's losgehen.

Über die Berge, Tibet entgegen! Vor uns liegen die hohen Gebirgsblockaden, in die noch keine Karawane vorzudringen wagt, da die Pferdeführer zitternde Angst davor haben, daß die Unwetterdämonen noch immer nicht zur Ruhe gekommen sind, und die Karawane durch Bergrutsche verschüttet werden könne. Schließlich kommen wir aber doch auf einen einheitlichen Nenner: Morgen geht's also los mit achtzig Pferden, fünfzehn Mann und drei Hunden.

Wir fiebern vor dem Abmarsch, denn in zehn bis vierzehn Tagen wollen wir Tschienlu, Tibets Grenze, erreicht haben. Miß Shurtleff, unsere Gastgeberin, eine ältere amerikanische Missionarin, von runden Formen und unaussprechlicher Herzensgüte, gibt uns ein feines „farewell dinner“ und dann plaudern wir bis in die Nacht hinein über die Cholera und die Malaria, so viel, daß ich jedesmal zusammenerschreke, wenn eine lächerliche Mücke am Ohr vorbei auf die Petroleumlampe zustritt.

Bald schon ist's Schlafenszeit, da erscheint in der Missionsstation ein höherer Offizier, der uns die „freundliche Nachricht“ überbringt, daß unser gesamtes Gepäck vogelfrei sei, und trotz des vom General ausgestellten Passes nicht unter militärischem Schutz stehe, da wir den Offizieren nicht wenigstens zwanzig Gent für jede Last, die wir mit uns führen, geboten hätten. Es entspinnt sich eine stundenlange, aufgeregte Debatte, die damit endet, daß wir insgesamt den Herren Offizieren erklären, daß uns der Paß des Generals und unsere eigenen Waffen genügten, unser Gepäck zu beschützen. Und damit basta!

Eine solche Antwort hat sich der hohe Herr nicht träumen lassen. Daher zieht er sofort mildere Saiten auf und beginnt mit dem, seine Klasse kennzeichnenden Geschick, auf ihnen zu spielen. Schließlich läuft unser vorheriger Widersacher vor Höflichkeiten förmlich über und empfiehlt sich zu später Nachtstunde unter vielen schmeichlerischen Verbeugungen. Er hofft sicher, daß sich unsere Herzen im letzten Augenblicke doch noch erweichen lassen, aber er hofft vergeblich.

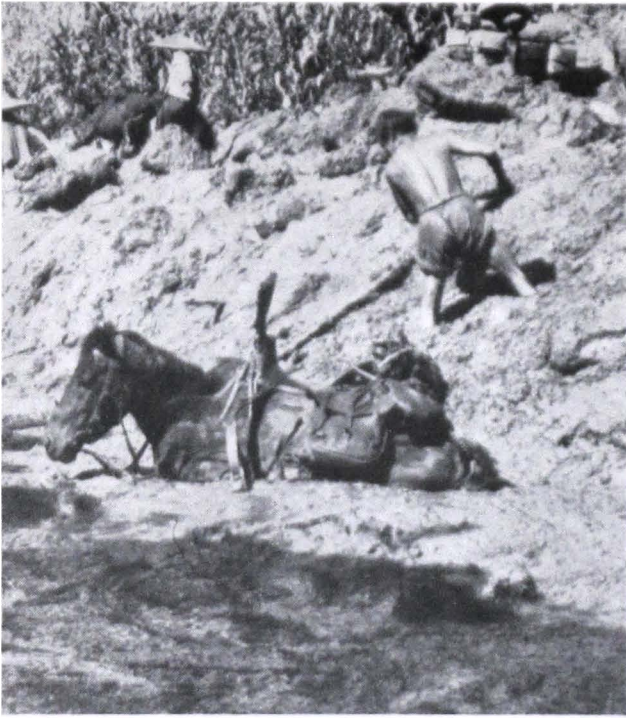
Zweites Kapitel

Unser Kampf gegen die Schlammströme Über die Gebirgsblockaden nach Tibet

Wolkenbrüche und ihre Auswirkungen. — Bergrutsche und Steilschluchten machen unseren Tragtieren das Leben sauer. — Pioniermannschaften werden eingesetzt. — Dreitausend Meter Meereshöhe sind erreicht. — Vegetationsarmut in den Schluchtengebieten. — Ewiger Regen. — Wir schrauben uns höher und höher hinauf. — Die ersten Todesopfer an Lasttieren. — Tibets Gise-riesen kommen in Sicht. — Tibetischer Einfluß. — Die ersten Geweihe der Sagenhirsche. — Wasukou am Lungfluß wird erreicht. — Das erste starke Wild in den Felsen. — Kletterpirsch auf Gorals. — Erlegung zweier Gorals. — Abstieg im Dunkel. — Rückblick auf die ersten Tage im Hochgebirge. — Sammeln unter schwierigen Umständen. — Die Grenze Tibets erreicht.

Seit fünf Uhr früh sind wir auf den Beinen, aber es wird doch Mittagszeit, bis wir endlich unsere Hengste besteigen und mit der neuen Karawane losreiten können. Die Landschaft ist zwar schon bergig, doch noch längst nicht gebirgig zu nennen. Daher ist der Faunenwechsel auch kein übergangsloser, sondern vollzieht sich ganz allmählich. Erst beim Durchreiten eines langgestreckten, weiten Reistales treffen wir auf mehrere neue subtropische Vogelarten. Die Sonne ist unerträglich heiß. Die ersten Stunden reiten wir durch eine Reisfeldlandschaft, die terrassenartig angelegt, mit den allerorten eingesprengten Tempelhainen und Wäldchen einen tropischen Charakter trägt. Die Ortschaften liegen dicht an dicht, die Wege sind furchtbar schmutzig und wegen der vorhergegangenen Wolkenbrüche schmierig und glitschig. Zwar ist die „Straße“ gepflastert und sogar oberflächlich abgetrocknet, doch hat sich unter dem vom Regen völlig unterminierten schwankenden Steinplatten eine ziemlich übelriechende Brühe angesammelt, die bei jedem Huftritt aus den Spalten hervorspritzt und uns völlig besudelt, so daß wir bald verboten aussehen.

Die Seitentalschluchten, mit dichtester Dschungelvegetation, bilden undurchdringliche Voraden für Kleinvögel und Millionen von Zikaden, die mit ihrem gellenden Zirpen die Luft schwingen lassen. Das Sammeln ist schwierig, denn die stechenden Lianen und der stachelige Bambus an den zum Flusse abstürzenden trügerischen Steilhängen, die oft nur einen ausgewaschenen Wulst von Wurzelwerk und totem Bambus darstellen, sind undurchdringliche Hindernisse. Voller Dornen und Risse muß ich mehr als einmal schmierig und zerschunden die Nachsuchen aufgeben. Aber der Modergeruch im Halbdunkel der epiphytenreichen, wuchernden moosverschlungenen Wildnis ist so berauschend, daß es mich immer wieder hineinzieht in das hoffnungslose Chaos lebender und toter Urwaldvegetation. In wilden Katarakten jagt der Fluß dahin. Er führt noch immer die Spuren ungeheurer Regengüsse in Form von Bäumen und Gesträuch zu Tal. Hinter uns bleibt die fruchtbare Reisebene der subtropischen Tallandschaft im bläulichen Nebeldunste zurück. Je höher wir uns in nicht endenwollenden Schlangenlinien mühsam am Bergeshange hinaufarbeiten, desto kälter bläst der schneidende Wind. Die Reiskultur wird allmählich durch den Maisbau abgelöst. Arme Bergbauern haben hier in mühseliger Arbeit den steilen Berghalden einige, nach Terrassen geschichtete Felder abgerungen. Die Besiedlungsdichte wird dünner, die Urwälder nehmen an Umfang zu und die Wege werden immer erbärmlicher. In langen Reihen begegnen uns schwer beladen männliche und weibliche Kulis, die anthrazitähnliche Kohle nach Tschow und unglaubliche Lasten von Ziegeltee in unabsehbaren Mengen nach Tschienlu zur tibetischen Grenze buckeln. Einige der weiblichen Kulis können wirklich in ihrer Abscheulichkeit Mitleid erwecken: halbnackt, schwarz verkohlt und bis auf die Knochen abgemagert, tragen sie ihre Säuglinge noch oben auf ihren wippenden Traglasten, oder aber sie tragen die Babies hängend an den schlaffen Brüsten. Mitleid und Ekel erregen diese menschlichen Wracks. Ich sehe eine Frau, deren Gesicht von Syphilis völlig weggefressen ist. Eine riesengroße eiternde Wunde bedeckt die Partien, wo sonst die Ohren, Augen und Nase zu sitzen pflegen, nur eine winzige kreisrunde Mundöffnung ist noch vorhanden, groß genug, um flüssige Nahrung einzusaugen und trotzdem hat dieses grauenerregende Wesen ein kleines Kind an der eiternden Brust hängen; trägt eine Kiepe mit Holz und tastet sich an den Steilwänden entlang.



Ein Pferd droht in der
Schlammlawine zu ver=
sinken



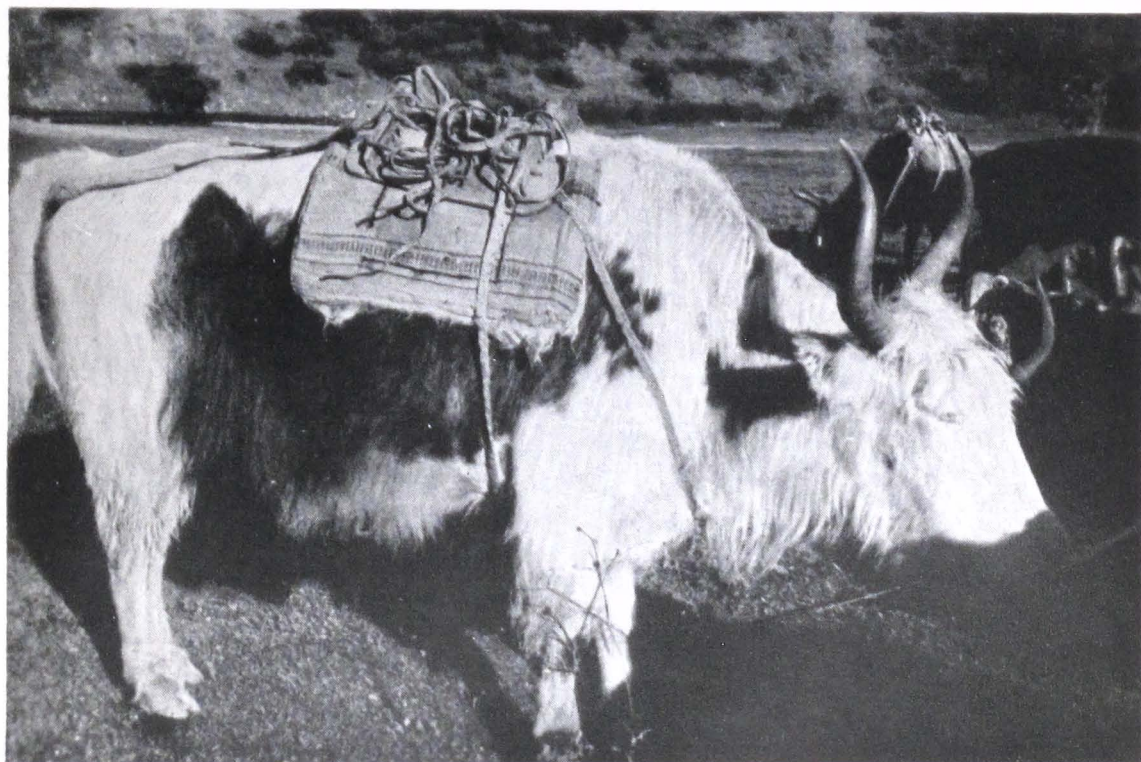
Sifandschungel

Phot.: Weigold

Flußübergang
Ein Pferd an der Seilbrücke



Phot.: Weigold



„Traggak“, Kreuzung zwischen Yak und chinesischer Kuh



Der dunkle Batang=Soral



Soraljagd



Wildbachüberquerung im wilden Gifanggebiet

An den Ein- und Ausgängen der Ortschaften haben die Eingeborenen, um die bösen Geister des „Feng-sui“, des Wassers und der Winde, zu verscheuchen, Miniaturtempelchen auf Pfählen errichtet, in denen sie Weihrauch verbrennen. Die Räucherkerzen werden mittels Zugleinen hinaufgezogen und brennen Tag und Nacht, denn die Unwetter sind noch nicht vorüber!

Die höchsten Hügelfetten, die sich erst zirka fünfhundert Meter über den Talgrund erheben, sind mit dichtem subtropischem Mischwald bestanden. Gingesprengt dazwischen sehen gelbgraue Maisfelder der Reife entgegen. Immer drastischer werden die katastrophalen Auswirkungen der Wolkenbrüche. An vielen Stellen ist der Weg unterbrochen und ganze Bergteile sind in den Fluß gestürzt. Ein Bergbruch nach dem anderen muß unter dauernder Gefahr für Tiere und Lasten passiert werden. Zuweilen sind riesige Schollen, ja ganze Maisfelder hunderte von Metern tief „abgefahren“. Aber das Eigenartige daran ist, daß die Halme und Stauden auf diesen Feldern noch immer aufrecht stehen, obwohl sie eine unvergleichlich wilde Schlittenpartie hinter sich haben. Eine erstaunliche Leistung hat die Natur hier zustande gebracht: Ganze Felder einfach mehrere Etagen tiefer wieder hinzusetzen. Dann und wann ist der Weg genau in der Mitte abgesunken. Da ist es denn bewunderungswürdig, wie unsere Tiere mit zwanzig Zentimeter Wegesbreite auszukommen imstande sind, während fünfzig Meter senkrecht darunter der Wildfluß rauscht und brandet. Ich schätze, daß mindestens ein Viertel der gesamten Maisernte dieser Gegend allein durch Bergrutsch vernichtet ist.

Schwarzgährende Erosionsrinnen sperren dauernd den Weg, aber immer finden die Tiere eine geeignete Stelle und setzen geschickt wie die Wiesel über alle diese Hindernisse hinweg. Nur ab und zu bricht ein Tier unter seiner Last stöhnend zusammen und liegt sekundenlang wie halbtod auf der Seite. Rasch wird es von den Kulis von seiner Last befreit, um auf allergrausamste Art und Weise geprügelt und getreten zu werden, ohne daß wir eingreifen können, bis das arme Vieh „zu Kräften gedroschen“, zitternd auf die Hufe kommt. Sofort wird die hunderpfünzigpfündige Last wieder aufgeladen und meistens erreichen die so gemarterten Tiere, angespornt durch den Herdentrieb, zusammen mit ihren Leidensgefährten bei Dunkelheit das Tagesziel.

Das Reiten gestaltet sich auf diesen furchtbaren Saumpfadern in der Dämmerung zur wahren Folter. Wenn es schon schwer ist, den Hengst bei Tage an den abschüssigen Steilschluchten und Bergrutschen

vorbeizureiten, so ist es bei Dunkelheit ein ganz böses Stück Arbeit, gleichzeitig die Zügel in der Gewalt, die Füße absprungbereit und das schwere Gewehr sicher in der Hand zu halten. Ofters bricht der Gaul zusammen. Es kommt nur darauf an, nicht aus dem Sattel zu gleiten. Während dieser Ritte im Abenddunkel muß man immer auf das Äußerste gefaßt sein.

Die Unwetterauswirkungen werden immer stärker, je tiefer wir mit jedem Tage in die Gebirge eindringen. Einmal gegen Mittag stehen wir vor ein paar verlassenen Hausruinen, die ein zäher Schlammstrom dem Boden fast völlig gleichgemacht hat. Quers über dem Weg liegen die Trümmer. Pferde und Kulis stauen sich hintereinander. Dolan, der vorne bahnbrechen und eine gefährliche Absturzstelle überreiten will, kommt mit seinem Pferde ins Rutschen, und überrollt sich. Ehe wir recht zur Besinnung gekommen sind, liegt sein Gaul hilflos in einer einen Meter dicken, zähen Schlamm Lawine und kann sich nicht bewegen. Jede Anstrengung des Pferdes, freizukommen, ist vergeblich. Der Sog nach unten ist zu stark. Ermattet legt sich das Tier auf die Seite und droht ganz zu versinken. Da haben wir schon unsere Kleider vom Leib gerissen und springen dem gefährdeten Tier zu Hilfe. Bis fast an den Nabel reicht uns der lavaähnliche, zähe Schlick, aus dem es für das Tier ohne Hilfeleistung kein Entrinnen mehr gibt. Alle Kräfte anwendend, ziehen wir uns gegenseitig aus den Soglöchern heraus und erreichen endlich das schon gänzlich apathische Tier. Erst versuchen wir den Sattel abzuschneiden. Geht nicht! Dann, da uns auch noch ein paar Kulis zu Hilfe kommen, schleifen wir das Tier, das von drei Mann am Kopfe, von einem am Schwanz gezogen wird, in stundenlanger Arbeit etwas voran. Weil es keinen besseren Weg gibt, sind wir gezwungen, das Pferd durch sämtliche Räume eines auch von der Schlammflut überschütteten und völlig zusammengefallenen Hauses zu ziehen, bis es nach zweistündiger harter Arbeit wieder auf die Beine kommt und wir, wie die Mohren aussehend, uns in den nahen Wildbach stürzen, um Schweiß und Schlammkrusten loszuwerden. Es sollte sich sehr bald herausstellen, daß unser noch immer sehr peinlicher Reinlichkeitsinn im Hsifanberglande irrig war. Raum hatten wir nämlich den Marsch um wenige hundert Meter fortgesetzt, als die Bescherung von neuem anging, ja sogar weit bedenklichere Formen annahm. Denn von oben rechts erscheint, sich wie Lavabrei über alle Hindernisse zäh und stückig hinwegwälzend, eine fast fünfzig Meter breite Schlamm Lawine. Mit er-

drückender Gewalt hat der alles vernichtende Schlammstrom eine fünfhundert Meter lange, schnurgerade Schneise durch den Dschungelbestand geschnitten und fällt in einer durchschnittlichen Steigung von siebenzig bis achtzig Grad nach unten zu steil ab. Ein schier unüberwindliches Hindernis! Dort, wo früher der Weg geführt haben muß, gähnt jetzt ein senkrechter Abgrund, über den sich die Erdmassen hinwegstürzen, um hundert Meter tiefer den Bergstrom zu erreichen und ihn braun zu färben. Wenn die Tiere hier ins Gleiten kommen, dann sind sie ohne jegliche Aussicht auf Rettung verloren. Alle siebenzig Lasten müssen abgeladen und von der rasch eingesetzten zwanzig Mann starken Pioniermannschaft durch die Schlammassen getragen werden! Es ist erstaunlich, wie die Kulis es mit diesen je über hundert Pfund schweren Lasten auf dem Rücken schaffen können. Aber sie bringen das gesamte Gepäck heil hinüber. Dann folgen die Tiere, die alle einzeln geführt werden müssen. Aber auch dieses gelingt mit vereinten Kräften, wobei schließlich selbst den Kulis, die ja nur selten ins Schwitzen geraten, der perlende Schweiß über die muskulösen Beine rinnt.

An den Berghängen zwischen den Felsen hoch oben und dem Wasser tief unten ziehen wir dahin, bis die Sonne zur Neige geht und der frische Alpenwind von den Höhen herabzuwehen beginnt, Mensch und Tier wenigstens etwas Linderung verschaffend.

Eines Abends — wir ziehen im Dämmerlicht noch immer weiter — wird uns die Kunde, daß eine riesige Schlammlawine vor uns den Weg überschüttet. Sie soll so mächtig sein, daß sie nach den Worten der verängstigten Masus (Pferdetreiber) zu schätzen, der Expedition das erste wirklich große Hindernis „in den Weg“ legt. Kein Tier, so behaupten sie, sei in der Lage, diese Stelle zu passieren.

Rasch wird ein kleiner Kriegsrat abgehalten. Wir kommen zu dem Entschluß, daß 30 Pionierarbeiter von den umliegenden Weilern noch in dieser Nacht angeheuert werden müssen, damit am folgenden Morgen die Offensive im Kampf gegen den Schlamm eröffnet werden kann. Duncan, der am besten chinesisch spricht, übernimmt es, Leute anzuwerben, während Dolan und ich in der Dunkelheit zu den fraglichen Stellen reiten, um uns mit eigenen Augen vom Zustande des Weges zu überzeugen, denn es besteht ja immerhin die Möglichkeit, daß unsere Leute uns belogen haben, um einen Rasttag herauszuschinden. Wirklich finden wir eine Schlammassse von unglaublichen

Dimensionen! Beide sind wir uns einig, daß sie von vierzig hart arbeitenden Männern in einem Tage glatt beseitigt werden kann.

Das wäre denn doch gelacht! Am nächsten Tage wird die Arbeit auch geschafft! Als am Abend die Picken zur Ruhe gelegt worden sind, richten wir einige Stoßgebete gen Himmel, Petrus möge es die kommende Nacht nicht regnen lassen und ein paar Flüche nach unten: die Bergdämonen sollen ja Ruhe halten. Denn eines steht fest: Bricht diese Nacht ein erneutes Unwetter über unser kleines Häuflein herein, dann ist alle Arbeit umsonst gewesen, und wir können wieder von neuem beginnen.

Petrus hat's gut mit uns gemeint. Es bleibt trocken. Noch im Dämmerlicht brechen wir auf und während die Wachtfeuer, die die Eingeborenen in den Maisfeldern zur Zeit der Reise unterhalten, um die Gauen und Bären zu vertreiben, nur noch müde qualmen, wird die gefährliche Wegstelle mit Leichtigkeit überwunden. Aber die Qualen wollen kein Ende nehmen. Den ganzen lieben langen und noch dazu sengend heißen Tag schlagen wir uns mit den Schlamm-lawinen herum und erreichen Hoangnipu am Abend. Nie habe ich einen der Wahrheit besser entsprechenden, schlagend den Zustand der Dinge charakterisierenden Ortsnamen gehört wie Hoangnipu: zu deutsch: gelber Dreckplatz. Hier sitzen wir in einer denkbar schmutzigen, chinesischen Herberge bei sturmflackerndem Kerzenlicht und präparieren, während draußen der übliche nächtliche Wolkenbruch flatschend herniederprasselt. Hundemüde krieche ich auch heute wieder in den Schlafsack und im Eindämmern geht's mir wie allabendlich durch den Kopf: Wie viele Schlamm-lawinen wird dieser Wolkenbruch uns morgen bescheren?

Immer und immer wieder werden wir durch Erdrutsche für Stunden aufgehalten. Diese Naturkatastrophen sind wirklich gigantisch! Tiere brechen zusammen und werden, nachdem ihnen die Last abgenommen, wieder durch Hiebe auf die Beine gebracht. So werden uns Abscheulichkeiten zur Gewohnheit, sie machen uns härter für das Schwerere, das uns noch bevorsteht und in Tibet beginnen soll. Einmal bin ich an einer Erdrutschstelle fünf Kilometer ins Hintertreffen geraten und muß galoppieren, um die vorausziehende Karawane einzuholen. Der Weg ist in einem Zustande, daß mich jeder Reitlehrer für verrückt gehalten hätte. — Gile mit Weile oder die Strafe bleibt nicht aus. — Durch die dauernde Schüttelei reißt mein Gewehrriemen. Die Anarre faust in die Büsche, die Schüsse lösen sich, mein Hund

jault auf, und das Pferd geht hoch! Beide Hände muß ich gebrauchen, um den tobenden Gaul auf dem Wege zu halten. Da fliegt zum Überdruß auch noch die Leica in hohem Bogen in den schmierigen Dreck. Gewehr und Kamera scheinen verloren! Aber wieder habe ich Glück. Nach halbstündigem Reinigen stelle ich fest, daß diese beiden wichtigsten Expeditionsinstrumente tadellos intakt geblieben sind. Das sind so kleine Zwischenfälle.

Von beiden Talflanken ragen hohe Gebirgsblockaden empor und die Berge hallen vom tausendfach zurückgeworfenen Donner eines heraufziehenden Gewitters wider.

Ermattet von der harten Arbeit des Tages treiben wir die völlig ermüdeten Tiere noch einmal an. Es muß uns unter allen Umständen gelingen, noch vor dem Einsetzen des Platzregens irgendeinen Weiler zu erreichen. Und deshalb geht's weiter, immer weiter voran. Im letzten Abendschein leuchten die dunkelgrünen Wälder auf. Sie verbreiten einen matten und doch so farbengesättigten Abschiedsgruß über die abendliche Landschaft. Dieser Ritt durch das romantische Felsstal mit seinen himmelansteigenden Felsen und dem dumpfen Tosen des reißenden Flusses tief unten bietet einen wahrhaft zauberhaften Reiz. Noch ehe die schwarzen Wolkenmassen den Tag zur Nacht werden lassen, erscheint oben, wo die zackigen Felskämme in den Himmel starren, der Feuerball der Sonne, um in Rotglut gehüllt, hinter den Bergen unterzutauchen.

Unerreichbar für uns, die wir wie Ameisen auf vorgezeichnetem Pfade durch diese gigantische Natur dahinziehen, hängen die kleinen Siedlungen wie Vogelnester an den gegenüberliegenden Gehängen. Von grünen Bambushainen fest umschlungen, liegen die ärmlichen Hütten. Der rote Sandstein, der das Land hier beherrscht, nimmt purpurfarbenen Glanz an, bis er im Dämmerlicht zu wuchtenden grauen Massen verlischt. Unten im Flußbett aber liegen dicht an dicht riesige Granitblöcke, die das Wasser aus ihrer hohen tibetischen Heimat herabgewälzt hat. Der ganze Talschlund scheint mit ihnen erfüllt und die wilden Wogen jagen von Katarakt zu Katarakt über die Urgesteinsbrocken hinweg. Dieser Granit gibt der überwältigenden Erosionslandschaft der Talschluchten des Hsisanberglandes sein eigenes Gepräge. Die Häusersockel, die Grabhügel, die feldumsäumenden Wälle, alle sind sie aus rundgeschliffenem Hochgebirgsgranit erbaut worden, den der Fluß liefert. Es kann nirgends auf der Welt ein imposanteres Bild von wuchtigen Wassermengen geben als in diesen

abgeschlossenen Hochgebirgstälern, wo die Granitblöcke zu Toren und abenteuerlichsten Steinfiguren gehöhlt und geschliffen, millionenfach das wilde Wasser säumen. Das Wasser beherrscht hier die Landschaft und wandelt sie.

Bewunderungswürdig ist aber die Tatsache, daß die Vegetation an manchen Stellen in geradezu unwahrscheinlicher Fülle den Unbilden der sommerlichen Regenzeit erfolgreich zu trotzen vermag. Jetzt erst, wenn man das Land in dem Aufruhr seiner Elemente kennt, lerne ich langsam verstehen, warum diese Bergvölker keine Nerven zu haben scheinen. Jetzt erkenne ich den Grund für Überglauben und Fatalismus. Wo heute noch saftig grüne Reisfelder und hohe wogende Maisäcker den Bauern reichen Ertrag sichern, kann morgen schon ein wüstes Chaos roten Schlammes, ein jäh stürzender Abgrund oder ein lava-ähnlicher, alles vernichtender Schlickstrom die zähe und schwere Arbeit einer ganzen dreißigköpfigen Sippe vernichtet haben.

Dreitausend Meter Meereshöhe sind erreicht. Dichte Wolken umkleiden uns. Der kalte Sprühregen weicht uns während des langen Marschtages gänzlich durch. Als Tagesziel liegt der erste Paß vor uns. Steigung von über tausend Meter! In ununterbrochener Kletterarbeit geht's in Sturm und Regen steil bergauf. Die Tiere haben dabei ihr Lehtes herzugeben. Sie werden bis aufs Blut gefoltert, denn die stufenartig behauenen Felsen sind aalglatt und schlüpfrig. Bald erreichen wir die Grenze der Urgesteinsformation, die aus Granit besteht. Die Wildflüsse nehmen kristallhelle Färbung an und schäumen in blendendem Weiß dahin. Trotz Gummistiefeln und Regenrüstung dringt der Nebel durch die Kleidung hindurch. Der Weg ist eine roh ins Urgestein gehauene Treppe, die drei unserer Tiere beinahe den Tod gebracht hätten. — Die verfilzte Dschungelvegetation auf der östlichen Seite des Passes, zwischen den schroffen, vegetationsbedeckten Felsen, ist unvergleichlich in ihrer Wildheit und Formenmannigfaltigkeit. Leider haben wir wegen des langen Marsches durch die Wolken gar keine Aussicht und können uns die im Nebel verschwimmenden, gigantischen Felsdome nur in der Phantasie ausmalen. Deshalb aber wirken sie um so phantastischer. Es ist der erste kalte Tag, der erste Tag wahrer körperlicher Strapazen und berauschender Bergerlebnisse.

Mehrere Brücken sind von der wilden Strömung abgeschwemmt und völlig zusammengerissen. So bedarf es der Hilfeleistung unserer wackeren Bergchinesen, um jedes der ermatteten Tiere durch die reißende

Strömung treiben zu können. Die braven Chinesen, bis zum Bauche im milchweißen Gletscherwasser stehend, gegen Geröll und Felsblöcke gelehnt, bewahren die Tiere durch gellende Warnrufe und hartes Zugreifen an Halfter und Schwänzen vor dem Abtreiben in die stürzenden Katarakte. So geht's scharf wie auf des Messers Schneide am kalten Tod vorbei. Wir selbst durchreiten den Wildfluß, sind aber kaum fähig, uns im Sattel zu halten, weil die Strömung so hart gegen die Pferdekörper hämmert. Mitten im Strom bricht mein Hengst zusammen. Das Wasser peitscht mir dabei über den Rücken, doch ich komme keinen Zentimeter aus dem Sattel, und wie immer, geschieht nichts Außergewöhnliches. Der Gaul kommt wieder hoch, und alles geht in bester Ordnung ab. Am gleichen Tage hat unser guter Koch beim Überqueren einer schwindelnden Erosionsrinne, die senkrecht zweihundert Meter bis zum Fluß die Felswand hinabfällt, wirklich mehr Dusel als Verstand. Er bleibt mit dem Steigbügel an einer Felsacke hängen, stürzt rücklings vom Pferde und hängt, mit dem Kopfe nach unten, über dem gähnenden Schrund. Nur dem glücklichen Umstand, daß ein Halbtibeter hinter ihm geht und sofort rettend zuspringt, verdankt der alte Koch sein Leben.

Die Landschaft besteht aus einem von Erdrissen und Erosionsrinnen unglaublich durchfurchten Gelände, das aus terrassenartig geschichtetem rotem Sandstein geformt ist. Dieser Sandstein kann der Gewalt der Wolkenbrüche und der Erosionstätigkeit des geröllreichen Flusses nur wenig Widerstand entgegensetzen. So erklärt sich die phantastische Zerklüftung dieses Gebietes, das einem chaotisch zerstückelten Erdbebenzentrum gleicht.

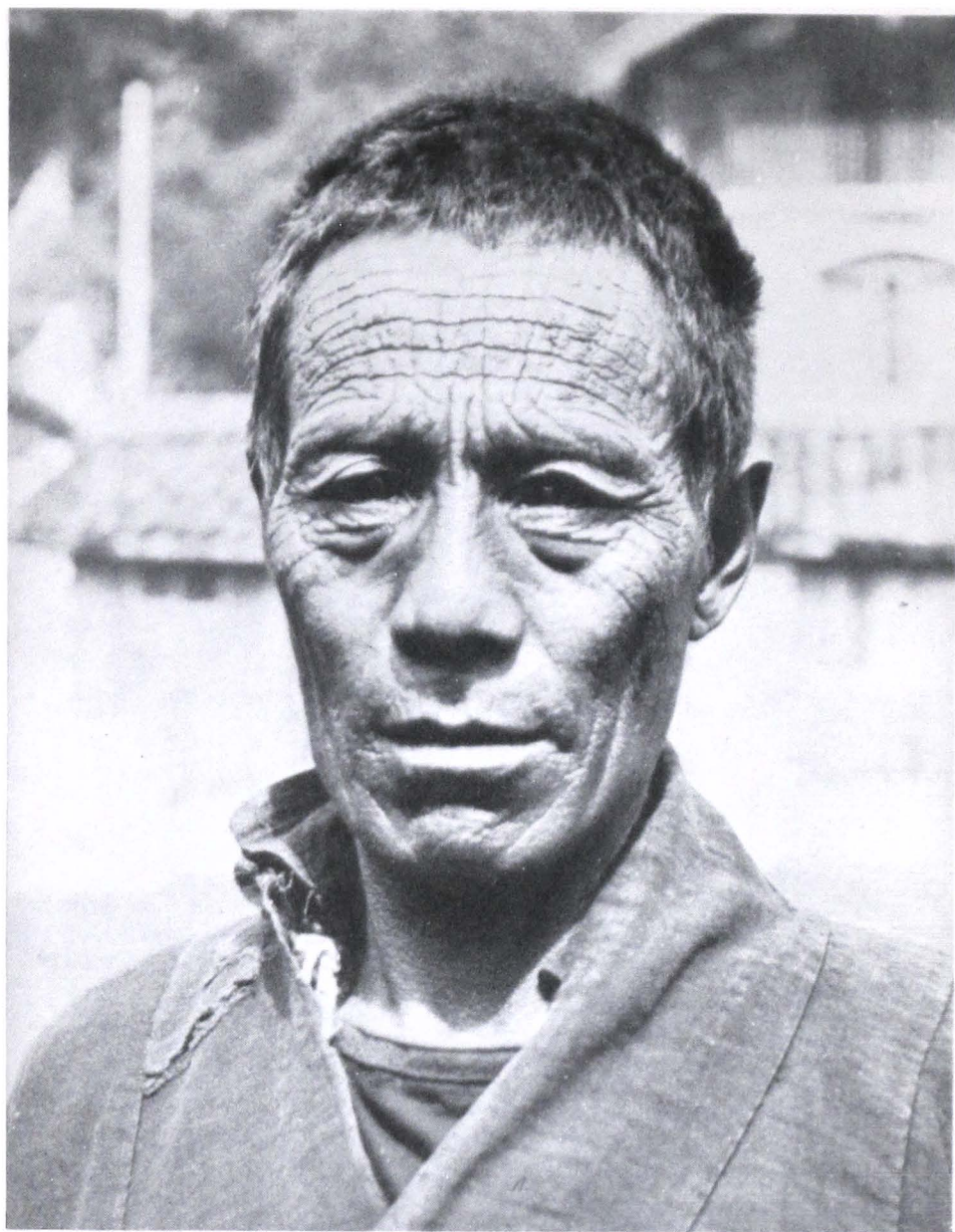
Die beispiellose Vegetationsarmut dieser roten, karstartigen Schluchtengebiete trägt natürlich ein gut Teil zur Zerklüftung ihrer Oberfläche bei. Nur Rosen, Berberis, Cotoneaster, einige Baumöl-bäume, Apfelsinen, Pfirsiche und Walnußbäume besetzen spärlich die sonst kahlen, zerfägten Halden. Trotz alledem ist das Gelände anbaufähig, da es bis auf zweitausend Meter mit Maisfeldern, die aber nur kümmerlich dahinsiechen, besetzt ist. Die wenigen Weiler und Ortschaften sind erbärmlicher als arm und beherbergen eine Mischbevölkerung, die Lolo-einschlag unverkennbar zur Schau trägt.

Auch hier ist der Zustand des regenunterminierten, halbsbrecherischen Pfadweges, der die Hauptstraße nach Tibet bildet, unbeschreibbar. Dreiviertel der Wegstrecke ist einfach abgeschwemmt. Gähnende, senkrecht zum Flusse herabfallende Schluchtrinnen treten wieder einmal

alle paar hundert Meter auf. Oft hat sich der Boden metertief gesenkt, und der Weg ist fast vertikal verschoben. Die vielen Umwege retten zwar die Tiere und Lasten, aber immer geht viel kostbare Zeit durch diese umständlichen Prozeduren verloren. Der „ewige Regen“ weicht uns gründlich ein, bis die glutheiße Sonne wieder durchbricht und die trügerischen Oberflächen der Schlickströme abtrocknet, so daß zur spielerischen Abwechslung mehrere Tiere zu versinken drohen.

Aber das großzügig wilde Talbild mit seinem höllisch brausenden Fluß, der alle Stimmen der Natur und die der ängstlich besorgten Pferdetreiber tosend übertönt, dazu die himmelragenden Bergkolosse, an denen die weißen Wolken in schneeger Reinheit wie wallende Fahnen hängen, versöhnt uns tagtäglich mit den Widerwärtigkeiten des Weges. Mehr als einmal raten uns die Eingeborenen, nicht weiterzuziehen, sonst würden wir alle Tiere und Lasten verlieren. Wir lassen uns aber durch nichts beirren, auch wenn wir und die Tiere mit leerem Magen bis zum Anbruch der Dunkelheit weiterziehen müssen. Täglich Märsche von vierzehn Stunden! Mein Hengst ist, da er sich nun an die Berge gewöhnt hat, ein ganz waghalsiger Gesell geworden. Am liebsten geht er direkt am Rande der Abgründe, so daß ich auf dem absichtlich lose sitzenden Sattel immer das gurgelnde Wasser unter mir sehe. Das Pferd ist wirklich erstklassig. Gogar ein paar Tauben schieße ich einhändig aus dem Sattel, ohne daß das brave Tier durchbrennt.

Beim Überschreiten der Flüsse und in den Schlammströmen brechen uns regelmäßig Tiere zusammen, aber immer wieder können sie gerettet und hochgebracht werden. So geht's voran, wenn auch langsam, bis im Abenddunkel nur noch das brüllende Geheul verrät, daß ein donnernder Fluß bereit ist, die Abstürzenden zu verschlingen. An einer Erdrutschstelle, wo der Weg nur noch dreißig bis vierzig Zentimeter breit ist, die hochragende Felswand auf der einen und der todbringende Abgrund zum Flusse auf der anderen Seite ragen und gähnen, gibt es zum ersten Male „Kleinholz“. Dort staut sich in der Dämmerung die ganze lange Karawane. Die Tiere sind durstig und ausgehungert und wagen deshalb mehr als sonst. Wüßten sie doch, das uns nur noch ganze fünf Kilometer vom heutigen Marschziele trennen! Während schon der größere Teil der Tiere und Lasten geborgen scheinen und sicher die andere Seite erreicht haben, naht das Verhängnis. Kurz hintereinander brechen zwei der Tiere in den Felspalten zusammen. Mangelnde Widerstandskraft und völlige Ermattung zwingen sie, noch ehe



Tibetischer Charakterkopf aus Tatsienlu



Tibetische Schönheit

Hilfskräfte zugepackt haben, in den Abgrund, wo sie sich schon fünfzig Meter tiefer auf den Felsbrocken des Flußschotter die Hälse brechen. Die Lasten lösten sich glücklicherweise während des Sturzes von den Tieren und können später geborgen werden, da sie an Felszapfen hängen blieben.

Die Tiere, die durch die Anstrengungen der aufregenden Tage kaum mehr fähig sind, ihre schwere Last auf den glatten, steilen Wegen zu tragen, brechen häufig zusammen. Wir sind eine Leidenskarawane. So verlieren wir bald das dritte Pferd, das vierte und das fünfte. Opfer Nummer drei war eines der besten Pferde, da es wenigstens noch seine eigene Last zu tragen vermochte, während die Lasten der lahmen Tiere von den Pferdetreibern über die gefährlichsten Steigungen getragen werden müssen. Das prachtvolle Tier kommt ins Rutschen, fällt, kippt über und hämmert mit wildschlagenden Hufen auf den Boden ein. Die Last aber zieht es in den Abgrund. Es überrollt sich, bäumt sich auf, reißt dabei noch drei weitere Tiere mit sich und trudelt wie ein geschossener Hase fünfzehn Meter tief in den Abgrund, wo es mit dröhnendem Krach auf die Felsen schlägt. Leichtsinn der Mannschaften verursachte diesen Verlust. Sie hatten sich um die letzten, noch gutgehenden Tiere gar nicht gekümmert. Die westchinesischen Packsättel kommen erst jetzt, wo sich die Unfälle wirklich zu häufen beginnen, richtig zur Geltung. Ihre Machart ist unersetzlich praktisch, da sie sich im Sturze von den Tieren lösen. Auf diese Weise verlieren wir tatsächlich keine einzige Last. Es wird einem doch eigenartig zu Mute, wenn man Zeuge der vielen Unfälle ist und doch immer wieder über die gefährlichen Stellen hinwegreitet. — Mein Gaul geht aber mit solcher Sicherheit, daß ich gänzlich unbesorgt aus dem Sattel in die tiefsten Abgründe sehen kann. Nur ein einziges Mal bricht er unter mir zusammen. Ich springe rechtzeitig ab und halte das Pferd auf dem abschüssigen Wege an der Mähne fest, so daß es nicht abrollt, bis Hilfe naht. Dann gibt's ein paar kräftige Hiebe und schon steht der brave Gaul wieder auf allen vieren. Immer geht es ganztägig in ständiger Gefahr weiter, bald können wir nur noch etwa dreißig Li, also zirka fünfzehn Kilometer schaffen, während in den ersten Tagen die doppelte Kilometerzahl täglich zurückgelegt wurde. Tier und Mensch sind am Ende ihrer Kräfte. Die Tiere sind so eingeschüchtert, daß sie zitternd und dicht aneinander gedrängt nur noch langsam die steilen und zerrissenen Felswege hinaufkeuchen.

Ein erschütterndes Bild grauenerregender Armut bieten die schindelbedeckten Häuser der armen Bergbauern. Ihre halbverfallenen Hütten stehen trübig und verlassen. Wie Schwalbennester sind sie an die Felswände angeschmiegt. Vor jedem dieser kleinen Behausungen befinden sich schwere, aus armstarken Knüppeln gefertigte Hundekäfige, die die vierbeinigen Getreuen gegen die häufigen Überfälle der Leoparden schützen sollen. Den grauenhaftesten Anblick von wüster Naturgewalt und völliger Zerstörung, den ich je gesehen habe, erblicken wir aber erst an einem steilen, ehemals mit Mais und Gerste bebauten Hange, wo ein fürchterlicher Schlammstrom drei Häuser und alle Felder völlig vernichtet und vom Erbeben abraseert hat. Der halbe Berg hat sich, in lavaähnlichem Schlammstrom von oben kommend, seinen Weg gebahnt, über die Häuser, von denen nur noch einzelne Wände aus dem Schlammwulst herausragen. Der enge Talgrund ist von Gebäuderümmern, von Schlamm und Fels gesperrt, so daß sich ein kleiner Stausee gebildet hat. Wenn der Damm bricht, und dies wird nicht mehr lange währen, dann werden wieder Hunderte von Menschen ihr Leben lassen müssen. Ob und verlassen schaut das wahrhaftige Grauen aus diesen Wüsteneien. Die Dachziegel der Häuser sind als erste wieder zu dem geworden, aus dem sie gefertigt waren: zu Erde und Schutt. Als treuer Wächter seines verlorenen Heimes liegt ein verhungerner, blauäugiger Hund auf einer, aus dem Schlick herausragenden Bambusmatte. Menschen sind nicht zu sehen! Ob der Hund der einzig Überlebende ist? Kauernd fletscht er die Zähne, aber er kann sich vor Schwäche kaum erheben.

Die schmucken Wasserrotschwänze (*Chaimarornis leucocephala*) sitzen auf den Trümmern und füttern friedlich ihre Jungen. Hier Tod und Chaos unter den Menschen, dort junges, hoffnungsfreudiges Gedeihen bei den Tieren. Es ist der Lauf des Lebens.

In stundenlanger Arbeit bauen wir aus den Trümmern der eingestürzten Häuser eine holperige Straße. Viele unserer Tiere rutschen, schlagen und fallen in den tiefgründigen Morast und doch können sie von starker Hand alle vor dem graufigen Erstickungstod gerettet werden. Und nun geht es in steilen Serpentinien weitere neunhundert Meter hinauf bis zum nebelwallenden Paß und auf halsbrecherischem Steinfeld wieder sechshundert Meter tief rohe, ausgewaschene Steinhalden hinab, bis uns wieder Leben umgibt. Klar und funkelnd erscheinen über einem Meer von Wolken, wie Kristallkugeln schimmernd, die

Siebentaufendmetergipfel und die gleißenden, im letzten Alpenglühn rot leuchtenden Gletscher der Tatsienluberger! Letzter Grenzwall zum Dach der Erde, Du bist unser nächstes Ziel. Doch, es zu erreichen, müssen noch Tage vergehen!

Höher schlagen unsere Herzen bei diesem einzigen Gedanken, der uns alle in seinen Bann zwingt, der die schweren Märsche mit spielender Leichtigkeit zum Erfolge führen muß. Tibet will erobert sein. Umschichtig verteilen wir drei Weißen unsere notwendige Kraft auf die Spitze, die Mitte und den Nachtrab des Zuges. Immer muß eingegriffen werden, gütige Worte wechseln mit scharfen Befehlen, Freundlichkeit mit hartem Entschluß und der nötigen Einsatzbereitschaft.

Heute reite ich am Ende der Karawane und soll diesen furchtbaren Ritt nicht umsonst getan haben. Das Wetter ist leidlich gut, ein gewaltiger Himalaja-Gänsegeier (*Gyps himalayensis*), erster Sendbote Tibets, kreist im wolkendurchschwängerten, blauen Aether, als wenn er Nas wittere. Ich schaue beängstigt auf unsere Pferde. Die Masus sind in ständiger Aufregung und johlen grell ihre Warnungsschreie durch das wilde, einsame Hochtal. Ich habe nie Menschen von so hartem Schlag und solch unglaublicher Arbeitsenergie und physischer Kraft bei so kleinem Körperbau gesehen wie diese Pferdejungen. Ständig müssen sie die Lasten der gestürzten Tiere durch knietiefen Morast auf sicheren Weg bringen. Ich habe auch nie so viele zusammengebrochene Pferde auf einmal gesehen wie heute. An einer einzigen ausgewaschenen Wegstelle brechen hintereinander fünf Tiere in einer Reihe zusammen und doch können sie alle gerettet werden. Mit ihren samtweichen Rüsten im Morast, bieten die leidenden Kreaturen einen erschütternden Anblick. Weiter, nur immer weiter! Es ist seit hundert Jahren der regenreichste Sommer, so sagen die ältesten der Bergbewohner. An einigen gefährlichen Erdrutschen, die nicht breiter als zwanzig bis vierzig Meter sind, gebrauchen wir eine ganze Stunde, um letzten Endes doch alle Lasten glücklich hinüberzubringen. Auch mein Gaul bricht dreimal hart unter mir zusammen, ohne daß etwas Ernstliches passiert. Die Hälfte der vorhandenen Brücken ist zerrissen. Die Masus sind der Verzweiflung nahe und weigern sich zum ersten Male, weiterzuziehen. Sie sind mit ihren Nerven am Ende. So bedarf es ernstlicher Auseinandersetzungen. Gott sei Dank sind Dolan und Duncan vorausgeritten und erzwingen damit unseren Vormarsch.

Die subtropische Naßzone lassen wir in zweitausendeinhundert Meter hinter uns liegen und steigen in das heiße V-Trockental des Lung hinab bis auf eintausendvierhundert Meter, wo wir notgedrungen schon nach einer kümmerlichen Leistung von zwanzig Kilometern Tagesrast halten müssen. Der steile, steinige Weg bringt uns in der kochenden Sonne dem Hitzschlag nahe. Völlig entnerot und ausgetrocknet, mit flebender Zunge, kommen wir in Lengchi, der heutigen Tagesstation, an. Nächsten Tages treten neben den Schlammbahnen zum ersten Male Steinrutsche auf, die unsere Karawane fast zum Scheitern bringen. Noch immer aber passieren wir vom Regen völlig ausgewaschene Felder und zerstörte Häuser. Die Karawane muß oft ihren Weg im geröllübersäten Flußbett suchen. Dreimal müssen Nebenflüsse, deren Strömungen ungeheuerlich sind, überquert werden. Ohne die aufopfernde Hilfeleistung unserer Masus hätten diese Flußübergänge den sicheren Untergang unserer Expedition zur Folge gehabt. Aber alles geht gut, obwohl die Lasten wieder oft getragen werden müssen und wir viele kostbare Stunden beim Überqueren gefährlicher Wegstellen verlieren.

Abends gibt es immer scharfe Debatten mit den Masus, die alle wegen der Anstrengungen und der vielen Verluste mehr Geld erpressen wollen. Die Ortschaften spotten in ihrem Schmutze jeder Beschreibung. Noch nie habe ich den penetranten Geruch menschlichen Auswurfs so unangenehm empfunden wie in diesen armen Dörfern.

Aber wir rücken Tibet näher! Anthropologisch macht es sich schon bemerkbar. Die Gesichtszüge der Eingeborenen werden schärfer, markanter. Die Frauen sind kräftiger, hübscher, vierschötiger. Rotbackige Vollweiber sind das, die nichts mehr mit zimmerlichen Chinesinnen zu tun haben. Fast alle Bewohner sind tibetisch vermischt, während ihr Leben sich jedoch noch nach echt chinesischem Rhythmus abspielt. Duncan kümmert sich in aufopfernder Weise um die Karawane. Er reitet oft wieder halbwegs zurück, um zu bewirken, daß die Gangart beschleunigt werde. Dolan sammelt Schnecken und ich sammle, jage, Sorge für die Küche. Die Turteltaubenjagd ist immer interessant. Auf den Ruf hin schieße ich das erste Duzend mit Kleinkaliber in den hohen, den Weg säumenden Bäumen. Viele Dorfbewohner folgen mir. Man muß sehr grob werden, um sich den Mob vom Halse zu halten. Als ich dann das Zielfernrohr abnehme und die nächsten zehn Tauben mit Schrot aus der Luft hole, hören die Bewunderungsrufe kaum auf. Alle sagen, daß uns so leicht keine Räuber

anfallen könnten. Diese Zirkusstückchen sind immer das beste Mittel, um die Kunde unserer Bewaffnung wie ein Lauffeuer vorausseilen zu lassen.

Jede fallende Taube wird mit Freudengeheul begrüßt. Hunderte von Menschen schauen zu und ein reicher Bauer lädt mich in sein Farmhaus ein, um mir voller Ehrfurcht die Familienwasserpfeife zu reichen, aus der ich die drei üblichen Anstandszüge rauche, ehe sie reihum geht.

Die Vorahnung Tibets steckt uns mit magischer Gewalt in den Gliedern. Wir feuern die Karawanenleute immer wieder und wieder an, indem wir ihnen hohe Belohnungen versprechen, wenn wir tatsächlich in drei Tage Tatsienlu erreichen. Die mächtig weit klasternenden Gänse- und die herrlich goldköpfigen Lämmergeier (*Gypaetus barbatus*), die hoch im blauen Firmamente dahinschweben, beneide ich ungemein. Sie könnten in einer halben Stunde unser Ziel erreichen, wenn sie nur die Schwingen breiteten und die Aufwinde an den Talhängen benutzen würden. Wir Würmer der Erdkruste müssen Geduld haben.

Der Endspurt bringt lange Marschtage auf einem steinigem, aber ungefährlichen Wege weiter durchs Trockental des Tungflusses mit sich. Granit, der in riesigen quadratischen Felsblöcken von den Hängen abgewittert ist, bildet den harten Wegunterbau und schützt die Straßen gegen Witterungsunbilden.

Immer geht es zweihundert Meter steil über dem Flusse an den festen Felsen entlang. Opuntienhecken geben der Landschaft, die mich stark an das Mekong- und Salweental erinnert, das Gepräge. Diese Trockentäler Südoasiens sind sich alle zum Verwechseln ähnlich. Der Frühritt durch das grandiose Felstal, das von Nebelschwaden durchzogen und von weißen Wolkenbänken verhängt ist, gibt mir die Vision, eine heiß-schwüle Tropenlandschaft zu durchreiten. Ludindjau wird erreicht; dort müssen wir eine aus Eisenketten zusammengefügte große Hängebrücke, die aus dem achtzehnten Jahrhundert stammt, überqueren. In der stillen Mittagszeit, wenn die Wolken aus dem eng und tief eingeschnittenen Tale gewichen sind und kein Vogel sich meldet, nur ab und zu ein riesiger Lämmergeier am Hange entlang streicht, dann herrscht eine eigentümliche Totenstimmung in der großen, stillen Talandschaft.

Als nächster, vielversprechender Gruß aus Tibet begegnen uns zwei schwer beladene Kulis, die jeder eine Last von aneinander-

gebundenen, riesigen Hirschgeweihen nach China hinuntertragen, wo die Stangen pulverisiert und als teure Medizin verkauft werden. Von welcher Hirschart diese Geweihe stammen, wissen wir nicht. Sagentiere sind es noch für uns, denn erst diese Expedition muß der Wissenschaft das Material liefern, auch diese völlig unbekannten Großhirsche in der systematischen Einordnung unterzubringen und ihre Verwandtschaftsverhältnisse und stammesgeschichtliche Entwicklungserklärung zu finden. Die Geweihstangen sind fast rein weiß und alle zehnendig, in den Kronen sind sie schaufelförmig abgeflacht und muten fast damschauflerähnlich an! Ob es uns gelingen wird, diese Probleme zu lösen?

Nachdem die Geweihe vermessen und begutachtet sind, bekommt jeder der erstaunten Kulis ein wenig Trinkgeld und weiter geht es, in bester, ja allerbesten Laune! Rakteenhecken werden nun häufig. Diese Opuntien sitzen voll von feigenartigen Früchten, die von den Berglern abgeerntet werden. Sie wuchern in dichten Wällen und bilden ganze Dickichtkomplexe. Sehr viele arme Bauern entfernen die Stacheln von den fleischigen Trieben und benutzen diese als Schweinefutter. Neben Kaoliang, der hohen Hirse, und Mais wird immer noch Reis angebaut, daneben aber auch Kürbisse, Gurken und Bohnen, die zwischen den Maisreihen und auf den Pfaden, die die Reisfelder voneinander trennen, üppig gedeihen.

Am Abend begegnet mir ein romantisch aussehender Goraljäger mit sechs kleinen, schwarzen Hunden. Diese Hunderasse, die nur von den Lolojägern rein gezüchtet wird, stammt auch vom chinesischen, spitzähnlichen Urhundtyp ab. Die Lolojagdhunde werden als Bracken mit Vorliebe zur Goraljagd benutzt. Sie stehen sehr hoch im Preise und sind oft teurer als ein gutes Reitpferd.

Später hatte ich einen ekel- und mitleiderregenden Anblick. Hoch am Berge, in der feuchten Nebelzone, lag ein aus der Gemeinschaft verstoßener Pockenkranker, dessen ganzer Körper dicht an dicht mit aufgesprungenen, eiternden Pocken bedeckt war. Der Erbarmungswürdige mußte schon tagelang hier ohne Essen und ohne Wasser gelegen haben, um seinen Tod zu erwarten. Mit starren, weit aufgerissenen Augen schaute er uns nach.

Am nächsten Morgen regnet es noch in ebensolchen unabänderlichen Strömen wie schon die ganze Nacht über. Das enge, steile Felsental ist völlig mit dichten, wallenden Wolkenballen angefüllt. Nur schwach dröhnt das Rauschen des zwischen den himmelragen-

den Klippen dahindonnernden Lungflusses bis zu uns herauf. Ab und zu lüften sich die dicken Schleier der Wolken und erlauben einen kurzen Blick in die Tiefe auf den gurgelnden, in rasender Eile dahinbrausenden Fluß.

Eine halbe Stunde später säumen wir unsere triefenden Gänge auf, werfen uns Gummilaken über die Schultern und reiten ab, neunundachtzig Li, das sind neunundvierzig Kilometer, an den abstürzenden Felswänden vorbei, immer über den steinigen Höhenweg zweihundert bis dreihundert Meter über dem Flusse nach Wasukou, unserem heutigen Ziele. Wir erreichen Wasukou, einen eng zwischen Felswänden eingeschlossenen kleinen Ort, wo der brausendklare Tatsienfluß seine Gischtmassen mit dem braunen Lehmstrom des Lung vermischt.

Wasukou ist nicht nur früher, als die Tibeter ihr altes Stamm-land noch vor den in die Gebirge vordringenden Chinesen verteidigten, ein strategisch wichtiger Punkt gewesen, der das Einfallstor nach Tibet in klassischer Weise beherrscht, sondern wichtig in mancherlei faunistischer und auch ethnologischer Beziehung. Hier ist der Grenzpunkt der Trockenfauna des Lung, ebenso wie sich hier der am weitesten nach Tibet vorgeschobene Ort befindet, wo noch Reis angebaut werden kann. Hier beginnt im Seitentale des Tatsienflusses, auf nur vierundzwanzig Kilometer zusammengedrängt, die wildeste Hsifan-Dschungel-Vegetation, während die trockenen Felsen mit ihren von Feigenkakteen bestandenen Hängen zurückbleiben, ebenso wie der erste tibetische Einfluß sich bemerkbar macht und neben den zeburind-ähnlichen chinesischen Puckelkühen auch grunzende schwarze Daks, die Haaroachsen der Tibeter, grasend zu sehen sind. Die letzte rein chinesische Kultur hat aufgehört. Nur eine Treppenstufe von tausend Metern höher und: Wir sind in Tibet.

Duncan, der bei den Missionaren in Tatsienlu unsere schon lang avisierte Ankunft melden will, reitet in aller Herrgottsfrühe des folgenden Tages voraus, während wir den total ausgehungerten und ermatteten Tieren noch einen letzten Rasttag gönnen, damit der Anstieg von eintausendsiebenhundert auf zweitausendsiebenhundert Meter, der morgen folgen soll, auch glatt überwunden werden kann. Es ist ein Rasttag für die Tiere, den auch wir gern einschieben, da es in den Felsen, die sich direkt über der kleinen Ortschaft erheben, viele Bergziegen, Gorals (*Nemorhaedus griseus*), geben soll. Ihnen wollen

wir uns widmen, um endlich auch mit der bisher ergebnislosen Großtierjagd Erfolg zu haben.

Wasukou empfängt uns gnädig. Tatsächlich hört der Regen bald auf. Mit viel Zuversicht schauen wir himmelwärts in die aufsteigenden Felsen, die, fünfhundert bis tausend Meter hoch, domartig das Engtal des Tatsienluflusses überragen. Während der Koch rasch ein chinesisches Essen herrichtet, schieße ich in den gras- und dornbuschüberwucherten Felsen- und Geröllhalden direkt vor den Toren des kleinen Ortes ein Bündel Vögel und Felsenhörnchen (*Suthora webbiana alfonisiana*, *Sciurus davidianus*), um dem Präparator auch seine Tagesbeschäftigung zu geben. Später, nachdem der Wasserreis den Magen gefüllt hat, ziehen wir mit den Büchsen talauf, um einen geeigneten Einstieg in die Felsen zu finden, und um die Klippen sorgfältig nach Gorals, die tagsüber oft auf den höchsten Felszacken stehen, abzusuchen. Die Hänge sind gewaltig schroff und so steil, daß einem fast schwindeln könnte, wenn man von unten nach oben in sie hineinschaut. Außerdem ist die Gebüschdeckung so dicht, daß es außerordentlich schwierig, wenn nicht gänzlich unmöglich ist, einen Goral vom Tale aus zu sichten. Es ist unbegreiflich für den Beschauer, wie die dichten Sträucher und die verworrenen Rakteendschungel ihren Weg in diese übersteile Felsenlandschaft fanden. Noch unglaublicher aber ist es, wie sich die aus Amerika stammenden Opuntien in diese tief eingeschnittenen Gebirgstäler, über dreitausend Kilometer von der chinesischen Küste entfernt, überhaupt einbürgern konnten.

Ich pirsche im Talgrund, wo der Tatsienlufluß tobend dahinjagt, der auf nur vierundzwanzig Kilometer Entfernung, die uns noch von Tatsienlu, der Grenze Tibets trennen, volle tausend Meter Gefälle hat und wie ein ungestümes weißes Pferd seinen schneeigen Schaumstrudel durch Katarakte hindurch gegen häusergroße Felsbrocken wirft und sie gischend zernagt. Vielerorts haben die Eingeborenen dem wilden Wasser einige Breiten festen Landes abgewonnen, wo sie zwischen Geröllblöcken und Steinblockaden sogar noch Reis anbauen können. Daneben befinden sich Felder mit Mais, Gerste und Hanf.

„Brücken“, die nur insofern ihren Namen zu Recht tragen, als sie eine Verbindung von einem Ufer zum anderen darstellen, sonst aber nur aus einem einzigen Bambusseil bestehen, sind über den Fluß gespannt. Ein ausgehöhltes, hölzernes Laufbrett, an dem die Leute sich festbinden und mühevoll hinüberhangeln, ist an dem Seile befestigt.

Hanfene Zugstricke, an denen die Lasten und Bündel der reifen Gerste über den Fluß gezogen werden, laufen durch Bambusringe, die in regelmäßigen Zwischenräumen an den armstarken Seilen angebracht sind, von Ufer zu Ufer. — Ich will mich gerade entschließen, eine Felswand hinaufzuklettern, da kommt ein wildaussehender Jäger kenchend an und deutet mir an, daß auf der anderen Flußseite viel besseres Jagdgelände sei. Er ist ein von unseren Dienern nachgesandter Jäger, der auf mich den allerbesten Eindruck macht, obwohl er nur eineinhalb Meter groß ist und ein Gesicht hat, das man am besten mit dem verschlagenen Ausdruck eines ergrimmtten Menschenaffen vergleichen könnte.

Sofort machen wir kehrt, und willig schließe ich mich seiner Führung an.

Dolan, von der Bullenhitze schon völlig durchschwitz, zieht sich noch schnell etwas leichter an, während ich noch einmal eine gute Portion Reis vertilge. Und dann geht es mit zwei Jägern, den zweiten fanden wir in Wasukou, in die Berge. Leider können wir keine Heshunde mehr bekommen, da der Hauptjäger des Ortes gestern mit seinen sechs Hunden talab gezogen ist. Unsere Jäger sind beide wilde Kerls, klein und hager, aber ungeheuer muskulös. Gewandt wie die Katzen klettern sie uns voran. Die ersten dreihundert Meter schrauben wir uns auf schmalem Saumpfad steil in die Höhe. Das Tempo, das die beiden anschlagen, ist bei der glühenden Hitze ungeheuerlich, alles andere als angenehm; dabei tragen diese widerstandsfähigen Bergjäger noch dicke Goralpelzjacken mit nach innen gekehrten Fellseiten!

Nachdem wir vierhundert Meter gestiegen sind, stoßen wir auf ein einsames Haus, wo wir eine Zigarettenlänge pausieren, um dann höher in die Felsenregionen hinaufzuklettern. Keuchend kriechen wir im Gänsemarsch einer hinter dem anderen her. Das Wasser läuft uns in Strömen am Körper hernnter. Nun stehen wir schon fast senkrecht über der Ortschaft, die wie aus Streichhölzern erbaut, in stillem Frieden tief unten liegt. Der Fluß sieht einem Silberfaden ähnlich. Winzig klein sieht alles da unten aus. Der große Maßstab aber, der dieser Landschaft ihren ungeheuerlichen Reiz verleiht, kommt uns sofort wieder zum Bewußtsein, wenn wir auf das Donnern achten, auf das Tosen der brausenden Stromschnellen, das laut vernehmbar bis zu uns heraufdringt.

Plötzlich fallen wie geblähte Fallschirme aus blauer Luft zwei riesige Himalajageier im Sturzflug hernieder. Ohne Flügelschlag

gleiten die mächtigen Vögel auf wenige Meter an uns vorüber und ziehen dann, die hellgrauen Riesenschwingen weit flasternd, ihre erhabenen Kreise. Im Glas erkenne ich selbst die weitgespreizten, von den Aufwinden vibrierend nach oben gebogenen Schwungfedern, deren jede sechzig bis siebenzig Zentimeter lang ist.

Etwa fünfhundert Meter über dem Flusse haben wir einen grandiosen Rundblick auf die kleinen Ansiedlungen der Menschen unter uns und auf die riesigen Weiten und schroffen Talflanken des senkrecht abfallenden Goralgeländes. Über uns türmt sich die großartige, unglaublich düstere Bergwelt mit den von Nebelschwaden durchsetzten Urwäldern der Tsinregion (*Budorcas tibetanus*), und darüber hinaus ragen, in den Wolken verborgen, die eisigen Hochgipfel des Reiches der Blauschafe (*Pseudois nahoar*) und des Glanzhuhns (*Lophophorus l'huysii*). Nur wenige lebende Wesen können sich Könige nennen in dieser großartigen Natur, nur einer ist Herrscher. Es ist der edelste Räuber der gefiederten Welt, der Steinadler, der heute das in Todesangst pfeifende Murmeltier in der firnglänzenden Gletscherregion schlägt und morgen den Fasan viertausend Meter tiefer aus den eingezäunten Gerstenfeldern der Bergbauern holt.

Wir glauben schon einen enormen Anstieg gemacht zu haben. Wenn wir nach unten auf die kleinen Puppenhäuschen schauen, dann fühlen wir uns als Herrscher, aber wenn unser Blick bergwärts gleitet, dann schrumpft der ganze Stolz zusammen in weniger als ein Nichts.

Andachtsvoll nur kann man dieser überwältigenden Natur gegenüberstehen, muß die Jagd vergessen, um das Große zu erfassen, das allein felig macht.

Dann aber rüttelt mich mein wild dreinschauender, jagdlüsterner Jäger auf! Auch in mir erwacht der Jäger wieder. Ich will, ich muß heute eine Goral schießen! So schleichen wir dahin über die Nadelkanten der jähren Schründe, wo jeder Fehltritt, jedes Straucheln oder Gleiten den sicheren Tod bedeutet. Schlucht nach Schlucht taucht unter uns auf. Wenige alte Goralfährtten finden wir. So geht es weiter und höher hinauf, bis der Puls in den Halsarterien hämmert und die Adern zu zerreißen drohen. Die Goraljagd, nicht vom sicheren Anstiege im Tal aus, sondern im Fels selbst, wenn man den Bergziegen in ihr Gebiet hinein folgt, ist die aufregendste, königlichste Jagd, die man sich denken kann.

Geistesgegenwart, Beherrschung jedes Muskels sind Voraussetzung dazu und noch mehr: Sehen können!

Beides, Vorsicht beim Klettern und Jagdpassion müssen genau abgestimmt sich die Waage halten. Wenn erstere überwiegt, dann mag der Jäger am Abend ins Lager zurückkommen und schwärmen von der gewaltigen Felsennatur und erzählen von der „Lebensgefahr“, in der er geschweht haben will, und die gar keine war, aber ohne Beute mitgebracht zu haben, ohne die Last eines dieser Meisterkletterer der grandiossten Gebirgslandschaft der Welt. Solcher Jäger gibt's viele, nur der Zufall bringt ihnen das Wild vor die Büchse. — Das sind diejenigen, die so gern von „Glück“ und von „Dusel“ reden. — Wenn aber die Jagdpassion überwiegt und das Raubtier zu stark wird im Jäger, dann bedeutet es seinen sicheren Absturz, sein letztes Halali. Wenn man aber beides miteinander verbinden kann, dann wird die Jagdleidenschaft alle Gefahren überbrücken und die Vorsicht wird die Bremse sein, die einen vor Tollkühnheit bewahrt. Dann wird die Goraljagd zum höchsten Genuß, den der passionierte Jäger haben kann. Man gleitet über die steilsten Stellen dahin, mit den Augen dabei die nächsten fünf Meter übersehend, und mit allen anderen Sinnen beim Wild, versucht mit ihm zu denken, fühlt instinktiv, wo die Kletterziegen heute ihren Einstand nehmen, ahnt, wo sie auf den spärlichen Grasflächen zur Asung ziehen werden.

Eine himmlische Freude ist es, mit solchen wilden Bergjägern Kraft und Geschicklichkeit zu messen. In letzterer sind sie uns weit überlegen, mit ersterer sind wir besser begabt. So muß ich oft an den steilen, Hunderte von Metern abstürzenden Glimmerschieferhalden meine Kletterschuhe zwischen die Zähne nehmen und barfuß nach der Nadelspalte fühlen, die der Jäger mit seinen Klammerzehen nicht zu suchen braucht. Mit Händen und Zehen nach der vorspringenden Felszacke spürend, geht es dann hinweg über die Steilplatten, die mir noch immer Schwierigkeiten machen. Oft muß einer von uns vorausklettern und prüfen, ob der Fels hart genug ist, erst dann reichen wir uns gegenseitig das Gewehr zu und klettern weiter. In den Klammschluchten, wo das Rinnenklettern die einzige Rettung ist, geht es rasch voran. Nach jeder heißen Stelle lachen wir uns an, verstehen uns glänzend, aber gesprochen wird kein Wort; denn die Goralen können jeden Augenblick auftauchen. Auf jeder Nadelkante wird eine kurze Pause eingelegt. Das Glas geht dann nicht von den Augen. Nur ab und zu weide ich mich an der urwüchsigen Wildheit meines kleinen

Jägers, der, wie ein kühner Bergdämon, schwindelfrei sich über die Schründen lehnt, um mit Falkenaugen die Kalksteinswände unter uns abzusuchen. Markiger, kerniger kann kein Mensch aussehen als dieser winzige, muskelgepanzerte Bergmensch, der auf dem Körper eines sehnigen Kletterers den Kopf eines Schimpansen trägt. Stunde um Stunde verrinnt, das Klettern wird zur Gewohnheit, ich sehe keine Gefahr mehr darin, bin nur noch Jäger und will, das schwöre ich mir, nicht umsonst diese fürchterliche Kletterei gemacht haben. Zeichen von Moschustieren fangen an — und mehren sich. Sie deuten uns an, daß wir zu hoch geraten sind. Die Goralen müssen tiefer in den Steilhängen stehen, in die wir wegen der überhängenden Felsen noch nicht einsehen können. Nach unten deutend scheint der Jäger für Sekunden zu zweifeln. Aber ein Zurück gibt es nicht. Es beginnt nun ein Abstieg, den der Lolojäger wohl schwerlich, ich aber nie in meinem Leben vergessen dürfte. Erst geht es zweihundert Meter so gut wie senkrecht hinab. Gott sei Dank stehen in den Felsnischen überall Stacheln und stachelige Berberitzen, die uns zwar die Hände blutig schrammen, aber die ganze Kletterpartie, so gefährlich sie anmuten mag, völlig gefahrlos gestalten. Gefahr macht das Leben gewiß erst lebenswert, aber was es heißt, außer jeglicher Gefahr zu sein und doch auf abscheuliche Schwierigkeiten zu stoßen, das sollten wir erst weiter unten kennen lernen, als wir durch die mauergleiche Kalksteinregion hindurch mußten. Wie mit riesigen Dolchen bewaffnete Wälle, so türmen sich die Dpuntiendacken gegen die Felsbastionen der Seitenklämme, die wir unmöglich überschreiten können. Wir haben uns völlig verstriegen, so daß uns nur noch ein einziger Weg offen bleibt, nämlich durch die Dpuntiendackzone tief ins Tal hinab zu steigen, alle bisher geleistete Kletterarbeit zunichte werden zu lassen und von unten, fünfhundert Meter tiefer, da wo wir vor vier Stunden anfangen, wieder einen Einstieg zu versuchen. Das hört sich alles leicht an, aber es ist schwer auszuführen. Ich hätte diese Stachelpartie gern einem indischen Fakir überlassen, denn es waren wirkliche Qualen, die wir erdulden mußten. Duzende, nein Hunderte von Dornen dringen mir in die Beine, Hände, Arme, in den ganzen Körper. Einmal von ihnen befreit, haben wir in den nächsten Minuten wieder eine Unmenge dieser Kalksteinstacheln zentimeter tief im Fleisch sitzen. Nicht einmal aufrecht können wir klettern; nein, wir müssen durch die Wüste schier undurchdringlicher Kalkstein hindurchkriechen! Einige dieser teuflisch unangenehmen Pflanzen stehen noch in voller goldener Blüte! Ein

märchenhaft schöner Anblick, dem sich auch der Gefolterte nicht entziehen kann. Wie so oft das Unangenehmste und Widerlichste im Leben mit dem Süßesten verbunden ist, so auch bei diesem unvergeßlichen Abstieg: Hunderte von prallen, gelben, reifen, feigenartigen Früchten sind über und über mit stacheligen, oft schaufelgroßen Sprossen der grünen, turgorstrohenden Sukkulente bedeckt. Wie Wilde zerstören wir diese Sprosse, um an die Früchte zu gelangen, deren würzig saftiges Fleisch, von eigenartig, unbeschreiblich mildem Wohlgeschmack uns vorzüglich mundet. Der Jäger öffnet mir Duzende der reifen Früchte mit seinen krallenartigen, schwarzen Fingernägeln und ich schlürfe wohlighen den delikaten duftenden Inhalt. Doch selbst diese Früchte sind hinterhältig und bereiten Tantalusqualen. Denn es gehört viel Geschick dazu, den winzigen Stacheln zu entgehen, die ihre Epidermis bedecken. Als ich ein einziges Mal versuchen will, eine der Früchte selbst zu öffnen, muß ich mit diesen mikroskopisch kleinen Stacheln bitterste Bekanntschaft machen. Fein säuberlich, so bilde ich mir ein, öffne ich die Frucht mit meinem Messer und will den süßen, weichen Inhalt schlürfen, aber da kommt auch schon die Strafe meiner Ungeschicklichkeit: ich bekomme den ganzen Mund voller Stacheln, die sich in die Schleimhäute des Rachens und in den Gaumen tief einbohren und eine widerliche Qual bereiten. Dann habe ich genug. Mehr Stacheln kann man wirklich nicht von außen wie von innen im Körper sitzen haben. — Und es geht aller bohrender Stacheln ungeachtet in erbitterter Wut dem Tal entgegen, das wir nach einstündigem Abstieg, elend zerstochen, glücklich erreichen. Soll ich nun aufgeben?

Die Sonne steht schon tief, nur die allerhöchsten Bergzinnen erstrahlen noch in reinem Gold, während im Engtal der silberschäumende Fluß schon weiß wird und die grünen Felder grau. Für uns gibt es kein Zögern. Hinauf ist die einzige Lösung! Schon nach zwanzig Minuten sind wir wieder dreihundert Meter über dem Talgrund, schlagen uns durch den Wust der Kakteen über die Seitenkämme. Langsam und vorsichtig geht es voran. Irgendwo müssen ja die Gorals stecken! Gerade ziehe ich wieder, auf einem zerrissenen Seitenkamm angelangt, einen langen Dorn aus meiner Haut, als ich zweihundertfünfzig Meter fast senkrecht über mir eine ganz leise Bewegung spüre und sehe, wie etwas Graues schemenhaft über eine Felszacke huscht. Richtig! Es bewegt sich ein rotbeeriger Cotonasterstrauch. Heiß läuft es mir über den ganzen Körper! Bruchteile von Sekunden zitterte ich. Endlich!

Nur jetzt keinen Fehler machen! Der Jäger hat noch nichts entdeckt, aber er weiß Bescheid. Gleich darauf umfasse ich, ohne mich umzusehen, die Büchse mit der nach hinten gestreckten Hand.

Ein Glas brauche ich gar nicht, denn die rüttelnde Bewegung des winzigen Busches da oben war doch zu deutlich: So setzt nur der Goral. Zwei, drei, vier leise Schritte bergan, dann deckt mich ein Felskloß, bietet Auflage und zugleich Sicherheit vor den scharfen Lichtern. Ich habe die ganze Schlucht und vor allem die freien Seitenkämme im Auge. Der Goral kann mir nicht entkommen. Bange, lange fünf Minuten vergehen, die Augen beginnen zu schmerzen, die Dämmerung nimmt zu, die Rakteen, in denen ich liege, beginnen fühlbar zu werden. Ab und zu läuft nur ein prickelnder Schauer über den Körper. Schweigend harret der Jäger neben mir. Da! Etwas höher wieder eine Bewegung. Ich bücke an und sehe im letzten Moment des Verschwindens gerade noch den breiten, grauen Rücken eines Gorals über den Grat ziehen. Schneller, als ich es selbst glaubte, ist die Kugel draußen und reißt den Goral im Feuer zusammen. Schnell repetiere ich. Ehe ich die zweite Kugel anbringen kann, wird der Goral wieder hoch und ist auch schon hinter den mächtigen Rakteen verschwunden. Minutenlanges gespanntes Warten! Dann erscheint der Goral wieder auf einem mächtigen steilabfallenden Felsblock. Nein! Es ist ein zweiter! Ein gesundes Stück, das mit peitschendem Wedel gerade eine drei Meter breite Klamme mit Leichtigkeit überspringt und nun auf zweihundert Meter frei gegen den Himmel ein wundervolles Ziel bildet. Jeden Muskel des markanten Tieres glaube ich im Zwielficht zu erkennen! Dann bricht der Schuß. Der Goral klappt in sich zusammen, überrollt sich und saust frei durch die Luft fünfzig Meter in die Tiefe, wo er mit lautem Dröhnen aufklatscht. Ein erschütternder, graufiger Anblick, der sich zwei Sekunden später wiederholen sollte! Denn an derselben Steilwand steht hoch erhobenen Hauptes der dritte Goral und äugt seinem gestürzten Kameraden nach, bis auch ihn die nächste Kugel erreicht und er, polternd sich überschlagend, in die Tiefe saust. Das war ganze Arbeit — und der Mühe wert. Der Freudenschlag, den mein Jäger jetzt auf die Schulter kriegt, ist nicht von Pappe und die nachfolgende Zigarette wohlverdient.

Aber das Schlimmste soll noch folgen. Die Dunkelheit nimmt rasch zu, und wir müssen die Gorals bergen, ehe die Leoparden sie in der Nacht holen. Eine gute halbe Stunde haben wir noch zu klettern,

müssen auf einem großen Umwege die Steilwand umgehen, ehe der Jäger, der wie ein Wiesel durch die Kakteen schlüpft, mit unglaublicher Sicherheit die richtige Stelle findet, von der eine laminartige Schlucht direkt zu den Gorals führt. Die beiden zuletzt beschossenen Stücke finden wir sofort ohne jede Schwierigkeit. Beides sind gemäßig große, mittelstarke Stücke, die sich in tadellosem Haarzustand befinden! Den erstgeschossenen Goral müssen wir leider aufgeben und den Panthern überlassen, da die Dunkelheit schnell zunimmt und wir uns vierhundert Meter über dem Talboden befinden. So hockt jeder von uns einen Goral auf den Buckel, der Jäger dazu meine Büchse, und langsam steigen wir durch die Kakteenwildnis dem Tale entgegen.

Bald können wir nichts mehr sehen, nur das Donnern des Flusses weist uns die Richtung, die wir einhalten müssen. Nicht wie ich es erwartete, führte uns der Jäger zurück, sondern schräg nach unten! Direkt auf den schwachen Schein der Olfunzeln zu, die uns aus den Häusern von Wasukou entgegenflackern. Durch eben dieselbe Steilwand, von der Dolan am Mittag noch behauptet hatte, daß sie selbst für die Gorals zu steil sei, sollten wir nun mit den schweren Lasten absteigen. Wenn ich daran zurückdenke, schwindelt mir! Der Jäger wird unsicher, er rutscht mehrmals aus, fängt sich aber immer wieder. Stemmamine sind mir immer eine Freude gewesen bei Tageslicht und bei guten Kletterverhältnissen. In dieser Stimmung der Verzweiflung aber, bei fast absoluter Dunkelheit mit einem geschulterten Goral, sind sie die Hölle selbst. Ich nehme mir fest vor, keine allzu große Wahnsinnigkeit zu begehen, und will lieber auf den stacheligen Kakteen schlafen, als mir den Hals oder die Beine brechen. Nicht etwa Angst habe ich, aber ich halte es für einen sträflichen Leichtsin, wegen ein paar kleiner Bergantilopen die ganze Expedition und mein Leben aufs Spiel zu setzen. So schäme ich mich auch gar nicht zu gestehen, daß ich fast den ganzen Steilhang, soweit es möglich ist, auf dem Hosenboden, der allerdings auch größtenteils in den Kakteen hängen blieb, hinunterrutschte. Es ist ein teuflisches Gefühl, wenn man, ohne irgend etwas zu sehen außer den faden Glämpchen Hunderte von Metern da unten, mit den Füßen zuerst nach einem Felszacken und nach Halt suchen muß, ehe man langsam nachrutscht, sich mit den Händen in den Kakteen oder Berberitzen festkrallt und die Zähne in die Achillessehnen des Gorals schlägt, um mit dem Hals das Gleichgewicht halten zu können. Wirklich, es scheint keinen

Muskel am Körper zu geben, der nicht bei dieser Höllenpartie ausgearbeitet, keine Sehne, die nicht gespannt wird. Über eine Stunde brauchen wir für diesen Abstieg in der Dunkelheit. Aber er gelingt! Dann schlürfen wir kristallklares Wasser am Glusse. Dolan hat mir schon eine Hilfsmannschaft mit Sturmlichtern entgegengeschickt. Die Freude ist groß, wie ich mit der Beute ankomme. Nachdem eine Tasse Kaffee, die einzige Erfrischung, nach der ich verlange, heruntergestürzt ist, kommt die unausbleibliche Reaktion, eine unüberwindliche Müdigkeit, die ich unterdrücken muß, da die Gorals noch vermessen und aus der Decke geschlagen werden müssen. Dann will ich mich auf mein wanzensicheres, schön mit Insektenpulver (das mitzunehmen ich jedem Tibetreisenden empfehle) bestreutes Feldbett legen, fahre aber wie von der Tarantel gestochen wieder hoch, da der ganze Körper voller Dornen steckt, die sich nun noch tiefer einbohren wollen. So müssen zwei Diener, mit Pinzetten bewaffnet, eine halbe Stunde an meinem Körper Entdornungsarbeit leisten. Der eine holt allein aus der unteren Partie über hundert Stacheln heraus, während Tsai aus Armen und Rücken fast die doppelte Anzahl dieser mißlichen und zum Teil sehr schmerzhaften Fremdkörper entfernt. Dann endlich hat die arme Seele Ruh' und ich träume von hellgrauen Gorals in himmeltragenden Rakteenfelsen.

So vergehen die schweren aber abwechslungsreichen Tage des Anmarsches einer nach dem anderen im schweren Marschrhythmus. Doch auch die Abende in den Herbergen und die Nächte in den verlausten Hütten der Armseligkeit haben ihre unvergeßlichen, wenn auch absonderlichen Reize.

Blitze zucken durch die nächtlichen Hochtäler und der Regen peitscht durch die papierverklebten Fensterlücken in unsere Gesichter. Die Gewehre verrosten. Die so schwer errungene Beute droht zu verfaulen. Warum gibt es eigentlich Menschen, die alle Unnehmlichkeit der Zivilisation hintanstellen, um für Jahre in der Wildnis unterzutauchen? Ja, warum? Wir haben eine Aufgabe. Wir werden siegen!!! Das genügt uns.

Todmüde wanken wir fast allabendlich in eine von Wanzen wimmelnde überfüllte Herberge, wo neben viel Präparationsarbeit auch eine Tasse heißen Tees und geröstete fette Wildtauben auf uns warten.



Phot.: Gnieser

Die Eispypyramide des Mínga Songkar,
des höchsten Bergs Chinas



Tatsienlu, die Pforte Tibets

Der Regen wird zur Sintflut, die Insekten fliegen uns hilfesuchend in die Teetassen. Es gibt kein beglückenderes Gefühl, als bei solchem Unwetter geborgen zu sein. Abend für Abend sitzen wir kameradschaftlich in dumpfen Räumen beisammen und spinnen hoffnungsstrunken unser Garn für die Zukunft. Dann stockt die Unterhaltung — denn die Arbeit will getan sein. Oft wird es zwei Uhr morgens, bis der treue Tsai den letzten Vogel zunäht und ich schon im Halbschlaf mechanisch die allerletzte Etikette schreibe. —

Im Morgengrauen pirsche ich schon wieder los. Noch ehe die frostigen Frühnebel von den bewaldeten Gipfeln gewichen sind, gilt es zu sammeln. Steil führt mein Weg zunächst bergaufwärts. Die Vegetation ist fast undurchdringlich. Die Speergräser stechen und schneiden. So geht es nur langsam voran. Nach harter Steigearbeit habe ich einen hohen Berggipfel erreicht und sehe tief unten die ersten Karawanentiere vorüberziehen und die wandernden Teekulis, die von oben wie kleine Käfer mit riesigen Rückenschildchen aussehen. Alles glänzt und glitzert im Morgenlichte. Den Abstieg will ich mir etwas leichter machen und nehme mir vor, das Dickicht senkrecht nach unten zu durchbrechen. Dabei gerate ich in einen wüsten Dschungelkomplex, der unerhört abschüssig ist. Ich schieße einen seltenen Tropendrongo (*Chibia hottentotta*), der zu meinem Unglück in eine tiefe Schlucht hinunterstürzt. Da der Vogel zu den Kostbarkeiten gehört, muß er unter allen Umständen geborgen werden. Plötzlich gibt der weiche Boden nach, das Erdreich stürzt unter meinen Füßen in die Tiefe, so daß mir nur noch ein Wurzelstumpf bleibt, an den ich mich anklammern kann, während der Hund nach unten mitgerissen wird. Da mir der Rückzug abgeschnitten ist, bleibt nichts anderes übrig, als mit der einzigen freien Hand das Gewehr zu entladen, den Riemen am Kolben zu lösen und die Waffe nach unten in Richtung auf einen Lianenwust gleiten zu lassen. Dann folgen die Patronen nach, bis ich mir schließlich ein Herz fasse und in Richtung auf einen Dornenbusch sieben bis zehn Meter unter mir abspringe. Der Busch hätte mich zwar etwas weniger stachelig empfangen können, aber er wird zum Retter. Nachdem der Drongo gefunden ist und ich nach einer halben Stunde im Tal ankomme, treffe ich gerade auf Dolan, der vor der Hauptkarawane daherreitet. Tsai bringt mir mein Pferd, Frühstück und trockene Strümpfe, so daß ich nach eingenommener Mahlzeit gleich von neuem die schroffen Hänge hinaufklettern kann.

Etwa tausend Meter steigen wir, ohne Rast zu machen, steil bergan. Ich muß nämlich diese Tage benutzen, um bergsteigerisch noch mehr in Form zu kommen, und freue mich, daß ich mehr leisten kann als die drei berggewohnten Eingeborenen, die mich führen.

Die Erosionsschluchten des Trockentales sind völlig kahl. Der Regen wäscht die Täler derart aus, daß sich außer einigen festverwurzelten Büschen keine Pflanze zu halten vermag. Die tiefen, oft dreißig Meter senkrecht eingeschnittenen Erosionsrunsen, mit ihren regenschützenden Hängen, sind mit ungemein dichten Dornenwällen angefüllt. Dort gibt es herrliche Sachen zu holen. Eigentümlicherweise sind gerade die steilsten Felsabhängen, an denen nämlich der Regen keine Angriffsfläche zur Verwüstung findet, am dichtesten mit Vegetation besetzt. Die biologischen Verhältnisse sind dort durch zwei Faktoren bedingt: einmal durch die geologische Formation, weil da, wo bergwärts die regendurchlässige und damit leicht austrocknende Buntsandsteinformation aufhört und vom Urgestein abgelöst wird, die dichten Hsisanregenwälder beginnen; und das andere Mal ist die Wolkenzone die Grenze des in den höheren Lagen ständig wallenden Nebels, der die üppige Hsisanurwaldvegetation geradezu klassisch bedingt und kennzeichnet. Die Trockentäler können wegen ihres leicht verwitternden Schwemmbodens das Wasser nicht auffangen, trocknen daher überraschend schnell durch die starke Höhenverdunstung und die sengende Sonnenbestrahlung aus. So erheben sich zu beiden Talseiten über den Buntsandsteinflanken die hohen Hsisanberge, die das eigentliche Tierparadies und Rückzugsgebiet darstellen. Dort oben führt der Wildbach wieder Urgestein im Geröllbett und ist kullissenartig von dichtestem bambusvermischten, moos- und flechtenbehangenen subtropischen Steildschungel eingefaßt. Diese halten bis zum zweitausendsiebenhundert Meter hohen Paß und damit bis zur Wolkenzone an. Dort werden sie zum ersten Male durch Koniferenhochwald, paläarktischen Montanwald, mit Tannen und Fichten, gipfelwärts überragt.

Die Bauern, alle zu Familien vereinigt, sind dabei, den Buchweizen, der nur dreißig Zentimeter hoch wird, auf den Feldern, wo sie sich kleine Tennen gestampft haben, zu dreschen. — Der Mais hier oben an der Grenze seines Areales entwickelt schon gar keine Kolben mehr. Die armen Bergbauern verwerten aber auch die fruchtlosen Stengel. Diese werden als Gemüse gekocht oder roh gegessen, also wie Zuckerrohrstengel zerkaut. Da meine Begleiter an der

Regenwaldgrenze haltmachen wollen, und jeder von ihnen urplötzlich an einer anderen „Krankheit“ zu leiden vorschüßt, gebe ich den Gesellen eine feine Lektion und heße sie durch ein fürchterliches Dornendschungel, an senkrechter Felswand entlang, bis der eine so blutet, daß ich ihn heimschicken muß. Die beiden anderen zwingen ich wütend mir zu folgen, bis die energielosen Kerle zusammenzubrechen drohen und meutern wollen. Ehe sie aber zur Ausführung kommen, jage ich sie zum Teufel. Ich entreiße ihnen meine Sachen und stoße sie den Abhang hinunter. Wenn diese Herren ihren Dorstkameraden von dem „weißen Teufel“ erzählen, so kann ich es ihnen nicht verdenken. Mit zwei Gewehren, Kamera, Glas, Sammeltasche und Zielfernrohr beladen, erreiche ich mein gesetztes Ziel. Durch und durch verschwißt, bringe ich allein mehr fertig als mit dem Pack von Fatalisten. Aber ehe ich die Zone abgesammelt habe, bläst der Nebel über den Kamm und macht mein Tagewerk zunichte. Wolken schleiern mich ein. So muß ich denn ununterrichteter Dinge in stiller Wut zwei Stunden abwärts steigen, um mit einer einzigen neuen Tierart vor Dunkelheit in der Karawanserei anzukommen. Am Abend werden erst gemeinsam Patronen geladen, dann muß das Tagebuch nachgetragen werden mit der löblichen Absicht, hinterher noch zwanzig Vögel zu präparieren. Das fällt schwer. Lang war der Fußmarsch für mich gewesen, weil ich Tsai, dem Präparator, den ganzen Tag mein Pferd überlassen hatte, um ihn bei guter Laune zu halten, damit er mir in der Nacht auch fleißig Vögel balge. Es sind harte, aber herrliche Tage, getrunken aus einem Kelch voll reinsten Freude nur mit einigen wenigen Wermutstropfen darin, die dem Expeditionsleben aber erst die rechte Würze geben.

So erreichen wir die tibetische Grenze.

Drittes Kapitel

Die „Goldenen Kinder“

Tatsienlu. — Die ersten Eindrücke Tibets. — Aufbruch zur Lakinjagd. — Dem ewigen Schnee entgegen. — Plötzlich tauchen Laksins auf. — Der Büchsenlauf glüht. — Die Nachsuche in den wilden Alpenrosendickungen. — Die größte Lakinstraße. — Der Rückzug.

Tatsienlu ist die chinesische Bezeichnung für die etwa zwanzigtausend Menschen fassende, eng zwischen Felsen eingekerbte Grenzstadt Tibets. Der Name „Tatsienlu“ ist eine Verbalhornisierung des tibetischen Wortes Darcendo, das den Zusammenfluß des Dar- und Genflusses bedeutet. So liegt die betriebsame Stadt an der Mündung zweier starker Wasseradern, die sich zu einem schaum-sprühenden Wildfluß vereinigen, um ostwärts die Pforte Tibets zu durchbrechen und vierundzwanzig Kilometer entfernt, tausend Meter tiefer, in den Lungfluß zu münden. Fünf tibetische Karawanenstraßen laufen wie Zugfäden, von Nordosten, Norden, Nordwesten, Westen und Südwesten kommend, in Tatsienlu zusammen. Nur eine einzige führt in östlicher Richtung nach China hinab.

Tatsienlu ist Festung und Filter, Karawanenzentrale und Knotenpunkt, Handelsstadt und Hauptstadt der chinesischen Außen-provinz Sikong.

Larwinendonner hallt die ganze Nacht von den Bergen. Schlaflos wälze ich mich in meinem Bette von einer Seite auf die andere und kann kein Auge schließen. Eine wilde Aufregung rast wallend im Blute. Kaum fassen kann ich es, daß Tibet nun wieder erreicht sein soll. Zu groß waren die Eindrücke gewesen, zu gewaltig das Erleben des gestrigen Tages, als ich zum ersten Male wieder die großknöchigen Gestalten schafpelzbeleideter Hochlandnomaden sah, der eisige Gipfelwind mir erneut ins Gesicht blies und ich freudetrunken

vor Erregung einen Rundgang durch Tibets Grenzstadt Tatsienlu machte. Dumpf heult das Brausen des wilden Flusses durch die mondglitzernde Hochgebirgsnacht und, da ich ans Fenster trete, leuchten mir wie vielzackige Platinkronen schimmernd die Felsdome der Gletscherberge entgegen. Wer da schlafen kann, ist's nicht wert, Tibet zu erleben. Rastlos irre ich noch stundenlang umher, bis mich endlich, lang nach Mitternacht, der Schlaf übermannt!

Hell klingt Pferdegeläut am nächsten Morgen. Die orts-kundigen Jäger, nach denen ich noch spät am Abend schickte, sind schon angekommen. Kernig wilde Gefellen! Zäh und trutzig schauen sie drein in ihren Lederjoppen. Jeder von ihnen trägt einen vorsintflutlichen Vorderlader auf dem Rücken. Heute schon wollen wir, Dolau und ich, in die Berge ziehen, während Duncan zurückbleibt, um neue Mannschaften zu suchen und eine Jakkarawane anzuheuern.

Während des Frühstücks hocken die Jäger um uns herum, schmauchen ihre langen Bambuspfeifen und warten auf die endgültigen Befehle zum Aufbruch.

„Wißt Ihr auch bestimmt, daß es Wildrinder (Takins) gibt?“ frage ich nochmals, um mich zu vergewissern.

„Ja, Herr, zwei Tage von hier, gibt es viele.“

„Hast Du schon einmal einen Takin gesehen?“

„Nein, aber ich habe Fährten gefunden, als ich Medizin suchte hoch oben an der Grenze des ewigen Schnees.“

„Kennst Du jemand, der schon einen Takin getötet hat und uns begleiten könnte?“

„Ja, Herr, aber der Mann wohnt weit von hier! Er kann auch nicht mehr laufen, weil ihn ein wilder Takinbulle, den er angeschossen hatte, ein Bein verstümmelte.“

„Wie lange ist das her?“

„Zwei Jahre, Herr.“

„Nun, dann wollen wir nach dorthin aufbrechen.“

Eine halbe Stunde darauf sind unsere Bündel gepackt. Hurtig schwingen wir uns in die Sättel und reiten los. Ein beglückendes Gefühl ist es, wieder auf den unbeschlagenen, tibetischen Pferden zu reiten. Samtweich wie Katzen federn die gedrungenen kleinen Tiere fast lautlos über das Pflaster der alten Grenzfesten, so leise, daß man dauernd die auf der Straße spielenden Kinder warnen muß, um sie nicht in Gefahr zu bringen.

Durch das dunkle Loch des Nordtores geht's hinaus in die ungebundene Freiheit und langsam steigend den Pässen entgegen, die von den über sechstausend Meter sich erhebenden gletscherfunkelnden Gipfeln des „Tapau“ und des „Haiße“ übertürmt, in die Unendlichkeit der tibetischen Landschaft hinüberführen. Unser heutiges Ziel aber liegt weiter im Osten, in den Hsifanbergen, wo das „goldene Kind“ der Chinesen, der „Pferdesteinbock“ der Tibeter, unser Takin, eine der seltensten und unbekanntesten Wildarten der Erde, in den steilsten und weltentrücktesten Hochgebirgen seine ewige Fährte zieht. Halb Kind, halb Ziegenantilope in der äußeren Erscheinung, goldgelb und schwarzbraun gefärbt, mit vorsintflutlich überwölbtem Vorderkopf, sechshundert bis siebenhundert Pfund wiegend, ist der Takin von Wissenschaftlern oft als „lebendes Fossil“ bezeichnet worden. In den großen Museen der europäischen Länder und Amerikas ist er als kostbarste Rarität mehr begehrt als die seltensten afrikanischen Wildarten. Deshalb soll ihm unsere erste Fahrt gewidmet sein. Ihn wollen wir waidwerken und seine Lebensweise studieren. Der Lebensraum des Takins ist zwar auf die wildesten Gebirgsblockaden des Hsifanhochgebirges beschränkt, aber selten ist er dort noch keinesfalls. Nur schwer, unglaublich schwer zu erjagen, so daß man die weißen Jäger und Forscher, die ihn je zu Gesicht bekommen haben, an den Fingern einer Hand aufzählen kann.

Tief unter uns bleiben am zweiten Tage die eng eingeschnittenen Täler, in denen die tibetischen Banern auf wallumgrenzten Terrassenfeldern ihre kümmerliche Gerste ernten. Leise nur noch klingt der glucksende Wildbach aus der Schlucht herauf, und immer deutlicher wird das Dröhnen der Steinschläge, denen wir Stunde um Stunde näher rücken. Nebelfetzen schlagen uns feuchtkalt entgegen, Wolkensäcke lagern sich über uns und bedecken die Regionen des Takins, als ob sie uns den Eintritt in das Zauberreich der Hochalpen verwehren wollten.

Rascher als die anderen reite ich das wilde Seitental hinan, immer höher hinauf, der Baumgrenze und den Schneefeldern entgegen, bis mein Pferd nicht mehr weiter kann. Das brave Tier hat seine Pflicht getan, denn in wenigen Stunden trug es mich tausend Meter bergan. Mein Jäger ist der Erschöpfung ebenso nahe, aber ich bin frisch, und so geht es im Sturmschritt weiter talauf. Die Waldvegetation beschränkt sich nun nur noch auf den Talboden und

sendet ihre Ausläufer fingerartig in die Schluchten der steilen Seitentäler.

Ich habe vor, die sechshundert Meter höher gelegene Blauschafregion zu erreichen, um dann, an der Waldgrenze auf Moschustiere jagend, zurückzupirschen, in der Hoffnung, das Lager von oben ausfindig machen zu können. Wie so oft auf der Jagd, sollte es auch diesmal ganz anders kommen.

Riesige, weit und steil aufsteigende Grashalden säumen die linke Seite des öden Gletschertales, achthundert Meter höher gehen sie in schroffe, gewaltig zackige und zerrissene Schieferkämme über und ihre höchsten Gipfel verschwimmen in wallenden Wolkenmassen. Rechts türmen sich steile Grate, und mächtige Granitblöcke sind zwischen dem düster-grünen Laub undurchdringlicher Rhododendrenurwälder gekerbt. So geht es bergauf im gleichmäßigen Schritt, ohne daß ich mir eine Pause einzulegen gönne. Die Pulse fliegen schon jetzt, aber die Hauptsteigung liegt noch vor mir. Mehrmals muß der Wildbach überquert werden. Immer geht es knietief ins eiskalte Naß! Eine wundervolle Erquickung für den dampfenden Körper ist es, wenn ich, kurz verschnaudend, kristallklares Wasser aus der hohlen Hand hinunterschlürfe. Rastlos treibt es mich voran. Ich bin von jener unsagbar aufpeitschenden Vorahnung besessen, die mir zuraunt, daß irgend etwas geschehen wird. Ich wage aber nicht, bestimmte Gedanken zu fassen, und jage weiter, heße bergan, um diesen Gedanken, die doch nur hemmen, zu entkommen. Ich fühle nur, daß Wild vor mir ist!

Da! Was ist das? Auf hohem Fels, der wie ein Denkmalssockel rechter Hand aus der Rhododendrenwildnis hervorschaut, steht ein mächtiges gelbes Wild hoherhobenen Hauptes. Ich traue meinen Augen nicht! Es ist das goldene Rind, ein stolzer Takinbulle. Un alles andere hatte ich zu glauben gewagt — über einen Bär würde ich mich nicht gewundert haben —, aber ein Takin? Der König dieser Zone — wo die Nebel wallen und die Hochalpen ihre eisstarrenden Gipfel zum Himmel recken. Urwüchsigste und gewaltigste Tiere der Hochgebirge unseres Erdballes. Wie ein elektrischer Schlag fährt es mir durch den Körper. Die Entfernung beträgt etwa noch vierhundert Meter. Langsam auf allen vieren kriechend winde ich mich durch den dichten Weidenbestand des Bachbettes. Jede, auch die aller kleinste Deckung wird ausgenutzt, der Wind genau beachtet, das Schloß der Büchse zur Vorsicht noch einmal geöffnet. Alles stimmt. Ich wage nicht hochzusehen! Erst nachdem ich hundert Meter näher ge-

Frohen bin, erhebe ich mich ganz behutsam: Aber der starre Fels ist leer. Ich weiß genau, daß mich der Takin nicht wahrgenommen haben kann. Gerade will ich näher herankriechen, und bangend, daß das wuchtende Rhododendronbüsch den goldenen Bullen für immer verschluckt haben könnte, schicke ich mich an, einige Steine aus dem Wege zu räumen. Aber dazu komme ich nicht mehr, denn plötzlich steht auf freier Felszacke wie eine Bildsäule ein zweiter mächtiger Takinbulle und sichert direkt auf mich herab. Da kann nur eines helfen: So schnell wie möglich schießen! Es ist kein Kinderspiel, auf viertausend Meter Höhe mit fliegenden, bebenden Lungen eine schwere Büchse ruhig zu halten. Während ich langsam ins Ziel gehe, sauge ich tief Luft ein, beiße die Zähne zusammen. Zitternd springt das Fadenkreuz auf das mächtige gelbe Ziel. Ruhiges Hinhalten ist unmöglich, alles vor mir tanzt auf und ab. So werfe ich die Kugel hinaus, rasch wie einen Schrotschuß, gerade als der feine schwarze Stachel den Ansatz des mächtigen Halses faßt. Ich sehe vier schlagende Läufe in der Luft, dumpfer Kugelschlag gibt mir die Gewißheit, daß das kleine Geschöß den rechten Fleck gefunden hat. So viel Dufel hatte ich nicht erwartet. Dann rasselt der Verschuß, und in Bruchteilen einer Sekunde liegt die Büchse von neuem an der Backe, denn der erste Takin steht nun wieder, mit drohend gesenktem Haupt nach seinem Feinde in der Tiefe des Abgrundes suchend, auf dem Felsen. Schon sitzt ihm der Zielschachel auf dem goldgelben massigen Hals und im zweiten Schuß stürzt das mächtige Tier wie vom Blitz erschlagen vornüber und saust frei durch die Luft nach unten, um zwanzig Meter tiefer einen starken Rhododendronbaum zu zerschlagen und im Gewirr des Alpenrosenwaldes zu verschwinden. Mir zittern die Hände für einige Augenblicke. Dieser Anblick war grauenhaft und gewaltig zugleich, unglaublich fast, daß eine so winzige Stahlbohne auf über dreihundert Meter ein sieben Zentner schweres Wild augenblicklich zum Absturz bringen kann. Ich bin rasend vor Freude, und rufe meinen Jäger heran. Aber noch ehe er bei mir ist, wird der ganze Berghang vor mir lebendig. Trotz des sprudelnd rauschenden Wildbaches, der mit donnerndem Geheul von Fels zu Felsen springt, höre ich deutlich das Krachen und ungestüme Vorwärtsdrängen der Takinherde, deren Leitbulle meine ersten Kugeln niedergeschmettert hatten, während sich die Herde, deren Kopfbahl ich nicht angeben kann, im Schutze der Dickungen niedergetan hatte. Nun, in fürchterlicher Panik, stürmen die Tiere berg-



Takin Kopf



Die Takingruppe der ersten Dolanexpedition
in der Academy of Natural Sciences



Takinstraße



Himalajagöcér



Der große weiße Ohefasan



Übergang über den Yalung bei Yokow (Yokou)

wärts, ohne daß ich ein Stück sehen oder frei bekommen kann. Nur das wuchtige Krachen und Brechen höre ich und sehe, wie sich die sparrigen Kronen des dunklen Urwaldes unter dem Anprall der gewaltigen Körper hin und her bewegen.

Getarnt wie Ungeheuer dieser gigantischen Bergwelt, rasen die Takins steil bergauf, um ihrem Feinde zu entgehen und die sicheren Gipfel der nebelumwogten, eisgepanzerten Hochalpenzone zu erreichen. Die tiefen Schaleneingriffe werden für Monate noch im aufgerissenen Moosboden Zeuge des nun folgenden größten Dramas sein, das je ein Rudel Takins betroffen hat! Rasend brechen sie dahin, um dem unheimlichen Ort zu entkommen, ohne jedoch in der Dumpsfheit naßtriefender, flechtenbehangener Rhododendronwildnis zu ahnen, daß zweihundert Meter entfernt eine langläufige Büchse jeder Bewegung folgt und ihre Seelenachse ruhig und sicher über dem wogenden Rhododendronwald wachen läßt, wartend, bis die fahlen Felsbrocken der Herde ein Hemmnis entgegensetzen, eines, das nicht zu umgehen, sondern nur zu überklettern ist. Solch Lärmen einer tosenden Wildherde, wo man nur ahnt und nichts sieht, peitscht die Nerven auf bis zum Bersten; dieses sekundenlange Warten treibt mein Blut wie kochend durch die Adern. Alle Ruhe, alle Konzentration liegt in den Armen und vereinigt sich auf dem Kleinen, winzig Kleinen Zielschmel. Immer steiler wird der Hang und immer ruhiger bricht die wuchtige Wildherde durch die knorrigen Sparren des Urwaldes, den Felsen entgegen. Noch einmal überfliegt das eine Auge die gelösten Sicherungen und die Lage der Waffe. Dann kommt der große Augenblick, der mir unvergeßlich bleiben wird, denn wie eine Dampfwalze, so mächtig, so ungeheuerlich massig und schiebend brechen die Takins aus der Deckung hervor, mit gesenkten Häuption, mit, wie mich deucht, weit geblähten Nüstern setzen sie bergauf. Ein starker Bulle führt die Herde über die wenigen Meter schroffen unbewachsenen Gesteins, das wie eine verwundbare Stelle, wie das Lindenblatt Siegfrieds, über dem geharnischten Panzer der undurchdringlichen Dichtung hell und leuchtend seine Schieferfelsen emporreckt. Da meine Schulter vom heftigen Rückschlag den ersten starken Ruck erhält, richtet sich, wie von unsichtbarer Dämonenhand gepeitscht, das führende Tier hoch auf und steht für Bruchteile einer Minute wie das bäumende Gachsenroß zwischen Himmel und Fels, zum letzten und allerletzten Male als König über dem Nebelreich der Alpenrosen, und königlich, wie der goldgelbe Takin aufstieg im Todeskrampf,

so bricht er nun zusammen, reißt einen Felsblock um und poltert, leblos sich überschlagend, mit diesem um die Wette dem Abgrund entgegen. Für Sekunden herrscht lautlose Stille, selbst das brüllende Wasser unter mir scheint zu schweigen.

Unheimlich ist die Stimmung über dem echoverhallenden Hochtal. Kalt starrt der finstere Wald gegen die dräuenden Felswände empor. Das Rudel steht! Unschlüssig! Da, wo es vor peinigendem Schreck zurückgeprallt war, als der Bulle seine Todesfahrt in die Tiefe antrat. Die Sekunden vergehen, und dann bricht die ganze Herde wieder hervor und flüchtet über die kahlen Felsen. Unglaublich rasch bewegen sich die schweren Tiere über die zerrissenen Felsen über den steilen Abgründen dahin, mit gewaltigen Sätzen springen sie der kaum dreißig Schritt entfernten Deckung zu, rumpelnd und polternd, daß die Moosfetzen fliegen und die Felsblöcke ins Rollen geraten, um dröhnend hangabwärts zu zerschellen. Alles gemischt, dunkle Kühe, silbergraue Kälber und die starken goldgelben Bullen, alle in rumpelndem Galopp, mit sehnigem tiefgehaltenem Nacken, und unsagbarer Leichtigkeit, die niemand den Kolossen dieser Berge zutrauen würde. Dazwischen aber donnert meine Büchse, die mit fast jedem Schuß eines der mächtigen Tiere zusammenschlagen läßt, noch ehe der dumpfe Kugelschlag mich jeweils erreicht. Ein goldhalsiger Bulle, der kopfüber, wie eine Kugel rollend, nach unten stürzt, schlägt mir mit ungestümer Wucht entgegen, bricht durch alles hindurch, schlägt, das zähe Strauchwerk zu Boden peitschend, dicht vor mir auf. Ehe ich mich versehen habe, kommt das wilde, todwunde Tier mit blasendem Röcheln wieder auf die Läufe und stürzt sich auf mich, aber da hat ihm schon die zweite Kugel den Halswirbel durchschlagen. Blikartig bricht es zusammen. Wohl eine Minute dauert das grausige Spiel. Dann ist alles vorüber! Die Herde entflohen, das Echo verhallt. Der Lauf meiner Büchse glüht wie Feuer. Sieben Takins hatte ich rollen sehen während dieser furchtbaren Minuten, in denen ich alle meine Nerven zusammengerissen und ruhig Kugel nach Kugel aus dem Lauf hinausgejagt hatte. Jetzt war der Sieg errungen. Eine unendliche Freude wallt in mir auf, die rauchende Büchse noch in der Hand, sinke ich erschöpft zu Boden und weiß nicht, ob alles nur Einbildung war oder Wirklichkeit ist. Ich denke an die stillen Stunden dürstender Sehnsucht nach diesem wundervollen Lande, wenn ich meinen Freunden in der Heimat erzählte, daß ich noch einmal Takins jagen möchte in meinem Leben,

daß ich ein einziges Mal mit einem sagenhaften Rudel dieser gewaltigen Tiere zusammenstoßen möchte und meine Büchse dann donnern sollte über dem Meere der Alpenrosen. Das alles, jene bange, heiße Sehnsucht nach dem uringsten Wilde der asiatischen Bergländer war nun Wahrheit geworden. Zu schnell fast hatte ich alles durchlebt, zu plötzlich war alles gekommen. Jetzt bebt mein Körper vor Aufregung.

Viele Wochen meines Lebens hatte ich schon in der Hochalpenwelt an der Grenze des ewigen weißen Firnschnees, in den ungangbaren Urwäldern und in den sparrigen steilen Bambusdschungen des Wassulandes verbracht, um dieses gewaltige Wild zu jagen; viele eiskalte Hochgebirgsnächte hatte ich mir in triefend nasser Kleidung oder im frostklammen Zelt auf zackigen Felsgraten und in abschüssigen Schluchttälern um die Ohren geschlagen, mit dem Erfolge, daß ich 1931 einen mächtigen Einzelgängerbullen erlegt hatte. So war durch viele Mißerfolge der Wunsch in mir nur noch heftiger geworden, und wenn ich in der fernen Heimat von herrlichem Hochwaldwilde träumte, dann erschien mir der schwarzgoldene, ungeschlachte Takin und blickte, das massige Haupt hoch aufgerichtet, mit seinen kleinen hochliegenden Lichtern, mit der ungeheuerlichen Ramsnase und dem wuchtigen scharfgebogenen Gehörn über ein unendliches Revier riesenhafter Felskämme und schwindelerregender Schluchten, überstrahlt von blendender Sonne und umwallt von den ewigen Wolken, die vom Duft der blühenden Alpenrosen durchschwängert waren.

Stunden habe ich traumversunken gesessen. Dann kommen Zweifel auf, ob alle Stücke auch wirklich berendet sind, denn die Entfernung war doch etwas sehr weit gewesen. Ich schicke also meinen Jäger zurück, damit er die Karawane zum Weitermarsch bewege mit dem Befehl, möglichst hoch im Tale Lager zu schlagen, während ich selbst das Gelände genau untersuchen will, um den Nachsucheplan für morgen schmieden zu können.

Ich bin allein; immer wieder tauchen die erschütternden Bilder der stürzenden Riesentiere vor meinen Augen auf, und ich muß an die gefährliche Nachsuche meines ersten Bullen denken, die 1931 beinahe das Leben meines Wassujägers gekostet hatte. Mit dem Glas suche ich nochmals den Schauplatz des Dramas genau ab und entdecke nach einigem Suchen hoch oben auf nadelscharfem Ramm, wo die dunklen Wälder in öde Felsenwildnis übergehen, den hellen mächtigen Grind eines Takins, der unterwandt nach mir herunterräugt. Die Ent-

fernung ist zu groß, der Schuß zu gewagt, auch im achtfachen Zielfernrohr sehe ich kaum mehr als einen gelben runden Fleck und darüber das schwarze starke Gehörn des kranken Bullen. Nach einer Viertelstunde rüste ich mich zur Nachsuche, präge mir vorerst die Formen der hochragenden Felsen genau ein, schätze die Entfernungen ab und wate durch das eiskalte Wasser des reißenden Sturzbaches hindurch und hinein in die Wildnis der verkorrten uralten Urwaldbestände. Es ist eine mühselig langsame Kletterei durch die Wildrosengebüsche, die als stacheliger Unterwuchs die sparrigen Schlangenleiber riesiger Baumrhododendren durchfilzen. Oft sinke ich in die mit dichten nassen Moosplüsch überwucherten Felsritzen ein. In meterlangen Fahren verhängen die Bartflechten jegliche Aussicht. Je höher ich jedoch hinaufsteige, desto spärlicher werden die Rosen und desto versülzter und verworrener die Wüste der Alpenrosen. Glücklicherweise gerate ich bald auf die Fährten der flüchtenden Herde, die mit ungezügelter Wucht den Boden zerrissen und das Altholz zerbrochen hat, so daß das Klettern leichter wird. Nach vielleicht halbstündigem Anstieg erblicke ich endlich dicht vor mir aus dem Astwerk aufsteigend den Felskamm, von dem aus der wunde Lakin zu sehen sein muß, wenn er in der Zwischenzeit seinen Stand nicht gewechselt hat. Während ich, alle viere gebrauchend, mich an der Steilwand emporstemme, kommt mir erst richtig zum Bewußtsein, wie unglaublich geschickt die riesigen Tiere, deren Muskelkraft schier unbegrenzt sein muß, diese Hindernisse überwinden können. Keuchend vor Atemnot lehne ich gegen die triefend nasse Felswand, um, eine kurze Zeit tief und regelmäßig atmend, die Lungen, Herz und Hand zu beruhigen. Dann schiebe ich langsam den Büchsenlauf über die Felsbarriere, und, ganz behutsam nachkletternd, wage ich den Blick, aber nur um feststellen zu müssen, daß der Lakin fort ist. Kurz entschlossen folge ich der Richtung, die der kranke Bulle höchstwahrscheinlich eingeschlagen hat. Nach wenigen Minuten stoße ich auf die kapitale Fährte und folge. Schweiß ist nicht zu sehen. Schwer und tief eingegriffen steht die kolossale Trittspur nach oben, Schritt für Schritt, die schußfertige Büchse in der Faust, folge ich, jeden Augenblick gewärtig, den annehmenden Bullen zu empfangen. Meine Pistole habe ich aus dem Futteral genommen und griffbereit in der linken Hosentasche. Dreißig bis vierzig Meter mag ich nun gefolgt sein. Die Luft ist schon bitterkalt, aber der Schweiß fließt mir in Strömen vom Körper! Die treibende Spannung jedoch ist mächtiger als die lähmende Ermüdung,

und so geht es unaufhörlich weiter durch das Halbdunkel verwobenen, im aufwallenden Nebeldunst geisterhaft starrenden Astgewirres. Die harten Lederblätter schließen sich dachartig über mir zusammen! Nur gedämpftes Licht fällt durch die spärlichen Öffnungen des Blattgewirres. Plötzlich dröhnt der Boden vor mir, und ein wüstes, unglaublich wildes, pferdeartiges Prusten und Schnauben klingt mir entgegen. Im selben Augenblick suche ich festen Stand und baue an, den Angriff zu erwarten. Aber er erfolgt nicht. Der Takin ist keine zwanzig Schritt vor mir im Wundbett hoch geworden und bricht davon, einer Felswand entgegen, die, mit Zwergbüschen bewachsen, sich keine fünfzig Meter von mir jäh erhebt. So gut es geht und so rasch ich mich durch das Astgewirr hochstemmen kann, erklimme ich einen Rhododendronbaum, klemme die Füße in starke Astgabeln und stemme die Knie gegen die Zweige, so daß ich den Oberkörper frei über den Urwald erheben kann! Die Felswand im Auge, wo jeden Augenblick der Takin erscheinen muß. Und wirklich! Da biegen sich die Äste, teilen sich die Zweige, und frei erscheint der breite, schwere Rücken des Urwildes, das noch immer mit ungehinderter Kraft die steile Felswand hinaufsteigt, gewaltig, wie ein vorsintfluthliches Ungeheuer sieht das Tier aus, wirkt auf diese Entfernung noch grotesker und fantiger, da das alte Winterhaar noch in dichten Strähnen an dem plumpen Körper herunterhängt. Im Schuß bricht der Bulle in der Fährte zusammen, rutscht, sich überschlagend, mehrere Meter tief, reißt einen starken Rhododendronbusch um und fliegt senkrecht frei durch die Luft nach unten, wo er hohl und dumpf auf die Felsen schlägt, die seiner Fahrt ein Ende bereiten.

Ich bin außerstande, die Nachsuche jetzt weiter durchzuführen und ziehe mich langsam zurück. Als ich nur noch wenige hundert Meter hinunter zu klettern habe, leuchtet plötzlich etwas Gelbes vor mir auf, ich biege die Zweige auseinander und finde einen verendeten mittelstarken Takin, den ich in halbstündiger Arbeit zu Tale rolle. Dann sitze ich wieder eine halbe Stunde beobachtend und gewahre einen anderen Takin über mir in den Felsen, der ganz langsam, anscheinend schwerkrank, über die abschüssigen Schieferhalden hinzieht. Sobald er verschwunden ist, rase ich los, um mir aus der Satteltasche meines dreihundert Meter tiefer stehenden Pferdes ein Hand voll neuer Patronen zu holen. Als ich keuchend oben wieder ankomme und kaum das Magazin der Büchse vollgeladen habe, erscheint der kranke Takin auf nur zweihundert Meter entfernt und zieht ganz

langsam über eine Steinhalde. Der wohlgezielte Schuß läßt ihn verendet zusammenbrechen und mir entgegenrollen. Keine zwei Minuten später erscheint hundert Meter weiter talauf in niedrigem Buschgewirr ein anderer, brauner, schwerer Rücken. Auch dieser Takin bricht im Feuer zusammen. Ich sitze etwa eine halbe Stunde und beobachte scharf, da tauchen zwei kranke Takins hoch oben am Kamm in der riesigen Entfernung von über vierhundert Meter auf. Ich halte einen halben Meter darüber, zwei Schuß, und beide Takins brechen zusammen. Der erste überrollt sich und schlägt zwanzig Meter durch die Baumrhododendren nach unten. Der zweite macht einen riesigen Luftsprung und bricht dann zusammen. Jetzt klettere ich die vierhundert Meter, einen großen Umweg machend, hinauf und steige von oben auf die Anschläge hinab. Ein gewaltiger Bulle wird wieder hoch, kaum zwanzig Meter vor mir setzt er mit mächtigen Fluchten und furchtbarem Schnauben über die mannshohen Sträucher hinweg, ohne daß ich meine Büchse aus dem Astgewirr herausbekommen und den Fangschuß anbringen kann. Den zweiten Takin sehe ich plötzlich auf nur drei Meter unter mir im Wundbett liegen, ziehe rasch die Pistole, doch da wird das Wild hoch und bricht in rätselhafter Geschwindigkeit davon, so daß ich nur die zusammenschlagenden Rhododendrenäste sehe, ohne fähig zu sein, meinen Schuß loszuwerden. Wohlweislich breche ich nun die anstrengende Nachsuche ab. Im Lager herrscht eine namenlose Aufregung. Noch bis spät in die Nacht werden alle Möglichkeiten durchgesprochen, denn peinlich muß die Nachsuche durchgeführt werden, damit keines der königlichen Tiere verlüdert.

Glöhe und Läufe, die am flackernden Lagerfeuer von den Trägern gefangen werden, richten mich böse zu. Wenig Ruhe finde ich und schon bei Tagesgrauen treffe ich meine Dispositionen zur Nachsuche. Alle entbehrlichen Leute, im ganzen zehn Mann, müssen sich an der Nachsuche beteiligen, die mit militärischer Genauigkeit durchgeführt wird. Es wird weißes Papier verteilt. Diese Papierfahnen sollen die Leute in den Rhododendrenkronen befestigen, wenn sie einen verendeten Takin finden, damit sie die Reihe nicht verlassen und sich nicht lange bei den Stücken aufzuhalten brauchen. In einer guten halben Stunde harten Aufstiegs sind wir an der Stelle angelangt, von wo ich gestern die meisten Schüsse abgegeben und die jeweilige Richtung mit Reifern und Zweigen verbrochen hatte. Ich lasse die Leute in einer Reihe antreten, kontrolliere, ob jeder genügend Papier

hat, und lasse zuerst in fünfzehn bis zwanzig Meter Abstand eine ganze Stunde lang die um die Anschläge liegenden Dickichte absuchen. Wie vorausszusehen war, wird vorerst kein Stück gefunden. Dies tue ich der Sicherheit halber, und weil ich weiß, daß die Leute sich weigern würden, diese kaum durchdringbaren Dickungen zu durchsuchen, wenn sie schon einige Takins gefunden hätten und die Aussicht auf einen herrlichen Fleischfraß sicher wäre. Das ganze Manöver dirigiere ich mit schußfertiger Büchse von der gegenüberliegenden Talseite aus.

Nur einen zuverlässigen Mann schicke ich talauf. Ihm ist die Aufgabe zuteil, den Sturzbach genau abzusuchen, da die Möglichkeit besteht, daß der eine oder der andere franke Takin über Nacht das Wasser aufgesucht hat, um dort zu verenden. Meine Vermutung bestätigte sich! Der Jäger findet tatsächlich mitten im Bach zwischen zwei Felsblöcken zusammengebrochen, den stärksten Bullen, dem gestern meine erste Kugel galt. Das gewaltige Tier von zirka achthundert Pfund liegt so fest eingekellt, daß fünf Leute notwendig werden, um den Koloß mit Hilfe der brausenden Strömung zur Seite zu wälzen.

Nachdem der ganze Hang in fünfhundert Meter Umkreis um die Anschläge, ohne ein verwundetes Stück gefunden zu haben, von den Treibern dreimal sorgfältig abgesucht ist, werden die Leute in Gruppen zu zweien und dreien zu den Anschußstellen geschickt und in weniger als einer halben Stunde prangen zehn weiße Papierfahnen in den Rhododendrenkronen.

Erst jetzt gebe ich das Zeichen zum Abrollen. Die Läufe der Tiere werden zusammengebunden, drei Leute sind jeweils nötig, um einen Takin zu Tal zu wälzen. In zwei Stunden haben wir die gesamte kostbare Beute im Bachtal liegen. Die Maße werden genommen und die Schnitte gelegt, und dann beginnt die blutige Arbeit, die meine Leute den ganzen Tag beschäftigt hält. Keiner darf eher essen, bis am Nachmittag alle Stücke aus der Decke geschlagen sind und die goldgelben Decken und Köpfe vor mir ausgebreitet auf dem grünen Rasen liegen. Erst dann schlagen wir alle feste ein.

Völlig gerädert und zerschunden kommen wir bei Dunkelheit mit zwei vollbeladenen Daks und selbst schwer bepackt, im dreitausendfünfhundert Meter hoch gelegenen Lager an. Dolan hat auch Waidmannsheil gehabt und einen starken Geraubock (*Capricornis sumatrensis*) erlegt. Aber er beschließt, so lange zu jagen, bis auch er einen starken Takin zur Strecke gebracht hat, während ich den Befehl gebe, daß Tatsienlu morgen abend mit der Beute erreicht werden

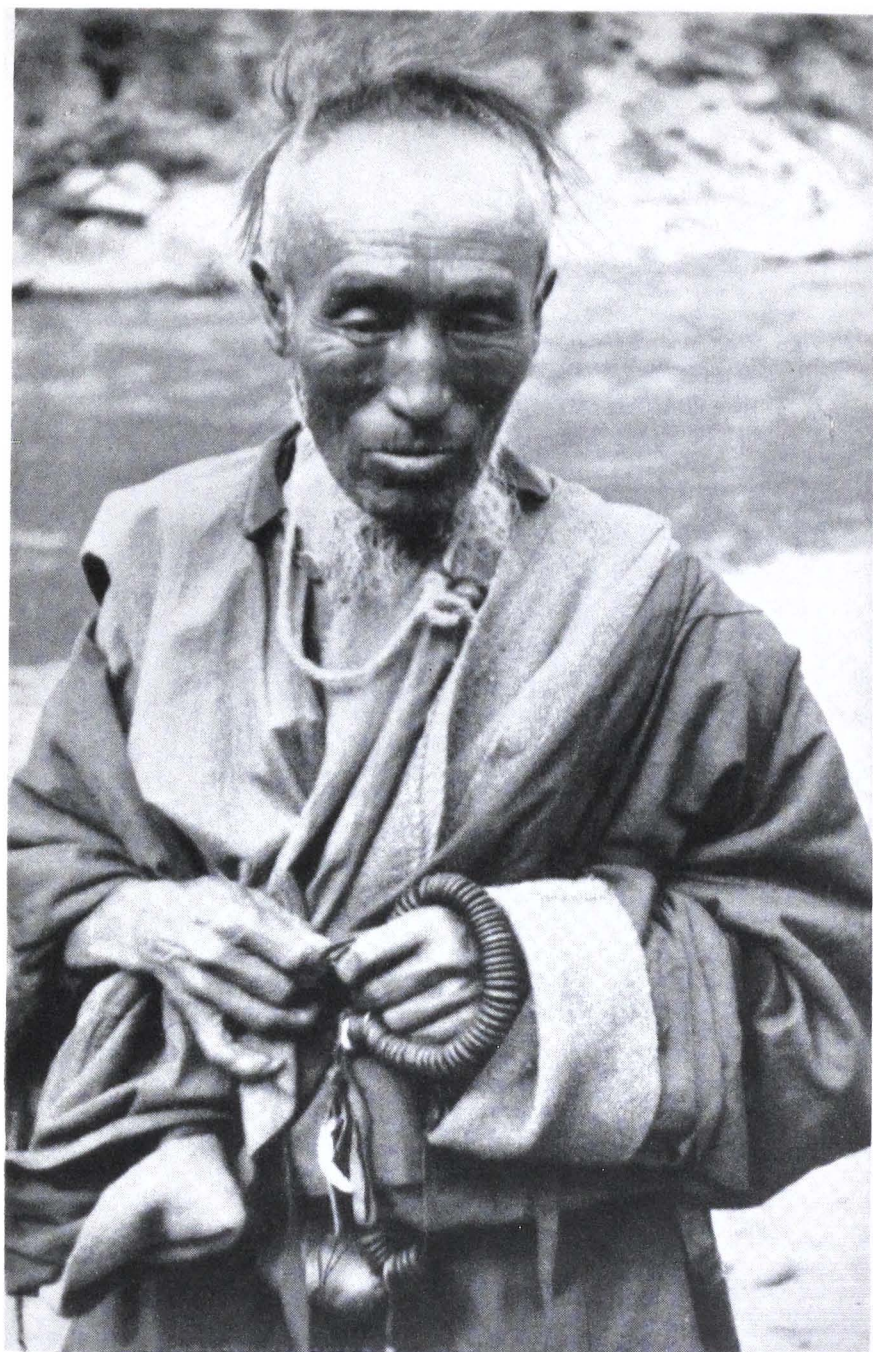
muß. Die allgemeine Opposition gegen diesen Plan verschafft mir keine angenehme Nacht. Aber bei Tagesanbruch willigen selbst die Daktreiber ein, Tatsienlu, das noch sechzig Kilometer entfernt liegt, zu erreichen. Meine vom gestrigen harten Tag noch etwas überanstrengte und benommene Mannschaft wälzt sich unter den blutigen Dakindecken hervor, die sie über Nacht als Bettdecken auf kaltem Felsboden benutzt hatten. Die Daks werden je mit zwei der bis zu hundert Pfund schweren Decken und Köpfe bepackt. Dann wünsche ich Dolan ein kräftiges „Hals und Bein“ und talwärts geht's in eilemdem Lauf, um in der ersten Siedlung noch einige Daks zum Abtransport zu requirieren. Als alles geregelt war, kamen auch meine schwer beladenen Träger und die Daks vom Berge. Ich besteige mein Pferd und trabe ohne Unterbrechung im Gewalttritt durch bis Tatsienlu, wo ich am Nachmittag in der Missionsstation eintreffe.

Die nächsten Tage sind harter Arbeit gewidmet. Es gilt nun, die köstlichen Beutestücke zu präparieren, damit sie vergiftet, an der Luft getrocknet und verpackt werden können, um später nach Beendigung der Expedition in tadellosem Zustande verfrachtet werden zu können. So gelang es uns auch tatsächlich, begünstigt von gutem Wetter, das bei der Konservierung großer Felle von ausschlaggebender Bedeutung ist, sämtliche Exemplare dieser, wie ich selbst reumütig bekenne, fast allzu großen Dakinstrecke der Wissenschaft zugänglich zu machen. Bisher kannte man nur wenige Einzelstücke des rätselhaften Wesens und war nicht in der Lage, eine genaue, völlig eindeutige Determinierung des Gzetschwantakins zu geben. Jetzt aber, wo die unbedingt notwendige Serie zum Vergleichstudium vorliegt, wo Schädel und Gehörne in allen Entwicklungsstadien zur Hand sind, mag die endgültige Klassifizierung des „goldenen Kindes“ gelingen.



Obo

Opfersteine auf Paßhöhe zur Besänftigung der Ortsgötter angebracht



Alter Tibeter beim Gebet

Viertes Kapitel

Marsch von Tatsienlu nach Batang

Die Karawane ist gerüstet. — Abmarsch. — Hochlandnomaden. — Adler und Ohrfasanen. — Hinab nach Hokow. — Goraldufel. — Beim Tsungschituffe. — Litang. — Banditen. — Die große Räuberabwehr Sammelkarawane. — Unter den wilden Washis. — Gazellenjagden. — Über die höchsten Pässe hinab in die Schlucht des Jangtse. — Batang erreicht.

Duncan hat in der Zwischenzeit sowohl eine gute Dakkarawane wie auch eine Eskorte von strammen jungen Tibetern, die Tod und Teufel nicht fürchten, zusammengebracht. Dolan ist mit einem kolossalen Takinbullen aus den Bergen zurückgekehrt. Ich hatte die Sammlung geordnet und die Kisten waren verpackt. Außerdem war ich oben am Dahaitse gewesen, um nach den roten Gagenhirschen zu fahnden. (Diese interessante Jagdfahrt soll in einem späteren Kapitel im großen Zusammenhang geschildert werden.) Was sollen wir noch länger zögern? Das Marschfieber sitzt uns in den Knochen.

Eines Morgens im September versammeln sich sechzig Tiere und fünfzehn wilde Tibeter im Hofe der Missionsstation. Befehle schwirren durch die Luft, Pferde stampfen mit den Hufen, grunzende Daks verdrehen ihre bösen Augen. Die Tiere sind beladen. Auf fliegen die Lore! Die Karawane setzt sich langsam in Marsch. Ein letzter Händedruck mit den freundlichen Missionaren. So Gott will, in einem bis eineinhalb Jahren sehen wir uns wieder! Das ist der Abschied von den letzten weißen Menschen.

Wir wollen noch einmal alle Gebrauchsgegenstände überprüfen, deshalb ist der erste Tagesmarsch kurz. Es wäre noch Zeit, einen Mann nach Tatsienlu zurückzuschicken, um das Fehlende zu ergänzen. Beim Lager schlagen wird in Einzelheiten noch einmal alles in der Praxis ausprobiert. Beruhigt schlafen wir in unseren Zelten ein.

Es iſt eine kalte Nacht. Der Wind bläſt von den Gletscherbergen herunter, die Zelte krachen in allen Nähten.

Ein herrlicher Herbitag dämmt herauf. Die weiten Hänge, die mit Zwergrhododendren bewachſen ſind, gehen allmählich in die völlig kahlen Grasberge, das Tſauti, über. Hoch darüber ſchimmern auf tiefblauem Grunde ſchneeweiße Wolken. Durchſtrömt von unzähligen kleinen Silberbächlein breiten ſich die Weidegründe der tibetiſchen Nomaden vor uns aus. Tauſende von großen, ſchwarzen Yaſs bedecken die weiten Flächen und Hänge der flachgewölbten, uralten Wannentäler. Einige der wetterharten Hochlandrinder liegen breit und behäbig im eiſkalten Fluß und nehmen ein Vollbad! Barfüßig, nur mit langem Schafpelz zottig bekleidet, beſchäftigen ſich die pausbäckigen Tibeterfrauen vor den ſchwarzen Zelten. Sie melken die Yaſs und ſichten den getrockneten Dung als willkommenes Feuerungsmaterial zu großen Stapeln auf. Ein paar junge Burſchen mit ſträhnigen, langen Haaren üben ſich an den Yaſskälbern im Laſſo-werfen. In tollem Übermuth jodeln ſie ihre Lieder durch die ruhige Hochlandſchaft. Alles ſcheint ſo friedlich an dieſen goldenen, ſonnenüberglänzten Herbitagen. Selbſt die Beſtien von Nomadenhunden, die uns ſonſt mit wilden Angriffen beſtürmten, verhalten ſich ganz ruhig. Berbl, meine Deutſch-Drahthaarhündin, hat ſie durch ihre Weiblichkeit zum Schweigen gebracht. Freudeſtrahlend, eine Gebetsmühle ſchwingend, kommt uns der alte Zeltvater entgegen. Seine ſtändig bewegten Lippen murmeln eintönig das Gebet des großen Buddha, und ſeine Augen lachen den Fremden nach. Wenn dieſe Tibeter doch immer ſo freundlich wären!

Es geht wieder in die Ackerbauzone hinab, wo die tibetiſchen Häuſer ſich wie trutzige Burgen in dem weiten ſonnendurchglühten Tale ausnehmen. Oft ſind rieſige Yaſsköpfe aus weißem Quarz moſaikartig in die Hauswände eingelaffen. Neben weithin leuchtenden Haſenkreuzmuſtern gelten ſie als glückbringendes Omen für Haus und Hof. Überall auf den tennenartig flachen Burgendächern wird die Halmfrucht gedroſchen. Schwer mit Garben beladen, ziehen die Burſchen und Mädchen den Häuſern entgegen und ſingen ihre melodiſchen Weiſen dazu. Im hellen Diskant antworten die Frauen den tief dröhnenden Männerſtimmen. Langſam ziehen die Häuſer an uns vorüber, biſ wir in die Waldgebiete kommen.

Die Waldtäler ſind vor den kalten Winden geſchützt. Auf den Südſeiten ſind ſie mit freundlichem Birkenwald beſtanden,

der in den geschützten Seitentälchen, die bis viertausendeinhundert Meter hinaufreichen, in Stecheichen- und Rhododendrenbestände übergeht. Darüber thronen dann die mächtigen, abgerundeten Kuppen und Regal des Graslandes, die weit und wallend in die Region des ewigen Schnees übergehen. Blau blühende Asters, viele Enziane und unzählige Edelweißblütchen bedecken den Talboden. Nachdem wir gegessen und für die Präparatoren noch eine Anzahl Kleinvögel geschossen haben, ziehen wir talauf. Da sich die Moschustierfährten zu häufen beginnen, pirschen wir parallel zum Haupttal durch die Büsche. Ich lasse den Hund kurz suchen, hoffe ein Moschustier (*Moschus moschiferus*) oder einen Muntjak (*Elaphodus cephalophus*) aufstöbern zu können. Wir ziehen angesichts der Baumgrenze und des grandiosen Graslandpanoramas dahin, kreuzen einige Seitentäler und gelangen bei Anbruch der Dämmerung auf einen steilen Kamm, der uns einen weiten Einblick in drei verschiedene Täler verschafft. Bald kommen vorsichtig einer nach dem andern vierzig große Ohrfasanen (*Crossoptilon crossoptilon*) aus der Deckung des Waldes und tummeln sich in etwa hundert Meter Entfernung auf den Grashalden. Sie verteilen sich, stellen Wachtposten aus und graben mit ihren mächtigen Schnäbeln nach Zwiebeln, Wurzeln und Gewürm. Plötzlich hebt ein heftiger, lauschallender Lärm an: zwei mächtige Hähne rennen schreiend aufeinander los und kämpfen. Die großen weißen Vögel springen meterhoch in die Luft, überschlagen sich, rennen mit weitgefächerten, schildartig über den Rücken gelegten, schwarzleuchtenden Epielen gegeneinander, schlagen sich die Sporen in die Seiten und gebärden sich wie tolle Truthähne, während eine Anzahl Jungvögel im Kreise herumsteht und zuschaut. Auf einmal bricht eine Panik unter den Vögeln aus. Das Geschrei wird immer stärker. Alle vierzig Ohrfasanen rennen in langen Sprüngen dem schützenden Walde entgegen. Einige machen kehrt und suchen talwärts Deckung. Beinahe glaube ich schon, daß die scheuen Vögel uns eräugt haben, da erkenne ich einen riesigen braunen Schatten, der, den Fasanen die Flucht abschneidend, mit angelegten Schwingen schräg von oben mit ungeheurer Geschwindigkeit auf den ersten, führenden Hahn zustößt. Ein Steinadler. Man glaubt, der mächtige Vogel müsse auf den Felsen aufprallend zerschellen. Weiße Federn fliegen und wirbeln durch die Luft. Ein braunweißes Knäuel wälzt sich auf dem Boden. Der Hahn aber entkommt seinem Todfeind. Auf wenige Meter

ſitzen ſich Dhrfaſan und Steinadler gegenüber, während alle anderen Faſanen, vom Schrecke gebannt, im Kreiſe herumſtehen! Dieſen wunderbaren Anblick, den König der Lüfte von den herrlichen, faſt trutthagngroßen Dhrfaſanen umgeben zu ſehen, genieße ich mehrere Sekunden lang. Dann tut ſich der Adler auf und ſtreicht über die Köpfe der Dhrfaſanen hinweg, um über den Schreckgebannten auf einer Tanne aufzublocken.

Ich beobachte das ſeltſame Bild etwa eine halbe Minute, bis ein kleiner Mäusebuſſard, der das Spiel ſeines allmächtigen Veters wohl beobachtet hat, ſich, aus blauer Luft kommend, mit wuchtigem Anprall auf einen dreimal größeren Dhrfaſan wirft. Der Buſſard wird abgeſchlagen und ſetzt ſich neben den Adler auf eine benachbarte Fichte. Das wird dem königlichen Vogel doch zu viel. Er lüftet ſeine Schwingen, kreißt noch einmal über den Dhrfaſanen, die noch alle regungslos ſtehen und gleitet über die Berge davon. Kaum iſt der Adler verſchwunden, ſtreicht auch der Buſſard ab, die Faſanen ſetzen ihre unterbrochene Flucht fort und verſchwinden laufend im Walde. Überglücklich, Zeuge dieſes ſeltſam herrlichen Natuſchauſpieles geweſen zu ſein, ſchleiche ich zum Kampfplatz, wo nur einige Federn zurückgeblieben ſind. Wir ſitzen eine halbe Stunde und genießen einen wundervollen Überblick über das im letzten Sonnenlicht ſtrahlende Grasland! Wir bewundern die ſcharf gezeichneten Lichtkontraſte zwiſchen den wellig gedehnten Grasbergen und den gewaltig langen Schatten der maſſigen Berge, die die Täler in ein Halbdunkel von Dunſt und Nebel hüllen. Die Sonne verſinkt in goldenem Glaſt hinter den Bergkuppen, da werden die ſteilen Hänge vor uns lebendig. Überall tauchen weiße Dhrfaſanen auf! Mehr als hundert dieſer herrlichen Tiere kann ich auf einmal ſehen. Geſchäftig bohren ſie ihre langen Schnäbel in die Erde und laufen hangaufwärts der Baumgrenze entgegen. Plötzlich ſteht auf rieſige Entfernung mitten im düſteren Stecheichenwald auf hoch überragendem Felſzacken ein helles, faſt weißes Moſchustier. Anpirſchen iſt unmöglich. Daher beobachten wir das Stück erſt eine gute Weile. Nach allen Seiten ſcharf ſichernd, ſteht das Tier auf hohem Felſ! Jetzt näßt es, ſo daß ich erkenne, daß es ein weibliches Stück iſt. Dann ſetzt es haſenartig einige Fluchten voran und bleibt mit gekrümmtem Rücken wieder ſichernd ſtehen. Wie vorſichtig dieſe Tiere ſind! Ich habe ſchon in allen Lagen hinüberviſiert; aber für einen ſicheren Schuß iſt das Ziel zu klein, die Auflage zu unvollkommen und

die Entfernung zu weit. Erfolglos müssen wir den Rückmarsch zum Lager in stockdunkler Nacht antreten.

Der Marsch geht in westlicher Richtung weiter. Die Birkenwälder werden durch dichte Stecheichen-, düstere Fichten- und gewaltige Tannenwälder verdrängt. Trübselig schwer stehen die wuchtigen, kolossalen, mit Bartflechten dicht verhangenen Riesenfichten in den Tälern. An einem halbverfallenen Tibeterhaus finden wir einen hochgetürmten Manihäusen (Gebetssteinhäusen), gekrönt von einem weißgebleichten Dakschädel mit weitflatternden Hörnern. Der Zauber glaube soll bewirken, daß der Gott des schroffen Tales keine weiteren Daks als Opfer fordern möge. Weiter talauf ist der aus Schiefer- schotter bestehende Talboden von Goldwäschern ringsum aufgerissen. Wir kommen an fünf oder sechs armseligen Hüttchen vorbei, in denen die Goldgräber ihr ärmliches Dasein bei Wasser, Tee, Tsamba und Opium verbringen. Es ist symptomatisch in diesem Lande, daß die Menschen, die nach dem kostbarsten Metall graben, gleichzeitig die schmutzigsten und ärmsten sind, die ich je in meinem Leben sah. Und noch eines: Alle schwerste Arbeit wird auch hier im tibetischen Waldgebiete von Halbchinesen verrichtet, die als Holzfäller und Goldgräber in Höhlen die wilden Gebirgszüge bevölkern.

In steilen Serpentinien geht es der Baumgrenze entgegen und wieder treten wir in die Steppengebiete ein. Es ist ein herrlicher Pirschgang durch diese Edelweißsteppen, immer an der Rhododendren- und Stecheichengrenze entlang. Wir stöbern eine Kette von Haldenhühnern (*Tetraophasis szechenyii*) hoch, die mit ihrem gellenden Geschrei die unheimliche Stille des sonnenüberstrahlten Berglandes zerreißen und saugend in die Tiefe der Wälder gleiten. Drei oder vier tiefe Grabstellen von Bären (*Ursus arctos pruniosus*), wenige Fährten von Geraus und Zeichen vom Moschustier sind alles, was wir auf der langen Pirsch zu sehen bekommen. Sehr interessant ist die Verteilung der Moschustierzeichen, woraus klar hervorgeht, daß jedes Moschustier nur ein kleines Areal beansprucht und nicht über dessen Grenzen hinausgeht. Die führenden weiblichen Moschustiere bleiben, solange die Rige noch klein sind, in der Waldzone. Nur die einzelnen Stücke gehen über die Waldgrenze hinaus zur Asung auf die riesigen freien Flächen. Wir finden einen welligen Seitenkamm, der uns einen kilometerweiten Überblick verschafft und setzen uns an, um die Dämmerung und das Austreten der Moschustiere abzuwarten. Ganz ganz leise klingt von tief unten das

Rauſchen des Wildbaches herauf. Conſt herrſcht Totenſtille über den gewaltigen Flächen des Graslandes und den Tiefen des Waldbandes unter uns. Während der Stunden beſchaulichen Anſitzes ſtreicht ein Buſſard (*Buteo buteo japonicus*) mit ſingendem Pfeifen über die dunklen Wälder hinweg und ein Pärchen melodisch lockender glutroter Alpengimpel (*Pyrrhospiza punicea*) ſißt über uns in den Felsen.

Wieder geht ein langer Marſchtag zur Neige. Zum letzten Male leuchten die knorrigen Spitzen der Wetterſichten im Abendſcheine auf, dann werden die Schatten länger und die Luft wird kalt. Nun ſchlagen wir uns durch das wilde Gewirr des Stecheichenurwaldes dem Karawanenwege entgegen, dem wir noch zwei Stunden zum Lager folgen müſſen. Die ſchwache Mondſichel, die geiſterhaft aufleuchtenden Glühwürmchen und der phosphoreszierende Schein vermodernder Urwaldbrieſen leuchten uns auf dem einsamen Wege. Wir bringen fünfundzwanzig Kleinvögel mit, die in der Nacht noch gebalgt und geſtopft werden müſſen.

In aller Herrgottsfrühe des folgenden Tages weckt uns der kriſtallhelle Wildbach, der ſeine glitzernden Gluten von Kaſkade zu Kaſkade dem fernen Talung entgegensprudelt. Es verſpricht wieder ein Tag zu werden, wie ihn nur der tibetiſche Frühherbſt zu ſchenken vermag. Die ſonnenüberſtrahlte Zeltſtadt, die leuchtenden Farben des Waldes, das Grün der Talwiefen mit den friedlich graſenden Tieren darauf: alles glänzt und leuchtet, alles ſcheint ſich noch einmal in beſter Eintracht des Lebens zu erfreuen, ehe der kalte tibetiſche Winter in wenigen Wochen ſeine froſtige Herrſchaft beginnt. Raſch wird geſtärkt, denn wir haben einen langen Tag vor uns. Hoſow, im tiefen Schluchttal gelegen, ſoll heute unter allen Umſtänden erreicht werden. Bald klingen die marſchfreundige Karawane talab, tremolierend klingen die luſtigen Lieder unſerer ſtets gut gelaunten Tibeter dazu.

Zu beiden Seiten ragen die mächtigen Felſedome jäh in den blauen Himmel. Im Talgrund umgeben uns moosgepolſtete Rieſenſichten und ſchlanke Tannen. Abgeſtorbene Überhälter ſtarren kahl und von Spechten zerhämmt hoch empor. Dazu rauſcht der Fluß ſein wildes Lied! Nur die ſcharfe Stimme der weißbäuchigen kleinen Waſſeramſel (*Cinclus cinclus przewalskii*) und das hohe Pfeifen des ſchwarzweißroten Waſſerroſſchwanzes (*Chaimarornis leucoccephala*) vermögen das toſende Waſſer zeitweilig zu übertönen.

Tiefer unten, auf etwa viertausend Meter, weitet sich das Tal etwas. Steinumwallte Felder, in deren Mitte sich burgenartig die massigen Steinhäuser der tibetischen Siedler erheben, verändern die Landschaft. Die Hänge nehmen ganz allmählich Trockencharakter an; die Fichten werden von Kiefern verdrängt. An die Stelle der stachelblättrigen Stecheichen der Urwaldzone tritt nun die rundblättrige des ariden Trockentales, deren goldbehaarte Blattunterseiten im Sonnenlichte funkeln. Die putzigen Streifenhörnchen (*Eutamias asiaticus*) werden auch plötzlich durch das Goldsteißhörnchen (*Dremomys pernei*) in überraschender Anzahl ersetzt. Noch ehe wir uns versehen ist an die Stelle absoluter Wildnis eine liebliche Ackerlandschaft getreten. Kreischend und quäkend streichen langschwänzige Papageien (*Palaeornis derbiana*) wie grüne Pfeile über das Tal, um in den hohen knorrigen Kiefernbeständen die Zapfen zu zernagen.

Nachdem wir auf dem steinigen Karawanenwege etwa zwanzig Kilometer im gewöhnlichen Paßgange zurückgelegt haben, machen wir kurze Rast, um einen Plan zu schmieden, der es uns nicht nur ermöglicht, den Talung in kürzester Zeit zu überqueren, sondern uns auch die Gewähr bietet, ein paar der seltenen Gorals (*Nemorhaedus griseus*), die in den Felsbastionen bei Hokow vorkommen sollen, zu erlegen. Diese Gorals gehören mutmaßlich einer anderen Rasse an als diejenigen, welche wir bei Wasukow der Sammlung einverleibten. Im Talungtale nämlich schiebt sich die subtropische Tünnansauna weit nach Norden vor. Es ist Ziel und Aufgabe dieser Expedition, die tiergeographischen Grenzen in ihrer innigen Verzahnung mit nördlicheren bisher unbekannten Gebieten festzulegen. Also: Stoßtrupp voraus, damit wir heute noch die Felsen ersteigen und das Gelände für die morgige Jagd sondieren können. Die schnellsten Pferde werden umgesattelt! Dolan, der fußkrank ist, und auch Duncan bleiben zurück. Wang und ich jagen, abwechselnd trabend und galoppierend, das zerflüftete Engtal hinab, über schwankende und morsche Notbrücken hinweg, Hokow entgegen. Etwa gegen fünf Uhr nachmittags ist unser Ziel erreicht. Hoch ragen die gewaltigen Basaltklippen zu beiden Seiten des wilden Talungstromes, der seine lehmbräunen Fluten durch brausende Stromschnellen hindurchgurgeln läßt. Rasch werden die Pferde gekoppelt! Die wenigen Stunden, die uns noch zur Pirsch bleiben, müssen voll genützt werden. Ich muß auf Biegen oder Brechen den höchsten nach beiden Seiten hin fast senkrecht abfallenden Nadelgrat erreichen. Nur von dort oben kann ich mir ein klares

Bild vom morgigen Jagdgelände machen. Es ist ein ebenso ungestümer wie spannender Kampf mit den steilen Basaltzacken und den Stemmflaminen. Oft reichen wir uns wieder gegenseitig die Büchse zu, manchmal sieht's so aus, als ob es weder vorwärts noch rückwärts einen Ausweg gäbe. Immer aber findet sich ein Büschel dürren Grases, ein Strauch *Cotoneaster* oder eine Staude würzig duftenden Wermuts (*Artemisia*), an denen wir uns anklammern können und, rasch an Höhe gewinnend, dem Grat näher steigen. Unvorhergesehen schiebt sich plötzlich eine etwa fünfzehn Meter hohe aalglatte Wand zwischen uns und das Ziel. Glücklicherweise steht ein einzelner knorriger Stecheichenbaum nahe bei. Seine Krone reicht gerade bis zum oberen Rande der Steilwand. Ohne Besinnen benutzen wir diesen Baum als willkommene Leiter, klettern bis in seine beträchtlich schwankende Spitze und wagen den Sprung zur Wand hinüber! Mit ausgestreckten Armen, wie Laubfrösche, landen wir glücklich auf der nächsten Felszacke. Letzte Kraftreserven werden eingesetzt, noch hundert Meter, dann ist der Grat erreicht! Fünfhundert Meter unter uns liegt Hsokow.

Nun schreibe ich die wissenschaftlichen Notizen des Tages nieder. Wang hat sich zusammengerollt und schläft fest zwischen zwei Felsflögen. Ab und zu muß ich ihn wecken, damit er mir eine Pfeife stopft und anzündet. Unter uns ziehen die Karawanen durch. Die Daks gleichen dicken Ameisen, welche im Gänsemarsch daherkriechen. Felsenschwalben (*Riparia rupestris rupestris*) umkreisen uns fleck, auch ein gelbköpfiger Lämmergeier segelt auf nahe Entfernung vorüber. In der Tiefe rauscht und brandet der tosende Fluß. Die schroffen Felsen liegen schon im Halbdämmer. Schwach klingen zwei Schüsse vom Tal herauf. Vielleicht hat Dolan, der wegen seiner stark vereiterten Füße nicht klettern kann, vom Tal aus mehr Glück als ich, der ich unbedingt diesen scheußlichen Grat erklettern mußte und nun nicht einmal weiß, wie wir wieder absteigen sollen oder können. In der Dämmerung müssen wir an den Rückzug denken. Wieder über die Wand hinabsteigen ist unmöglich. Da würden wir uns nur den Hals brechen. Also gilt es zu versuchen, dem Grat weiter zu folgen, um von dort einen günstigen Abstieg zu finden. Die Kletterei ist weniger gefährlich als unangenehm, da die Büsche, die, in den Felspalten stehend, uns den einzigen Halt gewähren, sämtlich dornenbewehrt sind (*Prunus*, *Rosa*, *Berberis*). Wir erreichen ein gebetsflaggengeschmücktes Obo, das Wahr-

zeichen „Nachukas“, des Salunglandes, wo die gläubigen Tibeter ihren Felsgöttern Opfergaben darzubringen pflegen. Senkrecht schauen wir über die phantastisch überhängenden Felswände hinab auf die dunklen Flachdachhäuser der Siedlung.

Mein Zweck ist erreicht. Dort müssen wir morgen die Treiber anstellen. Hier wird Dolan, da drüben Duncan seinen Stand erhalten. So ergibt sich der Plan für die morgige Jagd.

Es gibt doch nichts Herrlicheres auf der Welt als diese nerven-
kitzelnde Jagd auf scheue Hochgebirgstiere.

Ich bin völlig benommen von der zerklüfteten Felswelt. Erd-
entbunden steht man als unumschränkter Herrscher den Wolken näher
als den Menschen. Hunderte von Metern fallen die Wände senk-
recht nach unten! Zerrissen und zerklüftet ragen einzelne Basalt-
säulen wie gigantische Obelisken gen Himmel. Zum Abschluß sehen
wir zu beiden Seiten noch ein paar Felswände ein, machen einen Goral
aus, der wie ein Schatten in wilden Fluchten senkrecht nach unten
verschwindet und hören beim Abstieg noch einmal deutliches Steineln!
Gute Aussicht für morgen. Im letzten Abendschein kommen wir
im Tale an. Beim Betreten unseres Zeltlagers an der Mündung
des Hokowflusses herrscht große Freude! Dolan hat tatsächlich vom
Tale aus einen guten Goralbock auf die Decke gelegt! Waid-
mannsheil!

Duncan hat zehn Lolojäger mit Hunden zur Goraljagd ver-
pflichtet. Bei Tageserwachen sollen sie zur Stelle sein! Die grauen
Nebel lagen noch bleischwer auf dem großen Flusse, als sich die Lolos
mit ihren neun Hunden einstellten. Während des Frühstücks versuchen
wir diesen wilden Jägern unseren Schlachtplan, der in der Art eines
Gamsriegels ausgeführt werden soll, verständlich zu machen, stoßen
aber auf heftigen Widerstand und allgemeine Ablehnung bei den starr-
köpfigen Eingeborenen. Die Lolos wollen, daß wir den hegenden
Hunden auf der Fährte folgen sollen, um die von den Rüden gestellten
Gorals in den Wänden totzuschießen. Dieser Plan widerstrebt uns,
da wir es nicht für waidmännisch erachten, die abgehegten Tiere auf
kurze Entfernung abzuknallen. Außerdem ist Dolan zu solch an-
strengenden Klettereien noch nicht fähig, da seine unteren Extre-
mitäten wirklich übel aussehen. Es ist um so bewunderungswürdiger,
daß er trotz alledem die fünfhundert Meter bis zum gebetsfahnen-
umflatterten Obo hinaufsteigt, um dort einen wundervollen Stand mit
weitem Rundblick über die noch höher gelegenen Dornendickungen und

die ſenkrecht abfallenden Baſaltwände zu gewinnen. Duncan, der wohl ein guter Bergſteiger iſt, aber die Jagd in dieſen reichlich verwirrten und überſteilen Wänden noch nicht kennt, nimmt auch einen guten Stand auf dem Kamm ein, während ich mit den Lolos und der Meute auf einen von Dolan abzugebenden Signalaſchuß warten will, um das Kiegeln von unten her zu beginnen. Raum haben wir uns eine halbe Stunde getrennt, da ſind die kleinen ſchwarzen Teufel von Lolohunden nicht mehr zu halten! Sie jaulen auf, ſie wimmern und beißen! Plötzlich reißt ſich einer der kräftigſten los und fängt ſogleich an zu hegen, ſo daß ich unverzüglich folgen muß, um dem Goral nach oben den Weg abzuschneiden, da Duncan ſeinen Stand ſicherlich noch nicht erreicht hat, weil er noch an einer ſchweren Wand hinabſteigen muß. Deshalb klettern Wang und ich ſo raſch wie möglich querkelſein. Berbl, die uns in den Felswänden nicht folgen kann, bleibt jammernd zurück. Nach wenigen Minuten erreichen wir einen ſcharfen Felsabſatz. Von hier aus habe ich faſt zweihundert Meter ſenkrecht nach unten einen ſchwindelerregenden, aber herrlichen Blick. Raum haben ſich meine Lungen wieder etwas beruhigt, als der Hals des Hundes klar und deutlich von unten herauf auf uns zuſteht! Jetzt heißt es aufpassen! Vor Aufregung ſtößt Wang einen mächtigen Felskloß los, der dumpf dröhnend und hell aufſchlagend in die Tiefe poltert! Dann mache ich mich ſchußfertig; lege mich flach auf den Bauch, rutsche ſoweit wie möglich nach vorn, über die Brüſtung hinaus, laſſe Wang auf meinen Beinen Platz nehmen, damit ich das Gleichgewicht nicht verliere und vor dem Goral die letzte Fahrt zum Talung hinunter antrete. Zum Überfluß befeſtige ich noch den Gewehrriemen am Handgelenk. Nun habe ich den ſicherſten Stand der Welt und harre der Dinge, die da . . .

Da kommen ſie ſchon! Giftig ſchallt das Läuten des Hundes näher! Wie ein Schatten flüchtet ein Goral achtzig Meter unter mir durch. So klein wie eine graue Ratte mit ſchwarzem Alſtrich, erſcheint das Stück. Schon bricht der erſte Schuß! Vorbei! Gleich darauf der zweite. Vorbei! Der Goral macht Rieſenſchuchten! Wie ein Gummiball federt er durch die überſteile Wand! Nun halte ich noch weiter vor! Sowie die dritte Kugel den Lauf verläßt, fliegt die Bergantilope hoch in die Luft, ſchlägt aus, federt weiter auf ſchmalem Grasband entlang! Dann wird der todwunde Goral langſam. Die vierte Kugel macht dem graſamen Spiel ein jähes Ende. Das Stück bricht in der Fährte zuſammen! Obwohl die hellgelben, ſcharf-

gezeichneten Läufe frei über den Abgrund hängen, fällt der Körper nicht, da sich das scharfe Gehörn in den Felsrissen verfangen hat! Das war Dufel! Sonst hätten wir den Bock nie bergen können.

Bald erscheint Duncan oben am Kamm! Sein Jäger muß die schwere Arbeit auf sich nehmen und das Stück bergen, da es von unserem Stande aus völlig unmöglich ist. In einer weiteren halben Stunde ist das erste Treiben beendet. Die Lolos, denen man sonst nachsagt, daß sie die besten Jäger der Welt seien, erweisen sich als völlig untauglich und feige. Obwohl sie keine Waffen zu tragen brauchen und deshalb völlig unbehindert klettern können, war nicht einer der Kerle mutig genug, den Hunden in die Wände nachzusteigen. Alle kommen sie im Gänsemarsch am Dbo an. Sie scheinen sehr zufrieden zu sein, daß wir einen Goral zur Strecke gebracht haben. Nachdem sie eine kräftige Abreibung bekommen haben, besprechen wir das nächste Treiben, das die mit dichtem Dorndickicht bewachsene und von scharfen Nadelkämmen durchbrochene südliche Hangseite umfassen soll! Duncan und Dolan beziehen daher ihre alten Stände, während ich hundert Meter tiefer steige, um die ganze Dichtung von einer einsamstehenden Stecheiche aus übersehen zu können.

Langsam steigen die Lolos über die kahlen Felsen hinab, den Dichtungen entgegen. Die Hunde folgen sämtlich bei Fuß, da sie mit tödlicher Sicherheit abstürzen würden, wenn sie schon jetzt frei jagen wollten. Jedesmal, wenn sie eine Goralfährt in die Nase bekommen, bellen sie hell auf. Dann verschwinden die Treiber. Eine gute Stunde vergeht, ehe ich tief von unten herauf das Läuten der Hunde höre. Zweimal geht die Jagd im Kreise herum, dann kommt sie hangaufwärts dem Kamm entgegen. Wieder spannen sich die Muskeln! Jetzt gilt's! Augenblicklich verlasse ich meinen Stand und kriech so rasch wie möglich auf allen vieren zum Kamm hinauf, um die tiefe Schlucht einsehen zu können, die dieser Goral überflüchten muß, um in die sichere Steilwand zu gelangen. Wenige Sekunden erst haben wir den neuen Stand inne, da tippt mich Wang leise an und deutet nach unten! Tatsächlich, dort flüchtet der Goral mit langgestrecktem Wedel schräg an uns vorbei. Blitzartig werfe ich die Kugel hinaus! Fehlschuß! Himmel, noch drei Fluchten, dann ist er mir verloren! Peng, die zweite Kugel — — — bannt ihn mit Blattschuß auf den Platz. Einige Sekunden steht das zähe Wild, ehe es langsam in sich zusammensinkt und überrollend liegen bleibt. Jetzt ist Wang an der Reihe, den schweren Goral zu bergen. Mit meinen Kletterschuhen

gleitet der Jäger wie ſpielend über die Abgründe und holt die Beute zum Grat herauf. Wang iſt noch nicht wieder zurück, da ſchallen johlend die Stimmen der Lolos herauf! Sie haben einen von Hunden geſtellten Goral in einer Felswand feſt! Den ſoll Dolan haben. Während Dolan auf der Gegenseite hinabklettert, will ich den fraglichen Ramm von oben her verteidigen! Nach einer kurzen ſteilen Kletterpartie ſtehe ich ſenkrecht über der Stelle, auf welche die aufgeregten Lolos vom anderen Hang aus weiſen! Der Goral muß alſo direkt unter mir ſtehen! Nach wenigen Minuten erſcheint Dolan bei den Lolos. Es dauert eine Weile, biſ ſie ihm den Standort des Wildes erklärt haben! Dann plötzlich ſehe ich, wie der Amerikaner ſeinen kleinen Mannlicher hebt und in Anſchlag geht. Gleich darauf reiſt die Kugel fünfzehn Meter unter mir in den Felsen ſprühende Funken. Verdammt! Wo ſchießt er hin? Ein zweiter Schuß fällt, daß mir die Steinſplitter um die Ohren ſauſen! Dann der dritte, der traf! Jauchzend gellen die Freudeſchreie der Lolos! Ich ſteige in die Wand und finde den verendeten Goral, dort wo die erſten Kugeln ſpritzten! Es iſt erſtaunlich, wie feſt die Gorals ſtecken. Sie ſind die beſten Verſteckſpieler aller großen Säugetiere, die ich kenne. Mit dieſen drei Gorals wollen wir es genug ſein laſſen! Beſtaunt von vielen Tibetern, die ſich neugierig an den Zelten verſammelt haben, geht's nun durch die Wand hinab direkt zum Lager, wo ich eine ganze Viertelſtunde vor den Lolos, Dolan und Duncan ankomme.

Gegen drei Uhr nachmittags ſind die Präparationsarbeiten erledigt. Nun will ich noch Vögel ſammeln, nehme aber in guter Vorausſehung auch die Büchſe mit! Wer weiß, was dieſer ſo erfolgreich begonnene Tag noch alles beſcheren kann? Jalung aufwärts pirschend, finde ich in der Trockenformation nur wenig Vögel, aber phantaſtiſche Felswände, die ſenkrecht in den blauen Himmel ſteigen. Was will ich mehr? Da gibt's kein Halten! Sofort wird der Anſstieg begonnen. Dendru iſt mein Begleiter! Kaum haben wir dreihundert Meter hinter uns gebracht, da ertönt der ſcharfe bellende Schrecklaut von Gorals! Woher? Richtig, dort oben, einhundertfünfzig Meter entfernt, flüchten drei Gorals über die Felsen hinweg! Alles ſtarke Stücke. Nur Ruhe! Während ſie verhoffen, ſauſt der ſtärkſte Kopfüber zwanzig Meter durch die Luſt und ſchlägt dumpf in die Büſche! Die zweite Kugel, gleich darauf geſeuert, reiſt den nächſten Goral, auch einen guten Boß, im Feuer zuſammen. Dieſes Stück wird wieder hoch und nimmt in

einem dichten Buschkomplex inmitten der Steilwand Deckung, so daß es uns nicht entgehen kann. Den dritten und letzten Goral muß ich flüchtig schießen! Die Kugel zerschmettert leider nur einen Hinterlauf! Noch ehe ich den zweiten Schuß loswerden kann, ist er in Deckung verschwunden. Eine Viertelstunde lassen wir vergehen und rauchen in aller Gemütsruhe eine Zigarette, die uns nach dieser nervenpeitschenden Jagd köstlich schmeckt. Dann schicke ich Dendru auf Umwegen hinüber, damit er dem zweiten Goral den Fangschuß gibt und mir den dritten zutreibt. Beides gelingt! Dendru schießt den kranken Boß auf fünf Schritt zusammen und treibt mir den anderen, der im Gehörn noch weit besser ist, direkt vor die Büchse. Ich lasse den Todgeweihten noch zwanzig Meter weit in die Wand hinein, bewundere die märchenhafte Geschicklichkeit, mit welcher das Tier über die Abgründe setzt. Im achtfachen Zielfernrohr kann ich jedes Haar erkennen! Dann gebe ich ihm die Kugel aufs Blatt. Der Boß zeichnet überhaupt nicht! Er steht im Schuß, macht kurz kehrt und setzt zum Sprung über einen Kamin an. Das ist sein letzter! Mitten in der Flucht reißt's ihn zusammen! Er stürzt durch den Kamin, fliegt durch die Luft! Zweihundert Meter tiefer, mitten auf einer Steinalde bleibt er liegen. Wir haben jeder einen verendeten, vierundsechzig Pfund schweren Goral zweihundert Meter eine fast senkrechte Wand herunterzuwuchten.

Unterwegs habe ich beinahe das Unglück, mein bißchen Leben zu verlieren, weil das Gehörn meines geschulterten Gorals an einem Dornenbusch hängenbleibt! Ich ziehe weiter und verliere das Gleichgewicht. Wir beide, der Goral und ich, kugeln nun um die Wette in die Tiefe. Der Goral gewinnt, weil er fünfzig Meter die Wand hinabrollt! Ich habe aber den Dusel, schon nach fünf Metern von einer Felsennase aufgefangen zu werden! Ein wenig unsanft aber sicher! Sonst hätte ich wahrscheinlich den Goral besiegt, weil ich schwerer bin! Jetzt sitzen wir glückstrahlend bei den drei starken Gorals. Ich bin trotz des Mißgeschicks zufrieden, weil ich doch gesiegt habe. Nachdenklich lecke ich mir das Blut von den aufgeschrammten Fingerknöcheln! Da wollten wir ein paar kleine Vögel als Beute mit zum Lager bringen und nun sind es drei schwere Gorals geworden! Wie das Leben doch manchmal spielt! 7 Gorals haben wir in der Zeitspanne von kaum 24 Stunden erlegt! Es hätte auch anders kommen können! Ganz anders! Ich sehe mir nochmals meine zerrissene Lederhose an und die blutigen Finger. Dann bin ich sehr

dankebar und schaue dem Lämmergeier nach, der nach irgend etwas Abgestürztem sucht, aber nichts findet.

Der ganze nächste Tag ist damit ausgefüllt, die Lasten und Tiere in mühseliger Arbeit über den Jalung zu rudern. Dabei gibt es genug unerfreuliche Augenblicke, die uns manchmal an den Rand der Verzweiflung bringen. Beim Verladen rutschen Kisten und Koffer ins Wasser, scheue Pferde brechen durch und können erst nach langer Hezjagd am steinigen Ufer wieder eingefangen werden. Einmal bricht sogar inmitten der Schnellen des tobenden Flusses eines der großen Ruder ab, so daß das schwer beladene Boot beinahe an den Klippen zerschellt wäre. Alles Zwischenfälle, auf die man vorbereitet sein muß. Uns sind sie schon lange zur Gewohnheit geworden und veranlassen weiter keine Aufregung. Weit wichtiger aber waren die Nachrichten, die uns von Tibetern überbracht wurden, als wir am Abend unsere Zelte ganze zweihundert Meter weiter auf der westlichen Seite des Flusses aufschlugen. Vor drei bis fünf Tagen sollen die Chiangshien Tibeter den Fürsten der Washi auf greuliche Weise ermordet haben, so daß sich das Stammesland um Litang, unserem nächsten größeren Etappenziele, in wildem Aufruhr befindet. Satanischer Brudermord rast über die Steppe von Siedlung zu Siedlung, von Zelt zu Zelt und wüthet an den Hauptkarawanenstraßen besonders stark. Von Hokow aus wird sofort ein großer Feldzug vorbereitet, um das Blut des erschlagenen Häuptlings zu rächen. Der tibetische Kommandant dieser Ortschaft, der sich im Dienststrange eines Untergenerals befindet, wurde heute morgen gezwungen, vierzig schnelle Pferde herbeizuschaffen, um die Chiangshien überwältigen zu helfen. Als er sich äußerte, daß die Tiere erst in ein bis zwei Tagen herbeigebracht werden könnten, wurde er auf brutale Weise gefoltert. Duncan, der die Behandlung des Opfers übernommen hat, berichtet, daß der arme Kerl böse zugerichtet sei, aber wohl mit dem Leben davonkommen würde.

Nun müssen wir auf unserer Hut sein, denn täglich kann ein Überfall stattfinden. Man geht sogar so weit, uns daran hindern zu wollen, noch weiter westwärts vorzudringen. Ja, unsere sofortige Rückkehr wird gefordert! Wir kümmern uns gar nicht darum, geben dem Obersten einige Geschenke und schärfen unserer Mannschaft ein, daß von nun an in voller Kleidung und mit der Waffe in der Faust geschlafen werden muß. Um unseren Leute keine Zeit zum Nachdenken zu geben, halten wir sie beschäftigt und tun so, als ob uns die Ermordung des Washifürsten einen Dreck anginge. In aller

Frühe des kommenden Tages setzen wir ganz gewohnheitsmäßig zum Weitermarsch an, ohne daß unsere Eingeborenen Einwände irgendwelcher Art machen. Auf holprigem Schieferweg winden wir uns am brausenden Wildfluß, der von herrlichen Pappeln beschattet wird, die von den Tibetern wegen ihres Alters und ihrer gewaltigen Höhe als „Götterpappeln“ bezeichnet werden, langsam talaufwärts. Ahorn und Waldreben bilden einen dicht verfilzten, fast subtropischen Unterwuchs, der uns nur flüchtige Blicke auf die Katarakte des tosenden Gießbachs gestattet.

Indem wir uns höher in die Region der moosfeuchten Bergwälder hinaufarbeiten, wird die freudig helle Laubwaldvegetation durch düstere, großartige Tannen, deren dunkle Säulenstämme senkrecht in den blauen Himmel ragen, abgelöst. Eingestreut liegen, halb verfallen und verrottet, nach Moder und Urwald riechend, die Stämme der gestorbenen Baumriesen. Die vielen Kleinvögel und die pudrigen Streifen- (*Eutamias asiaticus*) und Goldsteißhörnchen (*Dremomys pernei*), die wie Kobolde über die Stämme huschen oder mit elegant gebogenem Schweif ihre hohen Fistelstimmen erschallen lassen, beleben das Bild des Urwaldes. Heute benötige ich die Waffe nicht, da die meisten Säugetier- und Vogelarten schon in guten Serien in den naßfellüberzogenen Kisten unserer Sammlung eingeordnet ruhen. Um ein scharfes Felseneck biegend, erblicke ich auf sechzig Meter einen goldhalsigen mächtigen Lämmergeier, der auf einer gefallen Urwaldfichte blockt und sein goldgelbes und schwarzes Gefieder im Sonnenlicht badet. Da sinke ich sofort in Deckung zusammen und genieße den Anblick des gewaltigen Raubvogels, der wie aus Gold und Eisen gehämmert, ein heraldisch schönes Bild darbietet. Es gibt wohl kaum ein Tier, das im Leben herrlicher, im Tode aber unansehnlicher aussieht als dieser Raubvogel. Der Schuß bleibt im Lauf. Ich will auf eine bessere Gelegenheit warten, die sich erst bieten kann, wenn wir Standlager bezogen haben, um die Beute auch trocknen zu können. Auf dem Marsche geht das schwer.

Im obersten Talgrund schlagen wir Lager, um die letzten Tagesstunden noch im frisch gefallenem, silberglänzenden Schnee an der Baumgrenze pirschend verbringen zu können. Bis wir den Kamm erreicht haben, müssen wir uns durch eine dornige Stecheichendickung mit stachligem Berberitzenunterwuchs einen Weg bahnen. Dort oben wollen wir, wenn die Sonne von den Talflanken gewichen ist, Geran und Moschustier erwarten. Eifig weht der Wind von den Schnee-

geſilben hernieder, aber, wenn die Sonne hinter den ſchweren Schneewolken hervorchaut, dann iſt es ſo warm, daß ich getroſt mein Tagebuch nachtragen kann, ohne froſtklamme Finger zu bekommen. Sobald die letzten Sonnenſtrahlen die Gletscher des Minyagongkar vergolden, erſcheint ein Cerau auf der gegenüberliegenden Hangſeite. Die Ziegenantilope wirkt ſo klein, daß ich das hirschgroße Wild zuerſt für einen ſchwarzen Bären halte. Wuchtig und plump bewegt ſich die dunkle Geſtalt auf dem ſteilen Graſhang. An Schießen iſt wegen der rieſigen Entfernung nicht zu denken. Deſhalb beobachten wir das vorſichtig umherziehende, ab und zu äſende Stück, bis der Wald grau wird; dann nimmt der Cerau Deckung an und wir klettern langſam zu Tal.

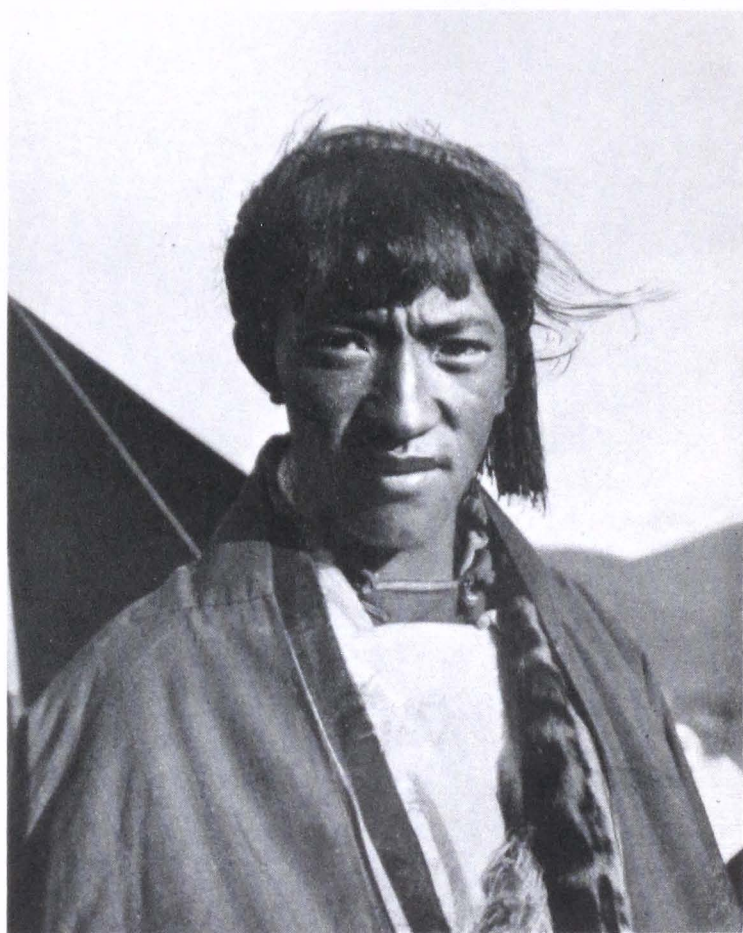
Eine kalte Mondnacht weicht einem froſtkrachenden, ſonnigen Morgen. Dolan und ich brechen ſchon früh auf. Der Weg talauf durch die mit Bartflechten überhangenen Stecheichenwälder, auf denen die erſten Sonnenſtrahlen ſpielen, iſt von märchenhafter Schönheit. Jeder für ſich ſingt und jodelt in den ſtrahlenden Morgen hinein, indes die Pferde ſich keuchend bis zum fünftauſend Meter hohen Ramalapaß über die Baumgrenze hinaufwinden. Gegen Mittag laſſen wir wieder das ſchroffe Gebirgſyſtem des Talung hinter uns und dringen von neuem in das weitwellige Steppenland ein. An der Schneegrenze begegnen wir einem alten tibetiſchen Hirschjäger, der uns nach langem Hin- und Herfragen endlich erzählt, daß er zwei volle Jahre den roten Hirsch nachgeſpürt habe, ohne daß es ihm gelang, ein Stück zu erlegen. Hoffnungslos faſt ſcheint es, dieſe ſagenumwobenen, nach Ausſagen der Eingeborenen rieſenhaften Cerviden zu bekommen. Aber bange machen gilt nicht. Später werden wir ſehen! Raſtlos ziehen wir weiter. Brennende Sonnenglut laſtet auf dem faſt viertauſendfünfhundert Meter hohen hügligen Steppengelände, in deſſen Talgründen die dunklen Fichtenwälder ihre letzten Ausläufer hinauffenden. Wir ſißen und lauſchen, laſſen die einsamen Lämmergeier an uns vorübergleiten und haben die Gläſer dicht vor den Augen, ohne etwas entdecken zu können. Am Abend erreichen wir mit ausgehungerten Tieren eines der dunklen Fichtentäler, wo auf einer idylliſch gelegenen Waldwieſe, in unmittelbarer Nähe eines Weilers das Lager aufgeſchlagen wird. Alle Tibeter, die wahrſcheinlich noch nie in ihrem Leben einen weißen Menſchen geſehen haben, kommen mit lachenden Geſichtern auf uns zu, um Milch und Butter als wohlwollende Geſchenke darzubringen. Einige Mi-



Der Schopfhirsch



Unsere Hauswirtin
in Litang



Der Tzungshi=
Fürst

nuten später wollen wir dem Häuptling unseren Gegenbesuch abstatten, werden aber von einer Meute wilder Tibetdoggen, die uns ebenso ungastlich empfangen wie ihre schafpelzbekleideten Herren uns vorher freundlich aufgenommen hatten, angefallen und in gehässigster Weise attackiert. Die Bestien sind so wild, daß wir uns schon beinahe gezwungen sehen, eine von ihnen zu erschießen, da ziehen unsere tibetischen Begleiter ihre immer locker sitzenden Schwerter und schleudern sie mit geradezu verblüffender Genauigkeit den wilden Röttern mit voller Wucht entgegen. Blutend und jaulend verschwinden die Hunde mit eingekniffenen Ruten und geben uns den Weg zur Häuptlingsburg frei. Dort werden wir freundlich empfangen und bewirtet, können aber wieder nichts Positives über das Vorkommen der sagenhaften Hirsche erfahren. Um mir selbst Gewißheit zu verschaffen, lasse ich gleich darauf ein frisch requiriertes Pferd satteln und reite im letzten Schein der Nachmittagssonne zu den Wäldern hinauf. Hoch oben, wo der Wald sich in ungezählten Zungen und Tälchen innig mit den anschließenden Steppen verzahnt, finde ich einige frische Fährten vom schwarzen Muntjak (*Elaphodus cephalophus*), einem seltenen Schopfhirsch, den unsere Sammlung bisher noch nicht kennt. Nachdem ich mich an einem kleinen See zum Trunk niedergelassen hatte und das Pferd einige hundert Meter davon entfernt gekoppelt wurde, erscheint ein Gesperre Blutfasanen (*Ithaginis geoffroyi*). Die mattfarbigen Waldhühner äßen ruhig zwischen den Stecheichenbüschen und sichern ab und zu in die Runde, bis ich plötzlich zwei dunkle Schatten erkenne, die, von Büschen gut gedeckt, in eleganten Sprüngen pfeilschnell auf die Hühner zuschießen. Es sind zwei junge Tiere des herrlichen Flavigulamarders (*Martes flavigula*), die ihre Raubkünste erproben wollen. Malglatt schlüpfend, kommen die Marder bis auf wenige Meter an die Fasanen heran, so daß ich schon glaube, jeder der geschmeidigen Sprungschlüpfer habe einen Vogel gepackt, als etwas gänzlich Unerwartetes vor sich geht: Die Marder zeigen sich ganz offen und verfolgen mehr spielend als ernstlich an Fraß denkend die Schar der kopflos in die Bäume flüchtenden Hühner. Fast zehn Minuten lang bin ich Zeuge des graziosen Spieles der sprunggewandten Raubtiere, bis sie von den verängstigten Hühnern ablassen und rasch im Walde untertauchen.

Mittlerweile hat sich der Himmel bezogen, der Wald fängt leise zu raunen an, doch das anfängliche Gausen wird in wenigen Minuten zum brausenden Sturm. Mit unheimlicher Geschwindigkeit, wie

ſie dem tibetiſchen Gewitter eigen iſt, rückt die Maſſe der ſchwarzen Wolken heran, große Regentropfen praſſeln nieder und plötzlich ſteht der Wolkenbruch mit Bliß und dröhnendem Donner direkt über mir. Die ganze Erde ſcheint vom Auf und Nieder der erſchütterten Baumwurzeln zu beben; eine wahrhaft unheimliche Stimmung umfängt mich im ſturmtöſenden Wald bei geſpenſtiſcher Dämmerung, ſo daß man glauben könnte, die Welt müſſe untergehen. Ebenſo ſchnell, wie ſie erſchienen ſind, ziehen jedoch die dunklen Wolkenſeßen in raſender Eile über dem Walde ab und laſſen nur einen herrlichen Regenbogen am Himmel zurück. Vom choleriſchen Wechſel dieſer Wetterlaunen tief beeindruckt, ſiße ich noch lange, bis der erſte Uhu aus dem Tale ſchreit. Dann pirsche ich leiſe, die ſchußfertige Büchſe in der Hand, am Hang entlang, um die vielen kleinen Täſchen abzuſuchen. Nach einer Weile knackt ein kleines dürres Aſtchen unter den Stiefelſohlen. Erſchrocken fahre ich zuſammen, denn im gleichen Augenblick, kaum fünfzig Meter vor mir, wird ein Stück Wild flüchtig. Dort ſetzt es über die Halde, jetzt muß es frei werden! In langen Fluchten ſtürmt der ſchwarze Muntjak der ſchützenden Dichtung entgegen. Steil aufgerichtet trägt er die weitleuchtende ſchneeweiße Flagge (Wedel). Fünfzig Meter gebe ich ihm; gleich wird er den Wuſt von Stecheichen erreichen. Aber ſo weit kommt er nicht mehr. Eine ſaubere Kugel läßt die ſeltene Beute in der Fährte zuſammenbrechen. In wenigen Sekunden ſtehe ich bei dem verendeten Boß, deſſen herrliche Schwarzweißzeichnung ſich in der gedämpften Abendbeleuchtung doppelt ſchön ausnimmt.

Scharf umriſſen ſteht die Scheibe des faſt vollen Mondes am wolkenloſen Himmel und hüllt das weite Hochland in ein blaues geſpenſterhaftes Licht. Der Heimritt geht erſt im wiegenden Galopp über die ſilberne Steppe, dann durch die Schlagschatten der Buſchzone, bis uns der knorrige Urwald verſchluckt. Auf ſchmalem Steilpfad traben wir dahin. Die mondlichtdurchbrochenen Urwalddome muten wie Feengrotten an. Sobald tief im Tal die ſchimmernden Feuer zu ſehen ſind, laſſe ich aus vollem Halse den Ngoloſruf erſchallen, um meinen Kameraden anzudeuten, daß es geklappt hat.

Nachdem unſere widerwillig grunzenden Paß am anderen Morgen endlich beladen ſind, ſetzt ſich die Karawane langſam in Marſchordnung. Auf einer Waldwieſe, inmitten des lichten parkähnlichen Koniferenwaldes, ſteigt ſchwelender Rauch gen Himmel. Eine Leichenverbrennung findet dort oben ſtatt. Leiſe tönen die tibetiſchen Lama-

trommeln zu uns herüber, und, vom Echo vielfach gebrochen, schallt der Klang von den Berghängen zurück. Dazwischen klingen hell und klar die bronzenen Glocken und silbernen Glöckchen, die von den Lamas benutzt werden, um die bösen Dämonen zu verschrecken. Hell leuchten die Flammen des Scheiterhaufens, in dessen Mitte die Leiche des hohen Tibeters aufgebahrt liegt. Ein schriftkundiger Laienbruder muß es gewesen sein, denn nur solche genießen hierzulande die hohe Ehre, nach ihrem Tode verbrannt zu werden.

Bettler, Schlächter, Schmiede sowie Frauen und Kinder werden nach ihrem Ableben einfach in die Flüsse geworfen. Lamas werden von ihren Klosterbrüdern im feierlichen Zeremoniell in Stücke geschnitten und den Geiern vorgeworfen, damit die großen heiligen Asvögel auch die irdischen Reste mit zum Himmel hinaufnehmen und hierdurch dazu beitragen, die nächste Wiedergeburt zu beschleunigen. Dann folgen in der Rangstufe die Schriftkundigen, die verbrannt werden, während die Leichen allerhöchster Würdenträger und Inkarnationen von Heiligen (fälschlich „lebende Buddhas“ genannt) oft getrocknet, vergoldet und mumifiziert werden.

Ohne das feierliche Zeremoniell zu stören, nähern wir uns langsam der Verbrennungsstätte und entdecken etwa dreißig Meter vom Scheiterhaufen entfernt einen kleinen Altar, auf dem die Lamas die heiligen Schriften Buddhas ausgebreitet haben. Kleine Töpfe und Opferschalen mit heiligem Öl, Weihwasser, Tsamba und Butter sind rund herum aufgestellt. Ab und zu unterbecken die beiden Priester ihren eintönigen Gebetsrhythmus, um die Trommeln und Schellen im hellen Diskant erschallen zu lassen. Dann segnen sie die vielen Speisen, die dem Toten auf dem Wege zum buddhistischen Himmel als Nahrung dienen sollen. Von zwei alten Tibetern, Angehörigen des Verstorbenen, werden die Speisen knieend in Empfang genommen und mit Hilfe von zwei bis drei Meter langen, eisernen Schöpfkellen an dem Kopf der schwelenden Leiche niedergelegt, während andere Tibeter heiliges Wasser über den Körper des Toten tröpfeln. Der rauchende Scheiterhaufen, die schweigenden Tibeter und die seidebekleideten Priester in roten, wallenden Umhängen auf der idyllischen Waldwiese machen einen imposanten, geheimnisvollen Eindruck. Von wirklicher Trauer ist bei den Angehörigen nichts mehr zu merken, da den Toten schon vor neunundvierzig Tagen das Zeitliche gesegnet hat. Es ist nur der letzte große Dienst, den sie dem Dahingeshiedenen mit der Einäscherung erweisen. Im Glauben der Osttibeter nämlich lebt

und ſpuht der Geiſt noch ſieben volle Wochen in den ſterblichen Reſten des Abgeſchiedenen, weshalb an jedem ſiebenten Tage Gebete für ihn geſeſen werden, biſ der neunundvierzigſte Tag herankommt. Wenn dann die Sterndeuter den Tag für glücklich erklären, darf die feierliche Beſetzung in Anweſenheit der männlichen Familienmitglieder und der Freunde des Verſtorbenen ſtatfinden. Den Donnerkeil in der rechten, die Silberglöckchen in der linken Hand beten die Lamas für die Wiedergeburt des Verſtorbenen, biſ der Scheiterhaufen zu einem feinen Häuflein Aſche in ſich zuſammengesunken iſt. Vorſichtig, wie wir gekommen waren, entfernen wir uns wieder, ohne in irgendeiner Weiſe feindlich behandelt oder gar beläſtigt worden zu ſein.

Das Gebiet, durch daſ wir nun ziehen, wird vom gewaltigen Tſungſhiſürſten, deſſen Winterschloß wir nach langem beſchwerlichen Ritt erreichen, in autokratiſcher Weiſe beherrscht. Die Tſungſhi Tibeter ſind Halbnomaden, die im Commer nur einen kleinen Teil ihrer Stammesangehörigen, meiſt alte und gebrechliche Leute, in den Walbtälern zur Feldbewirtſchaftung zurüclaffen, um ſelbſt auf den Hochſteppen ihre Zelte aufzuſchlagen und ihre Herden zu betreuen. Dieſes Halbnomadentum iſt über ganz Oſtibet weit verbreitet und gibt uns einen intereſſanten Einbliß in die tibetiſche Miſchkultur. Die mongoloiden und gleichzeitig primitiſten Tibeter bewohnen nur die nördlichen Steppen und leben als reine Nomaden in ſchwarzen Daſhaarzelten, ohne irgendeine nennenswerte Kultur zu beſitzen. Die ſtark ariſch beeinflusſten Ackerbautibeter jedoch, die daſ vorderaſiaſiſche Flachdachhaus eingeführt haben, ſind die einzigen Träger höherer Kultur. Sie haben als Erobererkaſte über die mongoloiden urtibetiſchen Primitiſtämme geherrscht, und begründeten daſ feudaliſtiſche Kaſtenweſen, daſ Tibet geiſtlich und weltlich beherrscht. Oſtibet iſt ein Land mit ſtark ausgeprägter Raſſenſchichtung. Eine hochentwickelte vorderaſiaſiſch-ariſche Bevölkerung hat die Macht über eine ſehr primitive Urbevölkerung von rein mongoliſcher Prägung. Dieſ ſei jedoch nur eine Anregung für den Archäologen und Ethnologen, dem dieſe unaufgeſchloſſenen Gebiete einmal eine Fundgrube neuer raſſiſcher Erkenntniſ ſein werden.

Wir finden den Palaſt deſ Tſungſhiſürſten halb verlaſſen vor, da die Commerlager auf den Hochſteppen noch nicht abgebrochen ſind. Die Burg deſ Fürſten hat geradezu rieſenhafte Ausmaße. Im Kriegeſalle kann ſie, wenn Belagerungzuſtand verhängt iſt, allen Bewohnern deſ Tales als Zufluchtſort dienen; daher iſt ſie aus

strategischen Gründen um einen kleinen Hügel in polygonaler Anordnung aufgebaut und thront über den Wohnhäusern des Tales wie eine uneinnehmbare Festung.

So wichtig der Anblick dieser Burg auch gewesen ist, weit mehr Abwechslung bietet uns doch das Leben und Treiben im Nomadenlager. Steil führt der Weg aus der Koniferen-Steppenzone hinaus in das wellige, weite, viertausendfünfhundert Meter hohe Grasland, wo Tausende von kleinen Steppenhäuflein ihr eintöniges Liedchen vor sich himurmeln. Überall im weiten Rund tauchen Nomadenzelte auf, von denen der Tsungshifürst dreitausend unter seiner Vormäßigkeit vereinigt. Um die Zelte herum sind lange Schnüre gespannt, an denen die Yakkühe allabendlich zum Melken angebunden werden. Es gibt unter den Weibern dieses zähen Stammes bildhübsche Mädchen. Kokett tragen sie ihre silbernen Schmuckstücke, die in langen Ketten vom buttergeölten Haar bis auf den Rücken herabfallen. Sie sind durchweg groß, schlank und sehr gut gewachsen, aber wild und scheu wie junge Raubkätzchen. Sobald sie uns bärtige Scheusale erblickt haben, reißen sie aus und verschwinden fichernd in den dunklen Zelten. Eines dieser wilden Mädchen kann ich heimlich beobachten, wie es halbnackt, eine amazonenhafte Reiterfigur, die Herde ihrer grunzenden Yaks über die Steppe treibt, wobei sie ihre Steinschleuder mit meisterhafter Geschicklichkeit schwingt und mit jedem Wurf trifft, so daß die aus der Reihe brechenden Tiere dumpfbrüllend zurückweichen. Dann pfeift sie gellend durch die Zähne, sicht schließlich zu Pferde mit einem widerstehenden Yak einen siegreichen Kampf aus und bringt die störrischen Tiere allesamt zum Ziele.

Am Nachmittag erreichen wir endlich die sechzig Zelte des Fürstenlagers! Von mehr als fünfzig wilden Kötern wütend umfläfft, reiten wir in tadelloser Marschordnung ein und werden fürstlich mit Butter, Tee und Tsamba bewirtet, solange unsere Mannschaft die Zelte aufschlägt. Selbst Handanlegen würde unser hohes Ansehen sofort zunichte machen; der große Mann arbeitet in Tibet nicht. Bald versammeln sich die vornehmsten und angesehensten Männer des Tsungschistammes um uns herum; sie mustern uns, berühren unsere Kleider, betasten unsere Pistolen, lachen über Dolans blaue „Teufelsaugen“ und streichen uns abwechselnd über Haar und Bart, um nach Beendigung ihrer hochnotpeinlichen Untersuchung befriedigt festzustellen, daß wir nicht künstlich gemacht, sondern ebenso echt sind wie

ſie. Der Fürſt der Tſungſhi ſelbſt lebt in einem rieſenhaften Zelte, das etwa zwanzig Meter lang und fünfzehn Meter in ſeiner größten Breite mißt. Drum herum gruppieren ſich in maleriſcher Ordnung die Zelte der hohen Würdenträger, das Gebetszelt, das Zelt der Nebenfrauen des Fürſten, zu dem uns, trotz mehrmaliger Anfrage, der Eintritt verwehrt bleibt, und das Gerichtszelt, wo der Fürſt vom teppichgeſchmückten, mit Silber und Gold ausgelegten Throne über Leben und Tod ſeiner Untertanen rechtſprechen kann. Etwa tauſend Daſs, zwei- bis dreitauſend Schafe und ſiebzig bis achtzig Hunde, die alle zuſammen ein buntes Gewimmel grunzender, blöfender und giftig bellender Zelttiere bilden, geben dem ganzen Nomadenlager einen phantaſtiſch wilden Anſtrich. Der Fürſt ſelbſt iſt trotz ſeiner dreißig Jahre ſchon ein weitgereiſter Mann, der ſelbſt die heiligen Städte Lhaſa und Chigaſe beſucht hat; er iſt etwa hundertfünfundachtzig Zentimeter groß, ſchlank, energiſch, männlich, eine imponierende Erſcheinung, wie ſie aus der Erzählung „Tauſendundeine Nacht“ entnommen ſein könnte. Nachdem unſere eigenen Zelte gerichtet ſind, macht der Fürſt ſeinen Gegenbeſuch und bleibt bis tief in die Nacht hinein bei uns. Erſt nachdem er uns verlaſſen hat, werden die Nomadenhunde freige-laſſen. Ein tolles Theater beginnt; Wölfe wahrlich können nicht ſchlimmer ſein als dieſe Rudel einer wilden Meute, die im ſahlen Mondlicht unſere Zelte umlagern und in ein ohrenbetäubendes Geheul ausbrechen, das die ganze Nacht über anhält, da unſere eigenen Hunde, der Übermacht weichend, ſich feige zurückgezogen haben. So ſind wir völlig gefangen und können noch nicht einmal unſere Zelte verlaſſen, ohne Gefahr zu laufen, in wenigen Sekunden zerfleiſcht zu werden. Dieſe Hunde beſitzen anſcheinend Raffenſtolz und einen unbändigen Haß gegen alles Nichttibetiſche. Am nächſten Morgen aber kommt erſt die große Enttäuſchung: wir müſſen feſtſtellen, daß die Beſtien das Gepäczelt zerriffen, einige Fell- und Schädelkiften vollſtändig zermalmt und beſte Beuteſtücke mit Stumpf und Stiel aufgefreſſen haben. Das Unglaublichſte aber iſt, daß dieſe Hyänen von Hundebiſtern ſogar das Meiſterſtück zuſtande gebracht haben, einem unſerer ſchlafenden Diener die Stiefel von den Beinen zu reißen und ſie zu verſchlingen.

Wer kann uns übelnehmen, daß die große Begeiſterung, die wir noch geſtern abend für den rieſenlangen Tſungſhiſürſten und ſeine Räubervasallen hegten, von Minute zu Minute abzuflauen beginnt? Schon frühzeitig ſtellt ſich der Fürſt wieder in unſerem Lager ein und

durchstöbert mit unverfrorener Selbstverständlichkeit alle unsere Kisten und Kasten. Vor allem will er natürlich unsere Gewehre haben; weil er damit kein Glück hat, lümmelt er sich auf unseren Betten herum, raucht unsere Zigaretten und stiehlt zu guter Letzt ein Buch, mit dem er sehr schnell verschwindet. Während Wang meine Munition ausfortiert und gerade einige derselben in den Satteltaschen verstauen will, kann ich beobachten, wie die Brüder des Fürsten jeder eine Hand voll Patronen klauen. Ob Fürst oder Lama, ob Nomade oder Ackerbauer, diese Tibeter sind doch alle Räuber! Sie stehlen, wo es etwas zu stehlen gibt. Aus Rache wollen wir nun einige der heiligen, halbzahmen Lämmergeier, deren Abschluß gestern verboten wurde, ermorden, ziehen aber leider auch hier den kürzeren, da alle Geier schon hoch in den Lüften ihre erhabenen Kreise ziehen.

Heilfroh sind wir doch, als unsere Trag- und Reittiere endlich unter den vielen anderen wieder von der Steppe eingefangen worden sind, so daß wir der allzu ungastlichen Stätte des hohen Fürsten endlich den Rücken kehren können, mit der Absicht, Litang morgen zu erreichen. Der weise Ratschlag des Fürsten, der Räubergefahr wegen einen größeren Umweg zu machen und nicht abseits des Weges zu jagen, wird nicht befolgt. Wir vertrauen unseren Waffen und schlagen den kürzesten Weg ein. Unterwegs finde ich auf freier Steppe ein einsam grasendes Pferd und erkenne bald den abgeworfenen Reiter, einen blutüberströmten alten Tibeter, dem der eigene Gaul im Sturz zwei Zähne ausgeschlagen hat. Nachdem ich den alten Mann wieder auf seinen Gaul gehoben habe, streckt er mir die Zunge zum Danke entgegen,¹⁾ und trabt in die Wildnis hinein.

Nach einer kalten, stürmischen Nacht beleben die Strahlen der wärmenden Frühsonne die fahlen Grashügel des Steppenlandes. Wir reiten dem großen Etappenziel entgegen. Zwölf Stunden sitzen wir heute im Sattel, dann überschreiten wir den letzten Steppenpaß. Die Tibeter opfern ihren Ortsgöttern, indem sie einige Quarzitsteine auf das Dbo häufen und ein paar Stoffsegen daran befestigen. Dann rufen wir alle aus vollen Kehlen ein donnerndes „La-sa-lo, La-sa-lo“ „Die Götter haben gesiegt“, denn vor uns breitet sich die gewaltige, brettflache Ebene von Litang aus. Litang ist eine der größten „Städte“ Osttibets und ist auf jedem anständigen Atlas verzeichnet. Litang ist mit einer Höhenlage von viertausendeinhundert Meter sicher eine der

¹⁾ Der „Zungengruß“ ist die höflichste Grußform der Tibeter.

höchſten, beſtimmt eine der verwahrloſeſten und ganz ſicher die ſchmutzigſte menſchliche Niederlaſſung dieſes Erdballes. Hier gibt es keine Felddreiten; auf dieſen gewaltigen Höhenlagen kann kein Ackerbau mehr getrieben werden, nur kahles, troſtlos graugrünes Steppenland dehnt ſich bis in die blaue Ferne, wo majeſtätische Schneegipfel im ſcheidenden Sonnenlichte am Horizonte aufglühen. Duzende von dicken, ſchwarzen Kolkrahen (*Corvus corax tibetanus*) geben uns das Geleit, und ein paar königliche Steinadler ziehen ihre wunderbaren Kreiſe über uns, während wir in Litang einreiten. Die Troſtloſigkeit dieſer Stadt, ihre Ode und Einſamkeit faſzinieren. Die goldenen Zinnen des mächtigen, am Berghang gelegenen Kloſters, deſſen weiße Mauern einen einigermaßen freundlichen Eindruck machen, leuchten weit hinaus. Möglichſt dicht an die glückbringenden Kloſtermauern gedrängt, ſcharen ſich etwa zweihundert bis dreihundert vor Schmutz ſtarrende Nomadenzelte. Tiefer am Rande der Ebene liegt die alte Tibeter Stadt. Mit ſeinen in Armseligkeit erſtickenden Häuſern, den Ruinen, den alten Wällen und verfallenden Paläſten gibt dieſer Stadtteil ein trübſeliges Bild von der Mutloſigkeit geknechteter Untertanen, denen man den Stolz nahm, als man ihre Burgen zerſtörte. Ein Bild graufamen Zerfalls! Alpenkrähen, Kolkrahen und Hunderte von Felsentauben (*Columba rupestris*) haben ſich in den uralten Gemäuern einſt trutziger Burgen heimisch gemacht. Zwiſchen dem Kloſter aber und dieſer zerſtörten Tibeter Stadt liegt das Zentrum Litangs, die chineſierte Stadt, die „City“, wo ſich Tibet und China in grotesker Weiſe miſchen und zu einer abſcheulichen Kloake verſchmelzen. Hier kulminiert das Leben der Steppe, miſcht ſich mit den Unbeſchreiblichkeiten einer oſtaſiaſtiſchen Gebirgsstadt und ſetzt die widerlichſte Schmutzsiedlung zuſammen, die ich je geſehen habe. Trotz des beſtialischen Geſtankeſ und trotz allen Unrates auf den engen, menſchenübervölkerten Straßen iſt das Leben und Treiben in dieſem Pfuhle von Dreck und Zerfall ſo packend, daß ich reſtlos begeistert bin und die Straße wie im Traumwandel durchſchreite. Überall werden die ſchweren Daſs auf offener Straße ausgeſchlachtet, rändige Hunde lecken das geronnene Blut. Vor jedem zweiten Hauſe liegt ein abgeſchlagener, blutrünstiger Daſſchädel faulend in der ſengenden Sonne. Dreckſtarrende Tibeter ſißen an den niedrigen Hauſeingängen, rauchen ihre Pfeifen und ſchauen vergnügt aus ihren ſtinkenden Schafpelzen hervor. Die Frauen, vom runzlichſten, blinden Tibeter-Weib mit wellhängenden Brüſten, bis zum ſchalkäugig dreinſchauenden, übermütigen



Wang mit einem gewaltigen
Lammergeier



Junger Lammergeier nach Fraß suchend an tibetischem Kloster



Phot.: Weigold

Ein lebender Buddha im Kreise seiner Anhänger



Gazellensteppe



Rapitaler Gazellenbock



Junger Gazellenbock

Mädchen, sind alle mit Silber- und Korallenschmuck dicht behangen und gehen geschäftig ihrer Arbeit nach. Sie sammeln Lumpen, weben Wollstoff, tragen Wasser oder stillen ungeniert ihre Kinder in der Öffentlichkeit.

Als einer der wichtigsten strategischen Stützpunkte der chinesischen Kolonialprovinz Sikong hat Litang eine ausgezeichnet geschützte Lage auf der kahlen Hochsteppe. Obwohl kein Wald, nicht einmal ein Strauch oder irgendwelches Gebüsch weit und breit zu finden ist, liegt Litang in dem freien Hügelgelände doch so verdeckt, daß es von allen Wegen, die zur Stadt hinführen, gegen Sicht völlig getarnt ist. Nur von der versumpften Ebene, die sich im Süden breitet, kann man die Ruinen der mächtigen alten Fürstenpaläste emporragen sehen. Nach Besichtigung der inneren Siedlung führt uns der Weg um die Mauern der Stadt, wo sich die Nomadenzelte scharen und die fetten Daks auf barbarische Art erstickt werden. Dies beruht auf einem alten Aberglauben der Tibeter, in der Nähe der Klöster nicht direkt zu töten. Doch haben sie Mittel und Wege gefunden, dieses buddhistische Gebot zu umgehen, indem sie den bedauernswerten Opfern auf indirekte Weise den Garaus machen. Sie fesseln die Tiere, werfen sie hin und schnüren ihnen einen ledernen Sack fest über den Kopf und Hals, bis die Opfer qualvoll erstickt sind. Erst dann dürfen auch die Lamas das Fleisch genießen.

Es folgen die unumgänglichen Höflichkeitsbesuche bei den Obersten, die uns die hohe Ehre angedeihen lassen, ihren Opiumrausch für einige Minuten zu unterbrechen, und schließlich belegen wir frech und unverbohlen ein einigermaßen sauberes Tiber Haus mit Beschlag, um an der offenen Feuerstadt wohligh die müden Glieder zu strecken und im Abenddämmer die einziehende Karawane zu erwarten.

Litang bleibt nun über einen Monat lang das Hauptquartier und Standlager der Expedition. Die Siedlung wird zur Operationsbasis erhoben und dient uns als Proviantstation und Ausgangspunkt für einige große und mehrere kleinere Streifzüge in die nähere und weitere Umgebung. Die wenigen Tage, die wir im Standlager selbst verbringen müssen, um die rasch anwachsende Sammlung zu ordnen, zu etikettieren und zu verpacken, werden auch eifrig dazu benutzt, neue Mannschaften zu werben, um den Weitermarsch zu ermöglichen. An einem dieser Tage erhalten wir auch eine Einladung vom Abt des großen Klosters, in welcher er uns zum Buttertee und anschließender Besichtigung der Tempelanlagen bittet, die einst dreitausend

Mönche in ihren ſchweren Mauern beherbergt haben ſollen. Es iſt erſtaunlich, welch unfaßbare Menge koſtbarer Kultuſchätze in dieſem einsamen Steppenloſter im Laufe der Jahrhunderte aufgeſpeichert wurde. An Gold und Silberſchmuck, an koſtbaren Tempelgemälden, Fresken, reichverzierten Buddhaſtandbildern, die zum Teil aus purem Golde beſtehen, und wunderbaren Gebetſtrommeln herrſcht kein Mangel. Die kirchlichen Würdenträger Tibets verſtehen es wirklich meiſterhaft, den kargen Reichtum des Landes in dieſen großen Klöſtern zuſammenzuraffen. In den reich verzierten Privatgemächern des höchſten Lamas wird uns der landesübliche Buttermilch in papierdünnen, vergoldeten Porzellanschälchen kredenzt, während der Hohepriester ſich ſelbſt eine durchſcheinende Jadeschale zum Munde reichen läßt. Die eine, etwa fünf Meter lange und drei Meter hohe Breitſeite dieſes heiligen Gemaches iſt mit gediegenen Goldſtatuen angefüllt, von denen Chenreſi, dem allwiſſenden Gotte der Barmherzigkeit, Padmeſambhawa, dem glorreichen Dämonenbeſieger, und Gautama-Buddha die ehrenvollſten Plätze eingeräumt ſind.

Im übrigen ſind wir alle ſehr froh, uns niemals länger als ein paar Tage in Litang aufhalten zu brauchen, da das Ungeziefer, Flöhe, Läuse und Wanzen, alles daran zu ſehen ſcheint, uns bei lebendigem Leibe aufzufreſſen. Am unangenehmſten aber ſind die Rakerläſen. Dieſe lieben Tierchen kriechen nachts zu Tauſenden über uns hinweg, bemühen ſich, in die offenſtehende Zuckerdoſe zu gelangen und ſitzen meiſt zu Hunderten in den vollen Reistöpfen. Wenn der Koch einmal ſeinen Hunger ſtillen will, fiſcht er die kleinen Stinktierreſen lachend aus dem Pott und ißt den Reis mit beſtem Appetit. Am nächſten Morgen wird uns derſelbe obligate Reis zum Frühstück vorgeſetzt, ohne daß wir dieſe Handlungsweiſe einer Rüge wert befinden würden. Wir ſtehen längſt auf dem einzig richtigen Standpunkt, daß es ja gar keinen Zweck hat, ſich um Reinlichkeit in der Expeditionsküche zu kümmern. Wir ſind nun einmal keine Hausfrauen und wiſſen ganz genau, daß es vergebliche Liebesmüh wäre. Auch können wir nicht umhin, ſchamvoll zu bekennen, daß wir unſer doch nur anerzogenes, in dieſem bazillenarmen Hochlande gänzlich unzweckmäßiges Reinlichkeitsbedürfnis ſchon lange aufgegeben haben. Warum ſollte man ſich auch noch mit Kleinlichem abgeben? Wir haben höhere Ziele. Wenn uns das vorgeſetzte „Eſſen“ zu toll vorkommt, wird es einfach den Hunden hingeworfen. Aber das kommt ſelten vor, denn wir ſind genügsam geworden. Im übrigen beſitzen wir voller Stolz einen

Papinschen Topf, den wir fast täglich zum Kochen unserer rauhen Kost benutzen, damit wir mit den hartnäckigen Verdauungsschwierigkeiten, die uns auf der letzten Expedition so plagten, nichts mehr zu tun haben.

Plötzlich heißt es eines Tages: Heiße Quellen sind entdeckt. Da kriegen wir alle miteinander einen wahren Reinlichkeitsfimmel. Oft fliegt die gesamte Dienerschaft aus, um in den heißen Thermen zu baden. Wenn die Kerls dann zurückkommen, sehen sie immer so fahl und krank aus und haben tatsächlich alle „Farbe“ verloren, die in diesem Lande der trockenen Luft so wichtig ist, um die Haut vor dem unangenehmen Aufspringen zu bewahren.

Das Klima Litangs hat auch seine Mücken! Fast täglich gegen vier Uhr nachmittags bezieht sich der Himmel pechschwarz, um mit größter Regelmäßigkeit einen grauenvollen Hagelsturm mit satanischer Gewalt auf uns niederprasseln zu lassen, daß das alte Haus in seinen Fugen kracht und die Zelte auf dem flachen Dach wie windschlagende Segel ein Spiel des ingrimmig rasenden Sturmwindes werden. Aber diese strengen Herren regieren auch in Tibet niemals länger als eine halbe Stunde. Bald bricht wieder die Sonne durch die fliehenden schwarzen Wolkengehänge hindurch und dann stehen die weißen Schleier wieder am blauen Himmel; Daks fangen wieder an zu grasen und schütteln grunzend alle Hagelkörner aus ihren langen Haaren, bis die subtropisch brennende Sonne in kurzer Zeit alle Spuren des vorhergegangenen Sturmes vollständig abgetrocknet hat. Strahlend liegt dann das weite hohe Land in der zitternden Sonnenglut eines Oktobernachmittags, wie er nirgends schöner und schimmernder sein kann. Fast zwanzigtausend Daks weiden, als ob nichts geschehen wäre, friedlich auf den dünnen, graugrünen Steppen, und die Tibeter sind eifrig damit beschäftigt, den Rasen in großen Coden abzustecken und auszuheben und ihn zur Ausbesserung ihrer Häuser zu benutzen. Die verfilzte kurze Grasnarbe mit ihrem verworrenen Flechtwerk tausendfältig verschlungener Wurzeln gibt manchem Hause schon genügend Halt, so daß weitere Bindemittel nicht verwendet zu werden brauchen. Steine gehören nämlich in Litang zu den Seltenheiten. Zwar gibt es Flußgeröll in der gewaltigen Ebene in Massen, doch eignen sich diese granitenen Steine wegen ihrer rundlichen abgeschliffenen Formen nur schlecht zu Bauzwecken und finden daher auch keinerlei Verwendung. Auf der anderen Seite des Litangflusses soll es Bausteine geben. Jedoch führt weder Weg noch Steg über die

trägerische Moorebene oder über den Fluß hinüber, so daß die uralten, abgetragenen Geröllhalden der hohen Berge den Einwohnern von Litang als Rohstoffspender unerreichbar geblieben sind, obwohl sie vor der Türe liegen. Wenn das Klima Litangs nicht so extrem trocken wäre, würden die Häuser der Tibeter wahrscheinlich unter ihren Füßen weggewaschen und weggeschwemmt werden, da sie alle aus Sand und Lehm erbaut sind. Holz ist für Litang ebenfalls eine der größten Kostbarkeiten. Es ist sehr teuer und fast gar nicht zu bekommen. Als wir beispielsweise für den Rücktransport der großen Vogelbälge ein paar Kisten bestellen wollten, scheiterte der Auftrag an der einfachen Tatsache, daß in Litang nicht ein einziges Brett über einen Meter Länge aufzutreiben war. Das Sammeln von Yakdung, der bei allen Steppentibetern in getrocknetem Zustande das einzige Feuerungsmaterial darstellt, ist eine ebenso alltägliche wie unappetitliche Beschäftigung alter Tibetischer Frauen, Mädchen und Greise.

Bewunderungswürdig ist, mit welchem beispiellosen Gleichmut und welcher aufopfernden Duldsamkeit unsere tibetischen „Hauswirte“ alle Unannehmlichkeiten und die Unruhe, die wir ins Haus getragen haben, hinzunehmen wissen. Mit zwölf Männern sind wir in den friedlichen Haushalt eingefallen und haben jeden Raum mit Kisten und Kasten belegt, mit Betten und Ausrüstungsgegenständen ausgestattet. Vier Wochen sind nun schon ins Land gegangen, aber unser Wirt und seine junge, bildhübsche Frau begrüßen uns noch immer so freundlich wie am ersten Tag. Wohlwollend drücken sie beide Augen zu und sind sogar stolz, die „Großen-Weißen-Herren“ beherbergen zu dürfen.

Langsam fängt es an, in Litang langweilig zu werden. Mit den Hirschen haben wir zwar Pech gehabt, aber alle anderen Charaktertiere sind in der Sammlung vollzählig enthalten, so daß wir nun alle Möglichkeiten des gewagten Vorstoßes nach Batang zum ersten Male ernstlich in Betracht ziehen müssen. Selbst die heißen Quellen, die an der Verwerfungslinie, an der Grenze von Ebene und Hügel-land, überall zutage treten, können uns nicht mehr reizen. Es ist zwar ein himmlisches Gefühl, inmitten eisiger Hochsteppenlandschaft in einem heißen, natürlichen Bade zu liegen und sich nach langen Monaten wieder einmal abseifen zu können, aber all das kann uns nicht halten, besonders, wo tagtäglich heftigere Kältegrade einsetzen und wir unter allen Umständen erzwingen müssen, unser vorgesehenes Winterlager, Batang, auf nur zweitausendsechshundert Meter Höhe zu erreichen.

Inzwischen haben sich die Verhältnisse immer mehr zugespitzt. Die Mannschaft fängt an, unruhig zu werden; einige schützen Krankheit vor und wollen zurück; andere kommen und verweigern die Gefolgschaft. Da muß durchgegriffen werden. Die Ermordung des alten Washifürsten, der von seinen Mördern im Dämmerlicht des Abends nicht erkannt worden war, als die Shiangshienräuber ihm die tödliche Kugel in den Rücken jagten, hat noch immer blutige Schamützen zur Folge. Fast täglich werden Verwundete eingeliefert, denen die großkalibriden tibetischen Bleigeschosse grauenvolle Verletzungen beigebracht haben, so daß der chinesische Militärarzt von Litang, der seinen Vorrat an Medikamenten und Verbandszeug aufgebraucht hat, hilfesuchend zu uns kommt. Soweit es unser beschränkter Medizinkoffer erlaubt, helfen wir bereitwillig aus, müssen aber selbst recht sparsam sein, da wir noch nicht wissen können, ob es nicht bald auch einmal in unsere Reihen hineinhagelt.

Als größte Schreckensbotschaft erfahren wir zu guter Letzt, daß der König von Muli, der gewaltigste und schrecklichste Lamatyrann Osttibets, vor wenigen Tagen ermordet worden ist. Derselbe, der uns noch 1931 in seinem Kloster Kulugomba tyrannisierte hatte¹⁾ und damals unbedingt unsere Waffen haben wollte, ist just in demselben Kulugomba wie ein Hund niedergeknallt worden, nachdem er bei einem Gastmahl umgarnt, als Landesverräter ausgeschrien und gefangen genommen worden war. So folgt Schlag auf Schlag. Im Süden drohen die Aufstände vom Mulilande her, im Südwesten kämpfen die ewig räubernden Shiangshien und im Westen blockieren die großen Räuberbanden schon seit drei Monaten die Karawanenstraße nach Batang und Lhasa. Selbst im Norden ist eine Umgehung der aufrührerischen Stämme völlig ausgeschlossen, da die Natchuka und Njarong auch das Kriegsbeil ausgegraben haben und sich heftig bekämpfen. Nun ist alles aus! Ja! Wenn man so rein gedankenmäßig die Möglichkeiten abwägen oder gar zur parlamentarischen Abstimmung seine letzte Zuflucht nehmen wollte, dann würden alle unsere Zukunftspläne im gleichen Augenblick vernichtet sein. Rückzug wäre dann der „einzige“ Ausweg, den der reine Gedankemensch billigen würde. Aber wir müssen weiter, müssen durch, mag's biegen oder brechen! Und wir sind fest entschlossen zu handeln, denn wir lassen uns nicht von dem guten tibetischen Sprichwort leiten:

¹⁾ Vgl. E. Schäfer, Berge, Buddhas und Bären. Forschung und Jagd im geheimnisvollen Tibet. Berlin, Verlag von Paul Parey.

„Wenn es viele Räuber gibt, so kannst Du nichts daran ändern, und wenn Du viele Läuse hast, so hat es keinen Zweck zu krasen.“

Als erstes wird die gesamte wissenschaftliche Sammlung nach Tatsienlu zurückgeleitet, ehe wir den Durchbruch durch die Räuberblockade bis aufs kleinste vorzubereiten beginnen. Während wir ganz offiziell unsere Rückzugspläne bekanntgeben, suchen wir im geheimen mit dem mächtigsten Räuberhauptmann Verhandlungen anzuknüpfen. Der Erfolg ist danach! „Losung Dendru“, ¹⁾ der Räubergewaltige weist unsere Geschenke mit einer hochmütigen Geste ab und erklärt uns klipp und klar, daß er nicht diese Kleinigkeiten, sondern unsere Gewehre und Pistolen haben wolle. Wenn wir sie ihm nicht freiwillig abliefern wollten, wüßte er selbst Mittel und Wege, sie sich zu beschaffen. Darauf riefen wir alle wehrfähigen Männer Litangs in unser Lager und erklärten, daß wir als Erste die Räuberblockade durchbrechen wollten, um den Handelsweg nach Lhasa wieder zu eröffnen. Wir versicherten weiter, daß dies für uns eine „ganz kleine Sache“ sei, wenn sie alle mit uns gingen und uns gehorchen würden. Glücklicherweise waren inzwischen über unsere modernen Waffen und Schießkünste schon ganz phantastisch übertriebene Gerüchte wie ein Lauffeuer in die Lande gedrungen. Die kommen uns sehr zustatten. Es bedarf daher keiner großen Überredungskünste, um eine starke Eskorte wilder Nomaden anzuheuern und erfolgssicher zu machen. Unsere treuen Diener Li, Tsai, Wang und Chang, die wir als Spitzel ausgesandt hatten, erfahren bei Spiel und Wein von einigen tibetischen Halbweltschönen, daß „Losung Dendru“ schon dafür gesorgt habe, daß wir strengstens bewacht und ausspioniert würden. Einige seiner Räuber hätten sich sogar von uns als Eskortenmänner anwerben lassen. Der ganze Überfallplan sei bis in alle Einzelheiten angeklügelt, man wolle uns nachts die Zeltleinen kappen, wir drei Weiße sollen ermordet und die Chinesen als Geiseln behalten werden. Ha, es ist doch gut, daß es auch in Litang solche Mädchen gibt... Vielleicht hatten sie alles erlogen, um etwas mehr Geld zu bekommen. Aber wahrscheinlicher schien es uns, daß sie die Wahrheit gesprochen, denn die verdächtigen Elemente unserer Eskorte verschwanden plötzlich über Nacht! Wir haben sie nie wieder gesehen! Tags darauf werden direkt außerhalb der Stadtmauern Litangs drei Tibeter überfallen, durchgepeitscht und ihrer Waffen beraubt! Das war die freundliche

¹⁾ Losung Dendru = zu deutsch = der tugendhaft Verständige.

Antwort. Unsere Eskorte verstärkt sich nun von Tag zu Tag. Der richtige Geist hat sich nun mit aller Schwungkraft auf unsere Kernmannschaft übertragen und greift auf die Eskorte über. Wir triumphieren! Abends spendieren wir Wein (Tibetischen Gerstenschnaps) und züchten eine ganz famose Stimmung heran. Tänze werden aufgeführt, Wiße gerissen, so daß uns selbst die ganzen Räubergeschichten bald wie eine humorvolle Neckerei erscheinen. Jeder weiß, daß es rollt, wo wir hinfunkeln, und alles ist in bester Kampfeslaune. Belohnungen für die Mannschaft werden ausgesetzt, die Tiere durch Kraftfutter angefeuert. Kurz: alles schwingt mit, so wie es sein soll. Unterdessen werden die Leute gedrillt und es wird weiter gearbeitet. Nun lassen wir allen Kaufleuten, die mit ihren großen Karawanen schon seit Monaten auf das Freiwerden der Litang-Batang-Straße warten, bekannt geben, daß sie herzlichst eingeladen seien, unter unserem Schutz zu reisen. Der Erfolg übertrifft alle Erwartungen. Als das Gerücht über unseren baldigen Ausmarsch nach Batang sich in der Stadt verbreitet hatte, da können wir uns vor Besuchern, die alle mit uns ziehen wollen, kaum retten. Fast alle sind sie verängstigte, eingeschüchterte Kaufleute. Ja, sogar der Sohn des Kommandanten von Batang hat sich unter den Schutz unserer Waffen gestellt. Nun heuern wir alle bewaffneten Kaufleute an, um eine große Sammelkarawane unter unserer absoluten Führung zusammenzubringen.

Sechshundert Tragtiere, fünfzig Pferde und fünfzig Bewaffnete umfaßt der kleine Heereszug. Über Nacht sind wir zu „Räuberabwehrsammelkarawanenführern“ geworden. Pünktlich bei Sonnenaufgang des festgesetzten Tages rücken die verschiedenen Kolonnen aus und gruppieren sich vor dem Westore Litangs zu je hundert Tiere starken Einzellkarawanen, die sich im Abstände von je fünfhundert Meter langsam in Marsch setzen. Alle verlässlichen Leute: Der Kommandantensohn Batangs, ein hoher Verwaltungsbeamter derselben Siedlung, ein überaus höflicher Mandarin aus der alten Schule und viele andere übernehmen die Führung der Einzellkarawanen. Alle übrigen Kaufleute reiten in der Mitte. Die haben sich phantastisch dick in Pelzmäntel verhüllt, sie tragen gelbe und blaue Schneebrillen unter wollenen Kopfbedeckungen und sehen aus wie eine Kolonne alter Weiber, die dem Nordpol rasch einen Besuch abstatten will. Selbstverständlich sind alle diese „Helden der Steppe“ schwer bewaffnet. An der Seite tragen sie an gelben und blauen Seidenschnüren dicke Mauserpistolen oder alte Karabiner auf dem Rücken.

Wir ſchütteln uns lachend vor inniger Freude und galoppieren, jeden Einzelnen begrüßend, an der etwa zwei bis drei Kilometer langen Linie langſam dahintrottender Jaſs vorbei, um ſelbſt die Spitze zu übernehmen.

Was ſoll ich dieſen Faſtnachtszug noch länger beſchreiben? In Tibet macht man nämlich immer wieder dieſelbe Erfahrung, daß die lieben Räuber wie eine Fata Morgana im Dunſt verſchwinden, je näher man an ihre berücktigten Raubreviere heranrückt. In den Städten und Siedlungen werden immer die tollſten Räubermärchen verzapft, daß ſich einem die Haare ſträuben können. In der Wildnis aber ſieht es zumeiſt ganz anders aus. Viel harmloſer — bis es dann doch ab und zu einmal ſchief gehen kann! Nun ziehen wir in militäriſcher Marſchordnung nach Weſten, ſchlagen allabendlich an geſchützten, leicht zu verteidigenden Punkten unſere Lager auf, in dem die GepäcKBurgen kraalartig und die Lagerfeuer ringförmig einen freien Platz umgeben, der nach außen leicht verteidigt werden kann. Nachdem die Tiere unter ſcharfer Bewachung geweidet haben, werden ſie zur Nachtruhe ſämtlich in den Kreis der Wachfeuer hineingetrieben. Vielleicht haben wir es dieſen ſtreng innegehaltenen Maßnahmen zu verdanken, daß uns „Loſung Dendru“ in Ruhe läßt. Ein Angriff wäre ihm auch ſchlecht bekommen! Wer weiß? Jedenfalls haben wir von der mehrere hundert Kopf ſtarke Hauptbande Loſungs auf dem Gewaltmarſche von Litang nach Batang nichts zu ſehen bekommen. Nur ein paar kleine Überfälle wurden verſucht. Hier ein paar Stichproben aus meinem Tagebuch, die ſchildern ſollen, wie harmlos das berücktigte Räubergebiet in Wirklichkeit für unſere ſchwerbewaffnete Rieſenkarawane geweſen iſt.

Brennende Ungebuld peiſcht unſere Phantaſie. Langſam rücken wir den Zeltlagern der Waſhi-Nomaden, deren Fürſt ermordet worden iſt, näher. Wir ziehen in einem breiten Wannentale dahin, haben unſere Späher zu beiden Seiten vorausgeſchickt und fiebern vor Erwartung, wie uns die wilden Waſhi, die einem vor ſiebzig Jahren abgeſprengten Zweig der nördlich wohnenden Ngoloſkräuber darſtellen, wohl aufnehmen werden. Unſere Taſchen ſind mit Patronen voll gefüllt und wir fühlen uns mächtig. Kilometerweit iſt der Talboden aufgebrochen, Trichter reiht ſich an Trichter, als ob wir über ein altes Schlachtfeld zögen. Hier haben die Waſhi nach dem gelben Metall gewühlt. Tauſende dieſer granattrichterartigen Gruben haben die Goldſucher zurückgeſaſſen. Man erzählt ſich von dieſen Tibetern,



Der Jung-ben-la (Raufmannspass) bei Batang



Tibetischer Pferdejunge



„Morgengruß“
eines Karawanentreibers

daß sie nur die kleinen Goldstückchen einsammeln, aber die großen Klumpen liegen lassen, weil sie dem Aberglauben frönen, daß die großen Brocken des gelben Metalls dessen treibende Wurzeln darstellen, die immer weiter wachsen und den Goldbestand vermehren. Zu unserem größten Leidwesen aber finden wir diesen sinnigen Glauben nicht ein einziges Mal bestätigt, solange wir auch an den Flußufern nach den großen Goldklumpen suchen! Ich schätze, die Washis haben auch schon etwas gelernt! Zwischen den einzelnen Goldfeldern, wo der grane Steppenboden seine unveränderte Gestalt beibehalten hat, weiden schwarze Daks und an den Hängen tauchen große Herden weißer Schafe und kleine Nomadensiedlungen auf. Das sind schon Washis. Umwittert von dem scharfen Geruch des trockenen Dakdunkes, der vor den Zelten in hohen Stapeln aufgeschichtet oder in handgeformten Fladen zum Trocknen ausgelegt ist, erscheinen die Lager wie ausgestorben. Hin und wieder steht ein Webstock vor den Zelten, von denen die verängstigten Weiber bei unserem grimmigen Unblick in die schwarzen Zelte flüchten. Manche Frauen sind neben den üblichen Dreckkrusten über und über mit chinesischen Silbermünzen geschmückt, die bei jeder Bewegung klirren und klappern. Von Männern aber ist keine Spur zu sehen.

Das ist verdächtig! Entweder haben sie sich alle zusammengetrottel, um uns nach beliebiger Methode aus dem Hinterhalt ein paar blaue Bohnen herüberzusenden, oder, was wahrscheinlicher dünkt, alle wehrfähigen Mannen befinden sich auf dem Kriegspfad gegen die Schiangshien, um Blutrache für ihr erschlagenes Stammesoberhaupt zu nehmen. Wie dem auch sei, wir sind auf unserer Hut, lassen äußerste Vorsicht walten und schlagen deshalb schon am frühen Nachmittage das wohlgesicherte Sammlager auf, um den ausersehenen Wachtmannschaften noch etwas Ruhe und Erholung zu gönnen. Gegen acht Uhr ist es schon still geworden, gläsern schimmert der Mond über dem einsamen Steppenlager. So verrinnen die ängstlichen Stunden der Nacht.

Stockfinster ist es noch, da wir uns am anderen Morgen den Schlaf aus den müden Augen reiben. Heute wollen wir eine gute Wegstrecke bewältigen, um am Abend das Hauptlager der Washi erreichen zu können. In der Morgenkälte ziehen wir los. Wang begeht als erste Todsünde des Tages eine Kirchenschändung, indem er mir von einem heiligen Manihaufen zwei wunderschön bemalte Steine „besorgt“, deren einer den Gott der Liebe, den „Messias“

des Lamaismus darſtellt, während der andere die allwiſſende Göttin der Barmherzigkeit ſymboliſiert. Während ich in nächſter Nähe einen donnernden Schuß abgebe, mit der Abſicht, die Aufmerkſamkeit der Karawanentibeter auf mich zu lenken, ſpringt Wang raſch zu und führt den Raub in alterprobter Weiſe mit geradezu klaſſiſcher Gewandtheit aus. Als ob nichts geſchehen wäre, reiten wir ſodann, den einsamen Hochtälern folgend, der Karawane voraus. So großzügig ſich dieſe kahle Fels- und Steppenlandschaft auch heute wieder unſeren Blicken auftut, ſo wenig intereſſant und einförmig iſt ſie doch zoologiſch, da weder an Großtieren noch an Kleinvögeln irgend etwas Neues oder gänzlich Unbekanntes zu erwarten iſt. Die geſichteten Arten ſtellen ſich alle als mehr oder weniger häufig heraus und befinden ſich längſt in großen Serien in unſerer Sammlung. Die Gänſefäger auf dem Fluß und die gewaltigen Lämmergeier, die mit klafternden Schwingen das Tal nach Maſ ſuchend überqueren, ſind ſo gemein, daß ſie mich ſchon beinahe zu langweilen beginnen. So reite ich, in Gedanken verſunken, aber doch wachſam ſuchenden Auges, in den blauen Morgen hinein, bis es Mittag wird und das ſchluchtartig verengte Tal ſich plötzlich weitet und immer größere Dimensionen annimmt, bis ſich eine gewaltige Ebene vor uns ausdehnt: die Ebene der Waſhi.

Nicht Tauſende, ſondern Zehntauſende von Daſs überſäen dieſe rieſige Fläche mit ſchwarzen Punkten. Einige der Bullen, denen wir zu nahe kommen, ſind aufdringlich und angriffsluſtig genug, um uns mit wutblaſenden Nüſtern anzunehmen. Die Hörner tief geſenkt, jagen ſie hinter meiner verängſtigten Hündin her und bringen ſie in wirkliche Gefahr, ſo daß ich mehr als einmal gezwungen werde, einen Schreckſchuß abzugeben. Ein großes Geſchwader von Gänſe- und Lämmergeiern umkreiſt einen verendeten Daſ, doch wagen es die gefräßigen Räuber noch nicht, ſich auf dem Kadaver niederzulaffen, bis wir vorübergeritten ſind. Ohne dem Maſ weitere Aufmerkſamkeit zu widmen, will ich ſchon achtlos weiterziehen, da erblicke ich einen „weißen Raben“, mit ſchneeweiß leuchtenden Schwungfedern. Bei anderen Gelegenheiten war es immer ein leichtes geweſen, irgendeinen ganz beſtimmten Raben zu erbeuten, aber dieſer Weiße ſcheint doch genau zu wiſſen, daß ich es auf ihn abgeſehen habe. Daher koſtet es eine halbe Stunde ſaurer Pirschkunſt, bis es endlich gelingt, den Hudebein zu überliſten und ihn mit raſch hingeworfenem Schnappſchuß im Abſtreichen aus der Luft zu holen.

Dicht an dicht reihen sich die fünfhundert Zelte des Washifürstenlagers in der flachen Ebene. Frech, wie wir nun einmal sein müssen, nehmen wir nun Richtung genau auf die düstere Zeltstadt, werden von den rasenden, sich wie wild gebärdenden Hunden angefallen und von vielen Augen mehr als mißtrauisch bemustert, parieren aber erst vor dem allergrößten der dunklen Zelte unsere Pferde durch, während das Heer der uns anvertrauten Daks, wie eine schwarze Dampfwalze, grunzend hinter uns herannahet. Der Eindruck, den wir nun machen, hat seine Wirkung nicht verfehlt. Sofort springen dienstbeflissene Lamas aus den Zelten hervor, helfen uns huldvollst aus den Sätteln und führen unsere Pferde zur Weide. Dann empfängt uns die Witwe des erschlagenen Fürsten, eine energische, aber bildschöne Tibeterin, von aristokratischem Aussehen. Sie mag etwa vierzig Jahre alt sein. Die Washifürstin und ihre beiden Töchter tragen schweres, goldenes Haargeschmeide, das sich im letzten Schein der versinkenden Sonne als Umrahmung der feingeschnittenen Gesichter geradezu magisch annimmt. Nachdem uns die hohe Gastgeberin mit Tsamba, Butter und getrocknetem Käse reichlich beschenkt hat, wird uns sogar die Ehre zuteil, in ihrem eigenen Zelte eine Tasse Buttermilch die dürstenden Kehlen hinunterspülen zu dürfen. Dann erfahren wir aus der Fürstin eigenem Munde, daß sie nach dem Ableben ihres Mannes die Herrschaft über die Zelte allein übernommen habe, während ihrem Sohne lediglich die Sicherung nach außen und der Befehl über die dreihundert Gewehrträger ihres Stammes zuerteilt sei. Da sie sich in Trauer befände, dulde sie keine Männer um sich, nur keusche Lamas beteten für den Geist und die baldige Wiedergeburt ihres verstorbenen Gemahls, den die Götter so früh zu sich gerufen hätten. Deshalb dürfe sich auch ihr Sohn nicht in ihrer Nähe aufhalten. Er befehle die Soldaten und lagere augenblicklich eine Tagesreise westlich von hier. Wir hätten die Pflicht, ihn aufzusuchen, wenn wir nicht Gefahr laufen wollten, seine Feindschaft heraufzubeschwören. Während der gedämpften Unterhaltung mit der Washikönigin dröhnen draußen aus dem Lamazelt die Trommeln und die Tuben heulen eine schwermütige Musik über die dämmernde Hochsteppe. Stündlich wird ein Bittgottesdienst für den Geist und die unsterbliche Seele des ermordeten Stammeshauptes abgehalten.

Es ist längst still geworden in unserem Lager, aber immer noch tönt die dumpfe Schauermusik im monotonen Rhythmus herüber und singt uns das ergreifende Wiegenlied der einsamen Steppe.

Am nächsten Morgen erlaubt uns die Fürstin einen Rasttag im Trauerlager der Washifrauen einzulegen. Ja, sie bittet sogar darum. Eigentümlich! Anscheinend sind wir härtigen Europäer diesen Vollblutweibern nicht einmal männlich genug!

Jubelnd stimmen unsere Tibeter ein. Nachdem die Pferde und die Daks auf die Weide getrieben sind, verschwindet einer nach dem anderen, so daß sich die gesamte Mannschaft in wenigen Augenblicken verkrümmelt hat. Zuerst hat das ganze Manöver den Anschein, als ob hier großherzige Männer von dem brennenden Wunsche beseelt seien, den leidenden Heldinnen des Washistammes ihre aufrichtigen Beileidsbesuche abzustatten. Nachträglich aber müssen wir feststellen, daß hier zwingendere Notwendigkeiten vorliegen, die eine mehr praktische Bewandnis in sich tragen. Es ist das althergebrachte „Recht der gastlichen Freiliebe“, wie es der Völkerkundler nennt, das bei vielen zentralasiatischen Nomadenstämmen ausgeübt wird. Unsere „ausgehungerten“ Tibeter dürfen es nun in vollen Zügen genießen, da sich alle Washimänner seit Wochen auf Kriegszug befinden. Nur unsere Jäger können nicht „Hecht im Karpfenteich“ spielen und setzen daher saure Leidensmienen auf, weil sie mit uns auf Pirsch ziehen müssen. Arme Kerls!

Gerade habe ich zwei scheue Schwarzhalskraniche (*Grus nigricollis*) auf Schußweite angepirscht und suche behutsam nach einer Moorbülte, um die Büchse auflegen zu können, da tauchen die Daks der Fürstenfamilie auf, die über Nacht in Zeltnähe an ihren Nasenringen gefesselt waren, um nicht nur Milch, sondern auch Brennmaterial zu spenden, und schieben sich böswillig, wie es eben nur die Daks sein können, zwischen Jäger und Wild, so daß sich die herrlichen Vögel mit wartenden Trompetensignalen in die Luft erheben und eilig davonrudern. Raum ist der Ärger runtergeschluckt, da gewahre ich, wie ein auffallend heller Lämmergeier direkt auf uns zustreicht. Nicht allzu hoch gleitet der Raubvogel dahin, daß ich einen Schuß auf den herrlichen Altvogel wagen kann. Ich halte einen halben Meter vor dem gelben leuchtenden Kopf, und lasse fliegen. Wang sowohl als ich hören die Schrote mit lautem Klatschen auf den harten Panzer des Brustgefieders aufschlagen, aber der gewaltige Segler zeichnet überhaupt nicht, sondern gleitet mit rasender Geschwindigkeit davon. Nach etwa fünfhundert Meter aber beginnt sich seine Flugbahn zu senken, tiefer und tiefer geht er zur Erde herab. Mit dem achtfachen Glas kann

ich gerade noch erkennen, wie er sich auf etwa zwei Kilometer Entfernung niederläßt und beim Aufblocken nach vorn überkippt. Nach langer Nachsuche endlich erreichen wir die Stelle und finden den kapitalen Lämmergeier schon längst verendet. Später bei der Sektion stelle ich fest, daß der zähe Vogel von Schrotten völlig durchlöchert ist.

Als nächstes reizen mich wieder die Kraniche. Beim Anpirschen versacken wir bis über die Knie im Sumpf und müssen einen langen Umweg machen, bis es endlich gelingt, durch eine Schotterwelle gut gedeckt, bis auf einhundertsiebzig Meter heranzukommen. Vorsichtig schiebe ich die gestochene Büchse vor, nehme dem stärksten Vogel das Maß, dann klatst die Kugel. Eine Wolke von Federn zeigt den Sitz des Projektils an, aber der Kranich tut sich auf und streicht mit hängenden Ständern ganz niedrig noch etwa zweihundert Meter ab, ehe er verendet ins Moorgras sinkt. Jetzt erst sehe ich, daß auch Dolan, der plötzlich aus den Moorhaupen auftaucht und selbst Duncan, von einer dritten Seite, denselben Kranich angepirscht hatten. Ein eigentümlicher Zufall in dieser riesigen Ebene, der für Wang noch den Vorteil bringt, daß er nicht durch den Sumpf zu waten braucht, weil Dolans Jäger den schweren Kranich einholt, um ihn zum Lager zu tragen, wo er gleich präpariert werden soll.

Dolan und ich suchen nun gemeinsam die trockenen Steppenhügel nach Hasen ab, die uns eine wirklich reizende Jagd verschaffen. Wie die geölten Blitze gehen die Krummen hoch und trachten stets die Marmeltiereinfahrten zu erreichen, um in diesen, ganz gegen die Gewohnheiten des europäischen Hasen, unterzutauchen. Da heißt es rasch schießen. Jeden Augenblick geht ein Hase hoch und schlägt vorschriftsmäßig Rad. Auf diese Weise erlegen wir in knapp einer Viertelstunde unsere zehn schweren Alpenhasen und kommen am späten Nachmittage, schwer mit Beute beladen, aber vom üblichen Hagelsturm gründlich durchpeitscht und bis auf die Haut durchnäßt, im Lager an.

Zum Abend hat der Koch einen Festschmaus vorbereitet, zu dem wir die Fürstin bitten wollen, denn wir haben uns erlaubt, als ganz besondere Delikatesse eine Büchse Gardinen zu öffnen. Sobald die hohe Tibeterin jedoch erfährt, daß wir ihr diese Fische anbieten wollen, bricht sie in einen Schrei des Entsetzens aus und straft uns mit abgrundtiefer Verachtung. So etwas von Barbarentum schien ihr doch noch nicht vorgekommen zu sein. Nichtsdestoweniger lassen wir uns das leckere Mahl nicht verderben und trachten nicht eher eine Erklärung für das merkwürdige Verhalten der Fürstin zu finden, bis

der letzte Tropfen besten Olivenöls aus der Büchse geleckt ist. Ja, die Fische zählen zu den heiligsten Tieren Tibets. Alle Tibeter halten es für eine große Sünde, Fische zu töten und erachten es als frevelhaften Kannibalismus, ihr Fleisch zu genießen. Der Grund dafür ist, daß die Leichen der Frauen, Kinder und Bettler in den Flüssen versenkt werden und den Fischen als Nahrung dienen sollen. Warum sollten auch sonst die Fische von Götterhand mit Stummheit geschlagen sein? Natürlich nur, damit sie sich nicht über den Genuß von Menschenfleisch unterhalten können! Ein Tibeter, der sich erköhnen würde, einen Fisch zu essen, würde von seinen Stammesgenossen als Menschenfresser ausgestoßen und verdammt werden.

Dabei scheinen diese Söhne der Wildnis gänzlich vergessen zu haben, daß ihre Vorfahren regelmäßig zeremoniellen Kannibalismus geübt haben, ehe sich der Buddhismus im siebenten nachchristlichen Jahrhundert das Dach der Erde eroberte.

Anscheinend ist es den Washi westlich von Litang heute auch nicht mehr bekannt, daß im Lande der Njarong noch bis 1910 alljährlich ein Knäblein geopfert wurde. Die Götter verlangten es angeblich, weil ein kleiner, kaum zehnjähriger Junge einmal seinen Kopf spielerisch in ein Kanonenrohr gesteckt und nicht wieder herausbekommen hatte. Durch den wunderlichen Vorfall verwirrt, hatten sich die Njarongtibeter in Lhasa Aufklärung erbeten, worauf ihnen beschieden wurde, das Menschenopfer regelmäßig darzubringen.

Heilig sind den Tibetern die Kestgänse (*Casarca ferruginea*), die als Inkarnation von Lamas angesehen werden, ferner alle Wildenten, Kraniche und alle anderen Wasservögel, die sich vegetabilisch ernähren. Sie begrüßen es aber freudig, wenn man Gänsefäger und Kormorane abschießt, da ihnen diese Tauchvögel als Feinde der heiligen Schuppentiere bekannt sind. Oft geraten die Karawanentreiber außer sich vor Wut, wenn man es wagt, Fische aus einem Fluß zu fangen, der noch im Verlaufe der Reise überquert werden soll. Sie glauben nämlich, daß die im Wasser zurückgebliebenen Geister der Fische den Fluß hoch über seine Ufer treten lassen und seine Überquerung oder Durchsurtung unmöglich machen. Wenn sich die Gelegenheit dazu bietet und sie es wagen können, dann nehmen die Tibeter regelmäßig den Chinesen die gefangenen Fische ab und setzen sie wieder in ihr feuchtes Element zurück, um Unheil zu verhüten.

Ein eisig kalter Wind weht im Morgendämmer von den schneegumgrenzten Hochgipfeln auf die Ebene herab, da wir vom viertausend-

einhundert Meter hoch gelegenen Weiberlager der Washi aufbrechen. Trotz des gestrigen „Gardinenkandals“ werden wir bis zur letzten Minute mit größter Hochachtung behandelt. Die schöne Fürstin gibt uns selbst noch ein gut Stück das Geleit, ehe wir unseren Säulen die Schenkel an den Leib drücken und losgaloppieren. Da zwischen den beiden Lagern der Washi kein Räuberüberfall eines anderen Stammes zu erwarten ist, lassen wir unsere Riesenkarawane ganz unbesorgt zurück, in der Absicht, möglichst frühzeitig am Männerlager der Washi anzukommen, um noch über den Weitermarsch nach Batang verhandeln zu können. Wir reiten etwa fünf bis sechs Stunden ohne Unterbrechung im schlankeu Trabe, bis endlich die schneeweißen, gebetsflaggenumwehten Zelte des kriegsmäßig angelegten Männerlagers vor uns aufleuchten. Erst hier wird eine kurze Rast eingelegt, die Pistolen schußfertig in die Rocktaschen verstaut und den Dienern genaue Anweisung gegeben, wie sie sich zu verhalten haben, um dem Washifürsten einen möglichst schneidigen Eindruck zu übermitteln. Diese Außerlichkeiten spielen ja in Ostasien immer die wichtigste Rolle. Eine halbe Stunde später galoppieren wir in Reih und Glied im Fürstenlager ein.

Hier weht allerdings ein anderer Wind als bei den Frauen. Ein bei weitem rauherer, ja feindlicher und kriegerischer Ton herrscht vor. Zwar werden die wilden Nomadenhunde mit Steinschleudern davon-gejagt, aber sonst ist der Empfang kühl und frostig. Die wilden Washis legen Steine in die Lederschlingen ihrer meterlangen Wurf-schleudern und wirbeln sie einige Male blizschnell im Kreise herum. Dann fliegt der Stein mit erstaunlicher Sicherheit den Röstern entgegen und zwingt sie jaulend zum Rückzug. Etwa zwanzig riesenhafte Lämmergeier umkreisen das Lager. Einige der herrlichen Raubvögel sitzen sogar mit vielen Kolkraben vermischt in nächster Nähe der Zelte, als seien sie die Kriegsboten des Washifürsten. Noch ehe wir recht zum Handeln gekommen sind, stürzt eine Bande von etwa siebzig waffenfähigen Washimännern aus den Zelten. Sie umschwärmen uns wie ein drohender Bienenschwarm und bilden einen immer enger werdenden Kreis um uns. Phantastisch schauen diese Kraftstrogenden Kerle aus in ihrem Kriegsschmuck mit den wehenden Fuchspelzmützen, von denen die Lanten bis auf die Schultern herabhängen. Entschlossen springen wir alle von den Pferden, die unsere Diener diesmal selbst halten müssen, und folgen einem pelzverbrämten Edelmann, der ohne unsere Begrüßung zu erwidern, den Weg zum Fürstenzelte einschlägt.

Wir stellen unsere entladenen Gewehre am Zelteingang ab, da es schlechte Sitte ist, mit sichtbarer Bewaffnung einen „Freundschaftsbesuch“ abzustatten. Dann werden wallende Vorhänge zurückgeschlagen, und wir treten ein. Der Fürst ist ein finster und brutal aussehender, recht junger Mann von etwa fünfundzwanzig bis dreißig Jahren. Unsere höflichen Verbeugungen erwidert der underschämte Lummel überhaupt nicht. Er hält es auch nicht einmal für nötig, uns den landesüblichen Tee servieren zu lassen, sondern mustert uns mit ebenso hochmütigem wie grimmigem Gesichtsausdruck. Er sitzt mit untergeschlagenen Beinen in Andachtsstellung auf seinem mit Leopardenfell ausgeschlagenen Thron, ohne ein Wort zu sagen. Ein wahrhaft unheimlicher Geselle, vor dem wir auf der Hut sein müssen. Gewehre, Pistolen, Schwerter und auch eine europäische Weckuhr hat er vor sich aufbauen lassen, alles Dinge, mit denen der eingebildete Junge uns Respekt einflößen will!

Nachdem wir uns lachend jeder eine Zigarette angesteckt haben, ohne auch unsererseits den Herrn Fürsten zu beachten, ziehe ich meine Kamera heraus, um den hohen Herrn rasch zu photographieren. Im selben Augenblick springt einer der Washis aus dem Hinterhalte hervor, um mir die Leica aus der Hand zu schlagen. Wang jedoch kommt ihm mit einer wohlgezielten Handbewegung zuvor, so daß ich ungestört die Aufnahme machen kann. Nun beginnen wir unsere Anliegen vorzubringen und erkundigen uns kühl aber höflich nach dem Zustand des Weges, den Chiangshienräubern und nach den Wünschen des Fürsten. Der aber hüllt sich in finsternes Schweigen und sagt kein Wort. Alle unser Fragen bleiben unbeantwortet! Hinterher läßt er uns mitteilen, daß es sein Wunsch sei, unsere beiden deutschen Doggen zu besitzen. Doch dieser Wunsch des hohen Herrn bleibt unerfüllt. Nachdem wir etwa zehn Minuten die unangenehme Gesellschaft genossen haben, fängt der Altkönig an, uns maßlos zu langweilen. Wir verlassen das ungastliche Zelt, sehen den Rowdy gar nicht mehr an und gehen ohne zu grüßen hinaus. Da der Fürst uns dann noch sagen läßt, daß wir in seinem Territorium keinen Schuß abgeben dürfen, hat unsere ohnehin schon maßlose Wut keine Grenzen. Frech greifen wir zu unseren Kameras und treiben die ganze Horde wilder Washis mit diesen Zauberinstrumenten in ihre Zelte zurück. Sobald wir uns auf die Pferde geschwungen haben, kommen alle Washis in ohnmächtiger Wut wieder zum Vorschein. Sie halten ratternd wirbelnde Holzklappern in den Fäusten, um die bösen

Dämonen der weißen Teufel zu verschrecken. Am liebsten hätte ich das ganze Lager in die Luft gesprengt. An überfall sicherem Ort schlagen wir Lager und stellen die ganze Nacht Wachen aus. Die feigen Washis wagen es nicht, einen ihrer beliebten Nachtangriffe zu unternehmen.

Wir haben kein Wildbret mehr für unsere Karawanenleute, die täglich zwanzig bis dreißig Pfund Fleisch vertilgen können, und sind uns darüber im Klaren, daß das Schußverbot des eigenwilligen Tibetersfürsten gebrochen werden muß, um Fleisch zu bekommen, und um unsere Mannschaft in guter Stimmung zu erhalten. Hier gilt es von zwei Übeln das kleinere zu wählen.

Rasch werden am nächsten Tag die Jagdpferde gesattelt und die Patronengurte umgeschnallt, während die Gegend um das Lager von unseren eigenen Spähern mit Feldstechern nach den feindlichen Überwachungstruppen abgesucht wird. „Alles klar, kein Mann in Sicht!“ „Auf die Pferde!“ Schon galoppieren wir in den grauen Dunst des weitwallenden Steppengeländes hinaus. Solange wir nicht hinter den Uferböschungen untertauchen können, geht's mit pfeifenden Lungen wie der Sturmwind dahin. Dann lassen wir die Pferde zur Tränke, durchreiten den Fluß und erblicken bald, über eine Hügelkette spähend, Hunderte von winzigen kleinen Pünktchen, die in Scharen über die brettflache Ebene verteilt sind. Schon auf ein bis eineinhalb Kilometer Entfernung setzen sich die nächsten Gazellen (*Gacella picticaudata*) in Trab und reißen die andern mit, so daß wir nach kurzem, aber wohlüberlegtem Ritt feststellen können, daß wir ein einziges riesiges Gazellenrudel vor uns hertreiben. Die eleganten Tiere setzen mit unwahrscheinlich langen Fluchten dahin, als ob sie ihre erstaunliche Gelenkigkeit vor dem großen Rennen noch einmal ausprobieren wollten. Dann wieder stehen sie für Augenblicke ruhig, um ihre hartnäckigen Verfolger anzuzäugen. Wir wollen das Gazellenrudel so dicht wie irgend möglich an die nahen Bergketten herandrücken, um dann mit einem plötzlichen Angriff das Rudel zu sprengen, so daß wenigstens ein Teil der Tiere in die Berge hineinflüchtet, wo wir sie in guter Deckung anspiessen könnten. Der Schlachtplan läßt sich durchführen. Während halbkreisförmig zu beiden Seiten die gewisigsten Gazellen in die unübersehbare Ebene zurückflüchten, verschwinden zu unserer Freude mehrere Rudel in den Bergen. Nun kann die eigentliche Jagd beginnen.

Magere Himalajageier hocken mit eingezogenen Hälsen auf den wenigen nackten Kalkfelsen, die aus den steilen Grassalden hervor-

ſchauen. Fette Murmeltiere pfeifen ſchrill auf und wälzen ſich in hoppelndem Galopp in ihre Höhlen, bis ihre dicken Köpfe neugierig äugend wieder zum Vorſchein kommen. Auf den feuchten Nordſeiten der gewaltigen Hügelfämme dehnen ſich meilenweite Zwergrhododendrenſflächen, die uns willkommenene Deckung bieten, ſo daß wir an Höhe gewinnen können. In der Nähe des Kammes reiten wir langſamer und parieren alle Augenblicke die Pferde durch, um mit den Gläſern Ausſchau zu halten. Dann erſcheinen die erſten Gazellen. Allem Anſchein nach ſind es zwei ſtarke Böcke, die nun im fördernden Trott von den gegenüberliegenden Graſhängen gegen den Wind an uns vorüberziehen wollen. Ich habe gute Hoffnung, daß unſere verräteriſche Witterung über ſie hinwegziehen wird, und krieche ſofort näher heran. Wider Erwarten bekommen die Böcke Wind, ſchlagen einen Haken und ziehen davon. Wir laſſen ſie erſt hinter der nächſten Bodenwelle untertauchen und warten auch noch, bis die wippenden weißen Spiegel verſchwunden ſind. Dann iſt's an der Zeit zu handeln.

Ich ſchwinde mich aufs Pferd, gebe Sporen und galoppiere los, daß mir die Rhododendrenſeigen um die Ohren fliegen. Kurz vor dem Bodenaufwurf, hinter dem das Wild entſchwand, ſpringe ich wieder vom Pferd und krieche langſam nach. Aber da ſehe ich abermals nur den Spiegel des vermeintlich letzten Bockes über der nächſten Anhöhe aus dem Schußfeld entſchwinden. Wutſchnaubend will ich gerade die weitere Verfolgung aufnehmen, da muß ich gleich wieder auf den Boden zurück, denn kaum hundert Gänge vor mir ſpringt plötzlich der zweite Bock aus einem Graben auf und jagt, von der frühen Morgenſonne hell beſchienen, hangauf. Längſt ſchwimmt er im Zielfernrohr, durch das ich jede Bewegung verfolge. Endlich zeigt er die Breitſeite, ich ſteche ein und warte bis der Bock einen kurzen Augenblick verhoſt, dann reiße ich Finken. Weiter flüchtet das Wild ohne die geringſte Spur eines Zeichens. Aber doch! Jetzt fängt der Bock plötzlich an kürzer zu werden, nun ſchlägt er Haken, um in verzweifelteſten Fluchten nach unten zu ſetzen. Und dann zeigt er weiß und überrollt ſich wie ein Haſe, — bleibt liegen. Zufrieden ſetze ich mich nieder, bis der Jäger mit den dampfenden Gäulen erſcheint. Noch ehe wir zum Anſchuß gehen, tauchen plötzlich weitere zwanzig Gazellen vor uns auf. In raſender Fahrt ſtürmen ſie hangauf. Wir ſinken lautlos zuſammen. Dann rutsche ich einige Meter nach vorn, bis ich einen Stein finde, auf den ich die Büchſe bei dem weiten Schuß auf-

legen kann. Im starken Zielfernrohr lasse ich das ganze Rudel vorbeiziehen, bis das Jadenkreuz auf den letzten, dem stärksten der Böcke, zitternd hängen bleibt. Ein lauter Pfiff! Das ganze Rudel steht und sichert in gespannter Haltung herüber. Ich gehe, wie dies bei weiten Schüssen am ratsamsten ist, um die miserablen Lauffschüsse zu vermeiden, mitten in den Rücken hinein, halte Oberkante und schon pfeift die Kugel hinüber. Nun poltert das Rudel in irrer Hast durcheinander, so daß ich den beschossenen Bock für Bruchteile von Sekunden aus dem Gesichtsfeld verliere. Wieder auftauchend sehe ich ihn in der entgegengesetzten Richtung des davonschiebenden Rudels hangab flüchten, wo er sich niedertut und noch in derselben Minute verendet. Nun erst kann ich mich dem ersterlegten Bocke widmen. Das ist ein ganz kapitaler Bursche mit zierlichem, nach hinten geschwungenem, über dreißig Zentimeter langem Gehörn. Auch beim zweiten Bocke werde ich angenehm überrascht. Auf die weite Entfernung hatte er schwächer gewirkt, und nun kann ich freudestrahlend feststellen, daß er dem ersten an Stärke des Gehörns wie an Wildbretgewicht kaum nachsteht. In einigen Minuten ist die blutige Arbeit des Aufbrechens mit wenigen sachkundigen Schnitten getan. Die Böcke werden an allen vier Läufen zusammengeschnürt und an den Sätteln festgebunden. Dann springen wir wieder auf und jagen in einem einzigen Galopp dem Lager entgegen.

Wie ein Segel schlägt der kalte Wind das Zeltdach in der nächtlichen Hochlandbrise hin und her. Wir sitzen im flackernden Schein einer Talgkerze. Sie spendet genügend Licht, damit wir die Tagesausbeute von fünfzehn Vögeln präparieren können.

Draußen übergleißt der silberne Mond die riesige Steppenebene. Rundum bellen die Mastiffs ihren dumpfen Nachtgesang. Aus manchem Nomadenzelte klingen noch inbrünstige Gebete frommer Lamapriester. Das Lagerbächlein flackert und glänzt wie eine Ader flüssigen Goldes, die leise murmelnd über das Dach der Erde fließt.

Trotz aller guten Erfolge des Tages hat sich unser eine schwüle und gereizte Stimmung bemächtigt. Stumm haben wir auch unser gemeinsames Abendmahl eingenommen. Es hat nicht geschmeckt. Jeder ist abgeschlossen und in sich gekehrt. Die wenigen Worte, die gewechselt werden, klingen heiser und verbittert. Später rollen wir uns in die Schlafsäcke, die zu ebener Erde ausgebreitet liegen. —

Die Ruhe der Nacht brachte uns den inneren Ausgleich nicht. Um ganz ehrlich zu ſein: Jeder hängt dem anderen zum Halſe heraus. Aber wir kennen uns gut und wiſſen um den zerſtörenden Einfluß der Wildnis, die den Charakter der Menſchen ſo zeigt wie er wirklich iſt, ungeſchminkt und unverblümt.

Schwer laſtet die gewaltige Einſamkeit. Ich will meinen trübſeligen Gedanken ganz allein nachhängen. Wang ſchicke ich über die Steppe, damit er nach Gazellen ausſchauen ſoll. Nur meine Ruhe möchte ich haben. So kann man am beſten über ſein Forſcherloſ nachdenken und ſich nach dem ſehnen, was doch nicht iſt und nimmer ſein kann, hier draußen. Dieſe Niedergeslagenheit überfällt uns in der Ureinſamkeit weit öfter, als uns lieb iſt. Sie kommt ſchnell und unerwartet, wie der Sturm über dem heiteren Himmel. Die Sehnsucht nach andern Menſchen liegt in ihr begründet, und man verflucht die Stunde, wo man die Zivilisation zerſchlug. Solche Stimmungen können leicht in eine Art Wildniſskoller, in einen unfruchtbaren Haß gegen die Kameraden ausarten. Das ſind die böſen Geiſter, die faſt alle Expeditionen, die in völlige Wildnis führen, ſcheitern laſſen und um alle Erfolge bringen. —

Ich habe mich heimlich aus dem Staube gemacht, um den Wahnsinn loszuwerden und meine Nüſſen mit mir ſelbſt abzumachen. Keiner der Kameraden darf ahnen, was in mir vorgeht. Die Ziele, die Aufgaben ſind groß, nur Kameradſchaft muß noch höher ſtehen, aber von der hängt alles ab. Sinnend liege ich lange im grauen Steppengras, da ſtampft mein Gaul plötzlich auf, bläht die Nüſtern und wendet ſich um. Wang kommt. Lebhaft geſtikulierend berichtet er in atemloſer Spannung, daß er ein ganzes Rudel Gazellen geſichtet habe. Ich will den treuen Jäger nicht enttäuſchen, obwohl mir der Sinn nicht nach Jagen ſteht. Viel zu unvorsichtig beim Anpiſchen des Rudels, krieche ich gegen meine ſonſtige Gewohnheit die letzten hundert Meter nicht auf dem Bauche. Da haben mich die Gazellen ſchon auf vierhundert Meter eräugt und ſichern mich an, die weißen Stirnſtellen, die im Winterhaar ſo deutlich hervorſtechen, alle auf mich gerichtet. Dann jagen die Tiere in fliegenden Fluchten in die Weite, bis ſie noch einmal verhoffen und meine Kugel irgendwo in den Boden klatſcht. Der Fehlschuß ärgert mich. Ich ziehe nun weiter in die Steppe hinaus und laſſe Wang mit den gekoppelten Pferden zurück. Meine Augen ſind in die Ferne gerichtet. Ich ſchlafwandle über die endloſen Weiten

und verpirsche mir alles Wild, bis endlich doch ein dunkler Punkt am sonnenbeschienenen Hang erscheint. Das Glas zeigt mir einen dunklen Lämmergeier, einen, wie wir ihn für die Sammlung noch benötigen.

Nun ist die alte Jagdleidenschaft wieder erwacht. Die Pirsch ist schwierig, aber sie gelingt. Auf einhundertfünfzig Meter bekommt der mächtige Vogel eine Vollmantel, so gut, daß er die Schwingen nicht mehr breiten kann und leblos in sich zusammensinkt. Im Nu bin ich bei der Beute und beginne sie nach einer Weile zu balgen. Da huscht ein riesiger Schatten über mich hin, ich greife zur Büchse und ziehe in den azurblauen Himmel, wo mit weitflasternden Schwingen ein goldgelber Lämmergeier wie der Sturmwind dahinbraust. Das Fadenkreuz schwingt rasch vor den Kopf des Räubers. Der Rückschlag haut mir einen kräftigen Backenstreich, aber der mächtige Flieger stürzt vor meine Füße. Nun habe ich zwei Lämmergeier in der brennenden Sonne zu balgen.

Immer, wenn ich mich unermutet aus der gebeugten Haltung erhebe, beginnt mir die Erde vor den Augen zu schwanke, eine Art Schwindelanfall von ohnmächtiger Übelkeit begleitet, droht mich umzuwerfen. Der Blick auf den Höhenmesser sagt alles: Viertausendfünfhundert Meter, das sind die einzigen Symptome der Bergkrankheit, wie sie sich während der Expedition bei mir zeigten.

Nach getaner Arbeit pirsche ich weiter hangaufwärts, bis der nackte Hals eines Himalajageiers über dem Graskamm erscheint. Langsam sinke ich zusammen, kriech auf dem Bauch bis zu einer Murmeltiereinfahrt, wo das aufgeworfene Erdröck eine gute Auflage bietet und richte das schwarze Fadenkreuz auf die Stelle, wo das Silbergrau des dicken Halses mit dem Goldgrau der Steppe zusammenfließt. Sich überschlagend, verendet der Riesenvogel im Schuß. Er wiegt über zwanzig Pfund, die Flügelspanne dieses fliegenden Ungetüms beträgt annähernd drei Meter. Während ich nun den riesigen Nussvogel, der uns für die Sammlung sehr willkommen ist, abbalge, geschieht eine merkwürdige Wiederholung. Ohne Flügelschlag kommt ein fast weißer, uralter Himalajageier, wie ein fliegender Drache mit gefährlich krummem Schnabel vorübergebraust. Gerade werfe ich den Körper des gebalgten Artgenossen in die Tiefe, da, vom Anblick des roten Fleisches angelockt, legt sich der Geier augenblicklich in die Kurve, um noch einmal vorüberzugleiten. Die rasch geworfene Kugel erfaßt ihn. Der Kopf des Räubers sinkt nach unten, der Flug-

winkel zur Erde wird ſteiler, doch die koloffalen Tragflächen bleiben gebreitet, bis der tote Geier mit hohlem Aufſchlag auf den Boden kracht. —

Die beiden Fluſſchüſſe mit der Kugel haben mich wieder auf geſunde Gedanken gebracht. Freudig trabend geht's zum Lager zurück, wo es bald gelingt, die grimmige Eismwand zu brechen. In herzlichſter Aufwallung blicken wir alle wieder hoffnungsſtrunken in die blaue Ferne, die uns noch ſo viel Schönes offenbaren wird.

Eine denkwürdige Gazellenjagd, die ich in dieſen Steppen erleben durfte, wird mir auch für immer unvergeßlich bleiben. Die wiſſenſchaftliche Sammlung iſt ſchon vollſtändig, ſo daß ich es mir mit ruhigem Gewiſſen erlauben kann, auch ein paar perſönliche Trophäen zu erringen.

Eines Morgens reiten Wang und ich in die Steppenberge hinein, wir haben es diesmal nur auf ganz ſtarke Böcke abgeſehen, die am ſchwerſten zu erjagen ſind. Schon nach zweistündigem Ritt, der uns viele weibliche Tiere und auch ein paar leidliche Böcke zu Geſicht brachte, erkenne ich auf Kilometerweite Entfernung drei Nordböcke, die auf flachem Hochplateau eine faſt uneinnehmbare Stellung behaupten. Kurz entſchloſſen laſſe ich Wang mit den Pferden zurück, mache einen langen Umweg, um in gebückter Haltung ſchließlich auf eine Entfernung von etwa achthundert Gängen heranzukommen. Dann erſt beginnt die Pirsch, die bei der Gazellenjagd immer mit einer geſunden Bauchgymnaſtik verbunden iſt. Faſt eine Stunde lang kriechen wir ſchlangengleich im fahlen Steppengras voran und liege flach, dem Boden angeſchmiegt, ſobald einer der Kapitalen ſichernd das Haupt erhebt. Minutenlang muß ich manchmal in den naſſen Moorkuhlen liegen, bis es endlich wieder weitergehen kann. Dieſe alten Böcke ſind auch zu vorſichtig! Jeder ſichert immer in einer anderen Himmelsrichtung und äßt nur kurze Zeit, um dann den Kopf wieder hoch in den Nacken zu werfen. Schließlich gelingt es, bis auf zweihundert Meter an die verlockende Beute heranzukommen. Doch wie ich mich zum Schuß aufrichten will, verſperrt mir ein Wuſt von Grashalmen die Sicht. Alſo geht es noch etwas näher heran, bis ſich alle drei Böcke frei gegen den Horizont abheben. Ohne Mühe kann ich mir den Stärkſten ausſuchen, halte in aller Ruhe handbreit hinter das Blatt und ſehe im Schuß, wie der Bock weit nach hinten ausſchlägt, davonſtürmt und nach zwanzig Metern mit tadelloſem Blattſchuß verendend zuſammen-

bricht. Im Schuß bin ich aufgesprungen, habe schnell repetiert, halte drei Meter vor den vordersten der beiden gesunden Böcke und höre abziehend, hellen Kugelschlag herübertönen. Ein Schußzeichen ist nicht zu sehen, zumal beide hochflüchtigen Böcke sehr bald meinen Blicken entweichen. Ich bin innerlich sehr zufrieden über den starken Bock, der da vor mir liegt, warte, bis Wang mit den Pferden kommt, und dann gehen wir hinüber, um dem Kapitalen eine kurze Zeit die Totenwacht zu halten.

Hell surrende Laute wecken mich aus der sinnenden Träumerei und lenken meinen Blick hinauf in die blaue Luft, wo ein goldgelber Lämmergeier vorüberstreicht.

Lange Zeit kreist er dort, wo der flüchtig geschossene Bock zuletzt gesehen wurde. Wenige Minuten später stehen wir vor ihm. Auch ihm ist das kleine Geschöß durch die Lunge gefahren und auch er trägt eine sehr gutes massiges Gehörn. Wenn der Lämmergeier uns nicht den Weg gezeigt hätte, so hätten wir lange suchen können, ehe wir ihn gefunden.

Still und zufrieden lassen wir uns bei der Beute nieder. Meine Brenneke-Hochgeschwindigkeitsbüchse, die mich auch schon auf früheren Reisen begleitete, liegt neben mir. Ich bin stolz auf dieses Gewehr, ein Meisterwerk deutscher Büchsenmacherkunst. Sie hat mich noch nie im Stich gelassen, obwohl sie mir schon mehr als ein halbes Tausend Köpfe starken Wildes bescherte. Das will etwas heißen, wenn man in Erwägung zieht, daß man im Hochgebirge und auf den tibetischen Steppen im Durchschnitt doppelt so weit schießen muß wie in Deutschland.

Ein Steinadler kreist über dem ersterlegten Bock, wagt es jedoch nicht, sich an der Beute niederzulassen. Dann erscheinen einige Lämmergeier, die aber bald von der Masse der mächtigen Himalajageier abgeschlagen werden und sich mit stillem Zuschauen begnügen müssen. Die Himalajageier sitzen bald bis zum Ersticken vollgekröpft mit blutübergossenen, nackten Hälsen um die wenigen Überreste des Bockes herum. Leider habe ich nur eine geringe Anzahl Kugeln, sonst würde ich den widerlichen Gefellen noch einen Abschiedsgruß hinüberpusten. Schließlich läßt sich ein vermeintlicher Steppenbussard (*Buteo ferox*) am Nasplaz nieder, doch, nachdem ich ihn mit guter Kugel auf siebzig Meter erlegt habe und mich selbst dem Ort des grausigen Gemegels nähere, da muß ich zu meiner Enttäuschung feststellen,

daß es nur ein herrlich gefärbter Milan (*Milvus lineatus*) mit abgeriebenen Stoßfedern iſt. Von dem Bock iſt nichts mehr vorhanden als die blutigen Oberschenkelknochen ſowie das völlig unversehrte Fell und der Kopf. Selbst die Schulterblätter ſind verzehrt. Die Aasvögel haben es in meiſterhafter Weiſe verſtanden, den Gazellenbock aus einem einzigen Loch, das ſie in die Bauchwand hackten, in kaum einer Viertelſtunde vollſtändig auszupellen, ſo daß das Fell nun wie ein umgeſtülpter Handschuh daliegt. Sachgemäßer hätte ein geübter Präparator ſeine Arbeit auch nicht erledigen können. Freudeſtrahlend ziehe ich mit der Decke ab.

Nachdem wir uns zur Genüge ausgeruht haben, ſetze ich die Pirsch unter Beobachtung aller Vorſichtsmaßnahmen fort und habe bald ein großes Rudel ſtarker Böcke vor mir. Das Steppengras iſt wenige Zentimeter hoch, die Pirsch verteuſelt ſchwierig, aber auf die Ellbogen geſtützt, müſte die Gache auf zweihundert Meter klappen. Wie ſo oft, wenn ich mich zu ſicher fühle, ſo fehle ich auch diesmal mit der erſten Kugel auf den beſten Bock. Der gleich darauf abgegebene zweite Schuß und auch noch der dritte ſigen. Bei beiden Böcken höre ich deutlichen Kugelschlag und ſehe gutes Zeichnen, doch flüchten ſie mit dem Rudel davon, während ſich zwei geſunde Böcke abſondern und direkt auf mich zukommen. So tut auch die vierte Kugel ihre Pflicht und läßt den vorderſten vorſchriftsmäßig roulieren, worauf der hintere der beiden Böcke in wilder Flucht in einem Tälchen untertaucht, biſ ich ihn plötzlich auf vierzig Meter ſpiß auf mich zuflüchten ſehe. Wir erkennen uns gleichzeitig. Er ſchlägt einen Haken, verſucht davonzuſtürmen, da reißt ihn mitten im weitausgreifenden Sprunge meine fünfte Kugel zuſammen, daß er verendet den Abhang hinunterrollt. Frohlockend ſchalte ich nun eine Zigarettenlänge Pauſe ein, um die Nachſuche gemeinſam mit Wang durchführen zu können.

Die beiden lezterlegten Böcke, beides gute Gehörnträger, ſind leicht gefunden. Aber dann beginnt die Schwierigkeit. Breit über das offene Gelände reitend, ſuchen wir von einem Tälchen ins andere, können aber trotz eifrigſten Spähens kein Stück ausmachen. Im dritten Tal mache ich auf ſiebzig Gänge einen Rotſuchs (*Vulpes Vulpes*) hoch, der den Hang hinauf ſpiß von mir wegflüchtend in einer Runſe untertaucht. Erſt auf hundertfünzig biſ zweihundert Meter wird der rote Freibeuter wieder frei. Jetzt heißt's hingehalten! Ich muß zwei biſ drei Meter vorhalten biſ die Kugeln



„Tschorten“ (Reliquienschrein) im Yangtsetale bei Batang



Kapitaler
Großblauschafwidder



Tibeter mit dem stärksten Großblauschaf (beachte die Größenverhältnisse)

richtig einschlagen und den Räuber in Staubwolken hüllen. Erst die vierte Kugel läßt Meister Reineke Kobolz schlagen.

Kolkraben zeigen uns bald den dritten Bock, der mit tadellosem Schuß in einer Murmeleinfahrt, keine fünfzig Meter vom Anschuß, verendet liegt. Die Himalajageier sitzen schon dick und dicht um die beiden erstgefundenen Gazellen, so daß es Zeit wird, das Wild in Sicherheit zu bringen. Wenige Minuten darauf finden wir dann auch den vierten sehr guten Bock, schleppen die Beute zusammen und verpacken sie auf die Pferde. Ich pirsche nun weiter hangauf. Die Sonne beginnt schon zu sinken und der Himmel glüht in rubinroten Farben. Da mache ich wieder einen kapitalen Bock aus und trage ihm auf zweihundert Meter eine Kugel an. Flüchtig verschwindet er über den nächsten Kamm, wo ich ihn bald mit der blanken Waffe abfange und dabei zu meiner Verwunderung feststelle, daß der Bock schon einen Streifschuß besitzt. An der gleichen Stelle hatte ich ihn gestern leicht angeschweift. Ich breche die Beute auf, schreibe Tagebuch und warte auf Wang, der die erlegten Gazellen an sicherem Ort versteckt, damit uns kein kostbares Wildbret verloren geht.

Unterdessen schwingt sich ein Steinadler auf zweihundert Meter ein und bekommt fast im gleichen Augenblick seine Kugel, versucht aber wieder abzustreichen. Es dauert lange, bis der königliche Räuber Luft unter die Schwingen bekommt, dann streicht er der blutroten Sonne entgegen, kreist noch einmal und faust wie ein Fallschirm steintot in die Tiefe.

Wang zieht mit seinem schwerbepackten Pferde dem Lager entgegen, worauf sich mein Pferd, das nun wieder ohne Last geht, wie irrsinnig gebärdet und seinem Kameraden folgen will. Aber es hilft ihm nichts. Wir reiten noch höher hinauf.

Schon ist es fast dunkel, da habe ich auf hundert Meter nochmals zwei Böcke vor mir. Ehe ich vom Pferde springen kann, werden sie flüchtig, aber es gelingt, einen Schnappschuß auf das flüchtende Wild anzubringen. Der Bock liegt, ist verendet. Einige Minuten vergehen, bis ich das wilde, hungrige Pferd so weit beruhigt habe, um es wenigstens an den erlegten Bock heranbringen zu können. Der Gaul scheint von allen bösen Geistern besessen, er schlägt und schnauft, daß es seine Art hat. Nach geraumer Zeit gelingt es mir, das Tier zu bändigen und den Bock auf den Sattel zu binden, dann geht es gegen den Wind dem Lager entgegen.

Plötzlich aber ſchlägt der Wind um. Die friſche Schweißwitterung dringt dem Gaul in die Nüſtern. Wie wahnsinnig galoppiert er los. Solange ich ihn bergauf dirigieren kann, geht alles gut, dann aber kommt der Wendepunkt. Das ſpiße Gehörn des loſe am Sattel hängenden Gazellenbockes ſtößt in die Flanken des Pferdes, das ſich ſofort bäumt, ſchlägt und ſich wie raſend gebärdet. Raſch ſpringe ich ab, um mich dem wilden Tier um den Hals zu werfen, mit der Abſicht, ihm die Luſt abzustellen. Da fängt die Beſtie an zu beißen. Es gibt einen wilden Zweikampf; rutschend, rollend und uns überſchlagend geht es den Hang hinab. Das Pferd iſt ſo außer ſich, daß es mich angreift, aber ich hoffe, das Tier weiter unten im Talgrund bändigen zu können. Da falle ich in ein Murmeltierloch, fliege zur Seite, das Pferd wird frei und galoppiert mit Kamera, Tagebuch und Piſtole in den Satteltaschen und dem Bock auf dem Rücken in die Dunkelheit davon. Nun ſiße ich gebrochen und zerſchunden in ſtockdunkler Steppennacht.

Kunſen und unſichtbare Murmeltierbaue ſteigern meinen ſtundenlangen Heimweg zu einer unheimlichen Tortur. Ohne für den Spott ſorgen zu brauchen, komme ich gegen Mitternacht im Lager an.

Obwohl Wang, Traſhi und Dendru die Pferdenachſuche allein durchführen wollen und mein Mitkommen für durchaus überflüſſig erachten, laſſe ich mich mit ihnen um drei Uhr wecken. Erſt reiten wir auf friſchen Pferden in Morast und Sumpf zwei Stunden durch die Dunkelheit. Dann fängt es im Oſten an hell zu werden, ſo daß wir zu getrennter Suche auseinanderreiten. Traſhi und Dendru übernehmen mit ihren ſchnellen Pferden das Abſuchen der Ebene, Wang und ich wollen in die Berge ſteigen, um zum Tatort ſelbſt vorzudringen. Ich nähere mich dem fraglichen Steilhang, erblicke die Fahlen ſenkrecht ins Tal abfallenden Felswände nicht ohne Bangen und kann mich von der ängſtlichen Vermutung nicht freimachen, daß der Gaul abgeſtürzt ſein und ſich das Genick gebrochen haben könnte. Schließlich ſehe ich einige hellgraue Punkte auf dem Unglückſhang ſitzen. Durchs Glas erkenne ich zwei Himalajageier, die ſich mit aufgepluſtertem Gefieder in der Frühſonne baden. Der Anblick dieſes Galgengeſindels ärgert mich nur noch mehr und beſtärkt meine dumpfe Befürchtung. So raſch mich die Beine tragen, renne ich bergauf. Drei Lämmergeier kreifen immer an derſelben Stelle, wo ſich die Klippen des

Felsentales zu schluchtartigem Cañon verengen. Dorthin eile ich, folge dem Bachlauf aufwärts und stehe auf einmal vor dem abgerollten Gazellenbock. Ein erbarmungswürdiger Anblick! Lang hängt das Gescheide aus der zerschundenen Decke und den Dünnungen. Die Läufe des Tieres sind sämtlich gebrochen. Vom abgestürzten Pferde ist aber nichts zu sehen. So stürme ich weiter talauf, komme um ein schroffes Felsenack und noch ehe ich ganz die Wendung gemacht habe, werde ich stürmisch von einem wilden, an den Wänden widerhallenden Freudengewieher begrüßt, und nach vierzig Schritten klopfe ich meinem armen Pferdchen den Hals. Trotz der wiehernden Freude schaut dem armen Tier noch die Todesangst aus den großen Augen und ein Zittern läuft ihm über den Körper. Der Sattel ist das einzige, was noch am Pferdekörper befestigt ist. Er hängt ihm unter dem Bauch und die zerrissenen Sattelriemen schleifen im Wasser. In dieser verzweifelten Lage hat der Gaul sicher die ganze Nacht gestanden, ohne sich von den Fesseln befreien zu können. Rasch setze ich den Sattel zurecht und folge der Fährte, die im harten Boden tief eingeschrüft ist, zurück. Dabei denke ich nur an die Kamera und mein Tagebuch. Alle anderen Dinge, selbst meine Pistole, sind mir im Augenblick gleichgültig. Nach kurzer Zeit finde ich oberhalb des abgeworfenen Bockes eine Pferdebedecke, zehn Schritt weiter eine zweite, dann folgen zweihundert bis dreihundert Meter peinlichen Suchens, ohne etwas zu finden. Eine böse Viertelstunde! Doch halte ich die Richtung, die der tobende Gaul gestern Abend in der Dunkelheit zurückgelegt hat, ein und wundere mich nur, daß das Tier nicht abgestürzt ist und den Hals gebrochen hat. Wang, den die Geier die rechte Richtung gewiesen hatten, erscheint nun am Hang und beteiligt sich an dem entmutigenden Suchen. Als nächstes finde ich einen zerfetzten Riemen, darauf das zerrissene Kruppenzeug und endlich jöhle ich vor Freude, denn da liegt grade am Rande des Abgrundes die Satteltasche. Wie ein Berserker springe ich darauf zu, nur um grausam enttäuscht zu werden, denn was ich da aufhebe, war einmal eine Satteltasche. Es ist nur noch ein Stück Leder, das wie ein Wollsegen zerfranst und zerrissen ist und außer den Meßinstrumenten, der Waage und Pistole nichts weiter enthält. Alle unerseßlichen Dinge fehlen. Vielleicht liegt die Leica irgendwo im Abgrund zerschmettert. Aber der Mensch muß Schwein haben. Fünfzig Meter weiter hängt meine Kamera völlig unversehrt an einem Busch und das Tagebuch finden wir

ſchließlich auch noch. Die Freude kennt keine Grenzen. Zwei Stunden ſpäter galoppieren drei Reiter mit vier Pferden ſingend im Lager ein.

Nun haben wir Fleiſchvorräte genug, um den Eilmarsch ohne Unterbrechung fortſetzen zu können.

Am nächſten Tage bricht unſere mächtige Karawane ſchon vor Tagesanbruch auf, damit wir gegen Mittag Lager ſchlagen und den Tieren genügend Weidezeit einräumen können, denn der Grasbewuchs wird immer ſpärlicher und Loſung Dendrus Machtbereich rückt näher und näher heran. Der Marsch bei ſteifem Nordwinde und -5°C iſt denkbar ungemütlich. Er führt durch ſtark verſumpfte Flußniederungen im Talgrunde entlang, bis auf etwa viertaufendſünfhundert Meter Höhe auf einmal wieder Juniperuswälder an den windgeſchützten Weſthängen auftreten. Über ihnen türmen ſich die Fahlen Granitfellen, bis ſie in die gleißende Neuſchneeregion der Hochalpen übergehen.

Der Wechſel der Temperatur, bedingt durch die brennendheiße Sonne an den windgeſchützten Stellen und die bitter kalten Eiswinde, die von den Höhen herabwehen, läßt uns in ſtändigem Rhythmus bald unter ermattender Hitze, bald unter erſtarrender Kälte leiden. Dieſes Fallen von einem Extrem ins andere übt eine eigentümliche phyſiologiſche Wirkung aus: tagsüber ſind wir hundemüde und ſchläfrig, nachts aber, wenn die Temperatur gleichförmig kalt iſt, können wir nicht einſchlafen. Am Abend, beim Firnenglanz des ſchon wieder faſt vollen Mondes ſtimmen unſere Tibeter durch Jodeln und Schreien ein ſchauerliches Konzert an, mit der Abſicht, die Räuber, die dauernd in ihrer Phantafie herumſpuken, von unſerer Waffenſtärke zu überzeugen. Wieder geht eine froſt-klare Nacht vorüber und der Tag, an dem die Räubergefahr am größten ſein ſoll, zieht herauf. Wir brechen ſehr früh auf; dieſesmal marſchiert unſere eigene Karawane der Sicherheit halber in der Mitte des langen Zuges, da die Räuber, wenn ſie überhaupt einen Angriff wagen ſollten, ſicherlich die Spitze oder den Nachtrab zuerſt angreifen werden, weil ſie gegen die geſamte Karawanenmonnſchaft doch nicht ankämpfen können. Noch bei völliger Dunkelheit bricht die erſte Abteilung auf. In feſtgelegten Zeitabſchnitten folgt Kolonne auf Kolonne. Der Abmarsch iſt abſichtlich ſo früh gelegt, da die Überfälle meiſt am ſpäten Nachmittag erfolgen; wir aber wollen dann ſchon längſt jenseits des Paſſes Lager geſchlagen haben. Die Räuber

verfolgen diese Taktik meist aus dem verständlichen Grunde, damit sie die hereinbrechende Dunkelheit ausnützen können, um die geraubten Tiere im Schutze der dunklen Nacht in entlegene Täler zu treiben, wo sie bei etwaiger Verfolgung sicher nicht gefunden werden können.

Wir sind etwa schon 5 Stunden auf dem Marsch, ohne daß eine Spur von Räubern gesichtet worden wäre, da höre ich plötzlich die Stimme eines der seltensten Vögel der Zwergbuschregion. Es ist ein ammerartiger, unterseitig herrlich rot gefärbter Finkenvogel (*Urozynchramus pylzowi*), von dem ich eine größere Serie haben möchte. Sofort verlassen wir die Karawane. Wang stellt die Pferde — es sind die beiden schnellsten, die wir besitzen — in Deckung, während ich dem rotleuchtenden Prachtfinken nachjage und nach zweistündigem Aufenthalt auch ein ganzes Bündel erbeutet habe. Plötzlich höre ich Wang, der einen Aussichtsposten bezogen hatte, einen gellenden Warnruf ausstoßen! Was ist los? Wang gestikuliert heftig und deutet nach oben, wo dreizehn bewaffnete Tibeter ausschwärmen, um uns den Weg abzuschneiden. Verdammt!

Langsam, als wenn wir nichts gesehen hätten, schleichen wir zu den Pferden und machen uns kampfbereit. Rasch stopfe ich mir die Tasche mit Vollmantelkugeln voll und tausche die Flinte gegen die Zielfernrohrbüchse ein. Wang erhält die Schrotflinte und lädt zwei Doppelladungen Postenschuß Nr. 00 mit Siebzigmillimeterhülse. Das ist die beste Medizin für solches Lumpenpack! Sobald alle Vorbereitungen in Ruhe getroffen sind, ändern sich unsere Bewegungen. Wie der Blitz sitzen wir in den Sätteln, rennen unseren Pferden außer den Stiefelabsätzen noch die Gewehrläufe in die Rippen und reiten im tollen Galopp hinter der Karawane her, indem wir uns etwa zweihundert Meter über der Talsohle hoch am Hange halten, wo uns dichte Rhododendrenbüsche gute Schußdeckung liefern. Nach wenigen hundert Metern schon sind wir dem Blickfeld der Räuber entschwunden und stürmen, ohne uns umzusehen, dahin. Die Schnelligkeit der Pferde gibt uns alle Sicherheit zurück. Bald sind wir aus der Gefahrenzone, lassen die braven, zitternden Gäule verschnaufen und brechen in ein schallendes Hohngelächter aus! Falsch gerechnet, Herr Lösung Dendra!

Charila heißt dieser Paß, wo sich der kleine Zwischenfall ereignete. Später werden wir vier dieser dreizehn Räuber noch einmal wiedersehen, ehe die Todes Schwerter bligen und ihr rotes Blut die Ackererde vor den Toren von Batang tränken sollte.

Schneidend beißt uns der bitterkalte Wind ins Gesicht und wirft die nadelscharfen Hagelkristalle waagerecht in die vor Aufregung glühenden Gesichter. Obwohl ein eigentlicher Weg nicht vorhanden zu sein scheint, ist der Paßübergang glänzend gezeichnet. Mächtige Granitblöcke, je mit einem Obstein geschmückt, heben sich gegen den düsteren Oktoberhimmel gut ab. Sie sind den einsam in's Hochland ziehenden Karawanen hervorragende Wegweiser, wenn zur Zeit der großen Schneefälle die Pässe verweht sind. Beherrscht wird der Paß von mehreren gewaltigen Granitkegeln, die wie riesige Eiskristalle im glitzernden Neuschneebehang alles überragen. Beim Abstieg auf der anderen Seite überfällt uns beide eine erdrückende Müdigkeit, daß wir kaum mehr fähig sind, aus den Augen zu schauen und uns auf den Pferden zu halten. Trotzdem aber muß ich unter allen Umständen an windgeschützter Stelle mein Tagebuch schreiben, eine der wichtigsten Aufgaben des Forschers, die man zu dieser Jahreszeit nur in den Mittagsstunden vornehmen kann, weil die Finger nach Sonnenuntergang mit dem einsetzenden Temperatursturz so klamm und steif werden, daß man sie selbst in der atembereiften Eishöhle des Zeltes oder am windbewegten Lagerfeuer nicht mehr gelenkig machen kann. Nachdem wir anschließend zwei Stunden auf hartem Geröll geschlafen haben, traben wir vorsichtig weiter und erreichen das Lager bei Anbruch der Dämmerung. Die gespenstisch helle Mondnacht läßt die himmelragenden Dolomitfelsen wie funkelnde Diamanten erstrahlen. Es wird Mitternacht, bis wir endlich einschlafen. Der klingende Frost und die Helligkeit im monddurchschienenen Zelte ließen einfach keinen Schlaf aufkommen.

Wieder brauchen wir Fleisch für die nimmersatten Mäuler der Mannschaft. Durch die Gazellen bei Litang sind wir reichlich verwöhnt und müssen jetzt die bittere Erfahrung machen, daß es doch teuflisch schwierig ist, in diesen Waldgebieten und Felsenwirrnissen überhaupt ein Stück Wild zu Gesicht zu bekommen. Wang und ich steigen kurz nach Sonnenaufgang in die Felsen. Während der drei bis vier Stunden, die wir über die Steilhänge klettern, sehen wir nicht ein Stück Wild, nur ein einziges Mal schlägt mir penetranter Moschusgeruch in die Nase. Obwohl die Deckung der Wacholder und roten Berberitzenbüsche nur sehr dünn ist, gelingt es uns nicht, den Moschusbock zum Springen zu bewegen. Plötzlich huscht ein gewaltiger Flugschatten an uns vorüber. Ich greife zur Flinte und werfe dem mächtigen alten Steinadler einen Schnappschuß entgegen,

der den riesenhaften Raubvogel tot vor meine Füße fallen läßt. Dann beginnen wir mit dem Abstieg und reiten durch das stille, unheimlich düstere Koniferental hinab. Der Marsch ist lang, so daß ich eine Anzahl der erbeuteten Kleinbögel schon im Sattel abbalgen kann, um den Präparatoren Arbeit zu ersparen.

Auf einmal — Wang ist gerade ein wenig zurückgeblieben — sehe ich vor mir im Tale drei berittene, waffentragende Tibeter. Bei unserem Anblick gehen sie sofort in Deckung und verschwinden mit ihren Pferden hangaufwärts. Augenblicklich wende ich mein Pferd, um aus der Schußlinie zu gelangen und auf Wang zu warten, damit wir keine Dummheiten begehen und den Banditen ins Netz geraten. Der Plan ist schon entworfen. Mit schußfertigen Gewehren im Anschlag reiten wir, so rasch die Pferde im Sumpfstal vorwärts kommen können, auf der gegenüberliegenden Talflanke vorüber. Wangs Aufgabe ist es, die Dickungen, in welchen die Räuber verschwanden, scharf zu beobachten, während ich das Gelände in entgegengesetzter Richtung absuche, da wir einen Trick vermuten, der von tibetischen Räubern oft angewendet wird. Der schwächere Teil einer Bande versucht es nämlich oft, die Opfer irrezuleiten und ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, nur um der größeren, im sicheren Hinterhalte liegenden Abtheilung ein ruhiges Ziel darzubieten. Die tibetischen Räuber schießen nur, wenn sie ihrer Sache sicher sind. Dabei werden die Waffenträger immer zuerst über den Haufen geschossen. Nachdem wir die unheimliche Stelle glücklich passiert haben, wird Wang wieder gesprächig und berichtet vom Tode seines Bruders, der auf eben diese Weise von Räubern ermordet wurde. Das sind so die Gespräche, die man führt, wenn man einsam durch das Düstter des tibetischen Waldlandes reitet. Eintönig und hohl klappern die Hufe der Pferde auf steinigem Talgrund, bis die grauen Schatten länger werden und die alten Urwaldriesen ihr Abendlied raunen von Kälte und Tod. Da finden wir im Sandbett des rauschenden Flusses inmitten der undurchdringlichen Weidendickichte die mächtige Fährte eines Grizzlybären. Dann weicht das Tageslicht. Ruhig und vorsichtig pirschen wir im hellen Mondglanz über weite Wiesenflächen, ohne jedoch eine lebende Kreatur zu Gesicht zu bekommen. Eine Eule (*Strix nivicola*) heult ihren schaurigen Nachruf durch das steile Tal, da wir fröstelnd ins Lager einreiten, wo die Tragnaks schon mit weiß schimmernden Reiskrusten bedeckt sind.

Heute Nacht um punkt 11 Uhr brechen unsere Pioniere auf. Zwei Nächte lang sollen sie im Schutze der Dunkelheit reisen, um in Batang unsere baldige Ankunft zu melden. Tagsüber sollen sie ihre Pferde kuppeln und in den Wäldern schlafen, damit sie sich keinen unnützen Gefahren oder gar einem Überfall aussetzen. Ein letztes „Manzoma“ — Hals- und Beinbruch — rufen wir den drei tapferen Tibetern zu, während sie sich hurtig in die Sättel schwingen und in westlicher Richtung im Dunkel untertauchen. Uns aber ergreift das stolze Gefühl des baldigen Sieges. Noch liegt einer der gewaltigsten Hochpässe, die Ostibet aufzuweisen hat, vor uns. Aber auch er muß und wird bezwungen werden. Die Tiere sind durch die langen Märsche sämtlich abgeheßt und stark ermüdet. Wir wollen daher langsam reisen, um nicht in den letzten Tagen noch Abgänge unter den uns anvertrauten sechshundert Tieren zu verursachen. Von der musterhaften Durchquerung des Räubergebietes, an der wir längst nicht mehr zweifeln, werden letzten Endes das Wohlwollen und Entgegenkommen der Bevölkerung Batangs und damit die weiteren Schicksale unserer Expedition abhängen.

In langer, schwarzer Reihe ziehen unsere Tiere im Morgenglanz des neuen Tages geruhsam wieder bergan. Weiß leuchten im Frühlicht die schroffen Dolomitmassive. Nie zuvor habe ich solch zerrissene und hundertfach zerklüftete Gesteinsmassen mit eigenen Augen gesehen. Sagenumwoben überragen ihre Gipfel das lange, öde Engtal zwischen den Doppelpässen des Tsungbenla. Hoch oben fallen die ersten Sonnenstrahlen durch drei gewaltige, torähnliche Durchbrüche der Dolomitwände und spiegeln sich im Tale. Diese sonnendurchstrahlten Riesentore schließen eine besondere Bedeutung in sich. Einen Kranz von Sagen hat die tibetische Volksseele um sie geflochten. Vor vielen hundert Jahren soll der fürchterliche Kriegsgott der Chinesen einen großen Eroberungszug nach Tibet hinein unternommen haben. Zu Füßen der Felswand lagerte er mit seinem gewaltigen Troß im tiefen Tale und empfing und bewirtete die Fürsten der wilden Tibeter, die über seine weit gerühmten Kriegskünste nur spotteten und sie anzweifelten. Um nun den hochmütigen Tibetern das Gegenteil zu beweisen, habe der Kriegsgott — so erzählten sich die Eingeborenen — zum Bogen gegriffen, drei seiner gefürchteten Pfeile aufgelegt und ohne Fehlschuß die drei Bogentore vom Talboden aus durch die riesige Felswand geschossen. Seither ist der Ort geheiligt

und Karawanen lieben es, zu Füßen der großen Felsentore ihr Nachtlager aufzuschlagen.

In halber Höhe vor dem Paß bleibt neben uns, kaum hundert Meter vom Wege entfernt, still und verlassen ein kleiner, dunkler Fichtenwald liegen. Zeuge einst blutigen Geschehens. Eine Hundertschaft chinesischer Soldaten wollte vor einigen Jahren auf diesem Wege Batang erreichen. Nachdem die Bergkrankheit schon auf der Paßhöhe des Charila einige Kameraden aus ihrer Mitte gerissen hatte, krochen die schwer geprüften Söhne des Han dem Tsungbenla entgegen. Da wurden sie von Losung Dendrus mordlüsternen Männern aus dem Hinterhalt überfallen. Wie oben schon erwähnt, sind Losungs Horden die berüchtigsten aller südosttibetischen Räuber. Sie hatten den chinesischen Soldaten schon seit Tagen aufgelauert und waren in dem kleinen Walde so gut getarnt, daß über die Hälfte der Soldaten schon beim Krachen der ersten Salven auf dem Platze blieb. Die Räuber hatten die Überfallenen so überrascht, daß sie selbst nicht einen einzigen Mann verloren. Die Chinesen, vor Schreck und Todesangst erstarrt, warfen sich, anstatt das Feuer mit ihren hundert Gewehren zu erwidern, platt auf den Boden und hätten leicht alle überwältigt werden können. Die Tibeter zogen es aber vor, die Leben der Übriggebliebenen zu verschonen, und setzten sich lediglich in den Besitz der kostbaren Kriegsbeute, der Waffen, um derentwillen sie den Überfall unternommen hatten. So wurde am Schlachtplatze verhandelt und den Chinesen freies Geleit zugesichert, während die Räuber mit den hundert eroberten Gewehren abzogen. Der traurige Rest der chinesischen Truppe zog waffenlos in Batang ein. Wenige Tage später kehrten sie mit Kisten und Kasten zum Tatort zurück, um die Leichen der Gefallenen, soweit sie noch nicht von Wölfen und Geiern zerfetzt waren, zu bergen und in Batang auf chinesischem Boden beizusetzen, so wie es die althergebrachte Sitte im himmlischen Reiche der Mitte erfordert.

Im strahlenden Lichte des eiskalten Herbstmorgens reiten wir an der Unglücksstelle vorüber. Steil bergauf geht es den gewaltigen Dolomitmassiven entgegen, die im Sonnenlichte wie Gigantenpaläste in den stahlblauen Himmel hinaufstarren. Nach schwerem Anritt, unter dem die Pferde keuchend ihre dampfenden Atemwolken in quälendem Rhythmus hervorstoßen, erreichen wir schließlich die erste gebetsfahnumwehte Paßhöhe, die uns von unten her einen richtigen Hoch-

paß vortäuschte. Nun erst beginnt die großzügige Dolomitlandschaft im Engpaß zwischen den uns noch fast tausend Meter überräumenden Felskolossen wahrhaft märchenhaft zu werden. Ich habe nirgends in der Welt eine imponierendere und in ihren Ausmaßen gewaltigere Dolomitenformation gesehen als auf diesem Anritt zum fünftausend Meter hohen Tsungbenla, dem sagenumwobenen, höchsten Paß Osttibets. Viele Stunden lang winden wir uns durch diese, in ihrer unfassbaren Größe so kalten und in ihrer unheimlichen Stille so toteinsamen Hochalpenlandschaft hinauf. Suchend gleiten die Augen an den wie eherne Pyramidensockel schräg ansteigenden Geröllhalden entlang. Die Hänge rundum sind mit Wechselln der Blauschafe überzogen. Hier hat die Natur ein Dorado von Fels und Abgrund geschaffen, das den wilden Bergschafen als willkommenen Zufluchtsort dient. Den scharf ausgeprägten Wechselln nach zu urteilen, müssen in diesen unübersehbaren Bergwildnissen große Rudel von Blauschafen vorkommen; aber keine krautreiche Matte oder grasgepolsterte Alpenwiese scheint ihnen einen ruhigen Einstand zu sichern. Um ihren Nahrungsbedarf zu decken, ist es das Los dieser Schafe, von Grat zu Grat zu ziehen und rastlos zwischen den Felsen zu wandern. Obwohl wir das Gelände meilenweit überschauen können und alle Spalten und Risse mit den Gläsern absuchen, bleiben unsere Bemühungen, ein Blauschaf zu entdecken, erfolglos. Es ist ein ungelöstes Rätsel, wo die großen Tiere in dieser vegetationslosen Felsenwüste ihre Nahrung hernehmen.

Fast erschrocken fahre ich zusammen, da reißend und schnell mit singendem Flügelschlag ein Flug blauföpfiger Schneetauben (*Columba leuconota*) schneeflockengleich leuchtend wie der Sturmwind an uns vorüberbraust. Instinktmäßig fliegt die immer schußbereite Schrotflinte an die Backe. Ich schieße vom Sattel aus. Vier Tauben wirbeln im Schuß durch die Luft, schlagen auf und rollen uns entgegen. Hallend und widerhallend bricht sich der Schall des Schusses viele Male an den Felswänden, um wie ein ferner Donner grollend zu verstummen. Nichts weiter regt sich auf den Knall des Schusses hin. Der Schwarm der Hochalpentauben verschwindet im zitternden Sonnenglanz talwärts und nur ein alter Steinadler, dessen weißer Stoß sich gegen das Schwarzbraun seines Rumpfes scharf abhebt, gleitet hoch über uns an der Felswand vorüber. Ohne Flügelschlag streicht er tieferen Lagen zu, wo sich die Hasenjagd und Suche nach den Ohrfasanen

noch lohnen, denn die Murmeltiere hier oben haben sich schon in ihren Erdhöhlen eingewintert, um das nächste Frühjahr zu erwarten.

Böenhast schlägt uns bald beißender Eiswind entgegen. Stoß folgt auf Stoß. Beugend vor Kälte schlagen wir die Fellkragen hoch und verschnüren die Pelzmützen dicht über den Ohren. Dunkelgrün schimmert uns aus jeder Senke das spiegelglatte Eis der kleinen Seen entgegen. Ein paar blendend weiße Schneeberge grüßen herüber. Tsungbenla, der Paß und seine beiden Wächter, zwei kolossale Felspyramiden, beherrschen das Hochlandpanorama. Abseits reitend, lasse ich die Daks prustend und keuchend vorüberziehen und suche Kamm und Halde nach Blauschafen ab. Vergebliche Mühe! Kein lebendes Wesen im weiten Rand. So sitze ich im Windschatten des treuen Pferdes und halte das Reißglas vor den Augen, bis mir die Tränen in den Bart rollen und die Hände zu zittern beginnen. Trotz des dicken Schafpelzes läuft mir eine Gänsehaut nach der anderen über den Rücken. Wang hat seine Rechnung längst gemacht und weiß, daß es hier keine Blauschafe gibt. Zusammengekauert sitzt er sinnend neben mir. Seine Augen sind auf die beiden Dolomitgiganten geheftet. Dann beginnt er, mir die Sage zu erzählen, von dem Kaufmann, der vor vielen Jahren diesen Paß mit seiner Karawane überschreiten wollte und dabei auf merkwürdige Weise ums Leben kam. Der verräterische Diener dieses Kaufmanns hatte seinem ehrgeizigen Herrn davon erzählt, daß es keinem Menschen bisher gelungen sei, den höchsten der beiden Dolomitkolosse zu ersteigen. Das kränkte den Stolz und den Ehrgeiz des Kaufmanns, und er beschwor seinen Diener, daß er ihm gern einen der vielen Daks schenken würde, wenn es ihm gelingen sollte, den Gipfel zu erreichen. Nun bestärkte der Diener seinen Herrn, und der Kaufmann stieg hinan, bis er nur mehr als winziger Punkt in den Felsen zu sehen war. Es gelang ihm wirklich, den Gipfel zu erreichen. Aber der Berggott war darüber erzürnt und schickte einen gewaltigen Sturm, der den Kaufmann augenblicklich zum Absturz brachte und seinen Körper tief im Abgrund zerschellen ließ. Der hinterlistige Diener aber, der den Absturz seines Herrn gewünscht hatte, nahm nicht nur den einen Dak, sondern setzte sich in den Besitz der ganzen Herde. Triumphierend zog er über den Paß, Lhasa entgegen.

Seit dieser Zeit sind die Dolomitpyramiden nie wieder bestiegen worden. Von Zeit an hat der Paß den Namen „Tsungbenla“ oder „Kaufmannspaß“ erhalten, und die Tibeter fürchten sich vor ihm,

weil die Seele des Kaufmanns, für die kein Lama ſeine Litaneien las, noch immer dort oben herumspukt und ſich ſeine Opfer unter den Daßs der reiſenden Karawanen holt.

Lautlos und ſtill liegt der hohe Paßübergang. Wild flattern die vielfach zerſchliffenen Gebetsflaggen am Opferſtein im kalten Winde. Schweigsam folgen die Paßtreiber ihren ſchwarzen Tieren, bis ihre flankenbebenden Pferde die heilige Paßhöhe mit dem Dbo erreicht haben. Nun aber bricht das heißblütige Temperament des wilden Nomadenvolkes mit Ungeſtüm wie der Sturmwind ſelbſt hervor und mit gellend johlenden Ruſen erweiſen ſie dem Gotte des Tſungbenla Ehrfurcht und Achtung. Nachdem ſie ihrer religiöſen Pflicht Genüge getan, fallen ſie wieder in den ſchweren Rhythmus der langſam dahintrottenden Karawane zurück. Wie es die Sitte erfordert, ſteigen wir nun alle von den Pferden, um ſie am Halfter talab zu führen. Denn ſo beſtimmt es das alte tibetiſche Sprichwort: „Der iſt kein Menſch, der ſein Pferd nicht den Steilhang hinabführt — und ein Pferd iſt kein Pferd, wenn es nicht ſeinen Herrn bis zum Paſſe hinaufträgt.“ Jeder Tibeter richtet ſich danach und würde den Fremden mit ſcheelen Augen anſehen, wenn er ſein Pferd talab reiten würde. Für die unbeſchlagenen Tibeterpferde, die als reine Steppentiere die ſteinigen Pässe nicht gewöhnt ſind, iſt es eine Qual, den Reiter über den Felsen bergab zu tragen. Langſam windet ſich das ſchwarze Band der ſechshundert Daßs wieder hinab, bis der Talgrund moorig zu werden beginnt, und an ſeinen Flanken dürre Grasflächen auftreten, die für Weidezwecke ausgenutzt werden müſſen. Heute iſt es zum erſten Male unmöglich, ein großes Sammelager aufzuſchlagen, wie es uns von Litang her mit den zehn bis fünfzehn Lagerfeuern und ſchutzbietenden Gepäcksburgen Gewohnheit geworden iſt. Das ſchluchtartige Tal iſt zu eng. Nach der beſtimmten Meinung unſerer ortskundigen Mannſchaften erübrigt ſich heute dieſe ſicherſte Art des Verteidigungslagers, da die Räubergefahr vorüber ſei und wir die Einzelager getroſt auf die ganze Länge des Tales oberhalb der Baumgrenze verteilen könnten. Deſhalb marſchiert unſere Karawane noch weiter talab, wo wir im Schutze eines wuchtigen Wacholderhaines am ſpäten Nachmittage die Zelte errichten. Wang und ich ſteigen zur Abendpiſch hoch in die Felsen hinauf, ſo hoch, daß unſere Zelte wie Streichholzſchachteln im Talgrunde liegen und die Daßs ſich wie ſchwarze Ameiſen auf den kargen Wiefenflächen durcheinanderschieben.

Der vorletzte Tag führt uns tief hinab, dem Schluchttal des Jangtse entgegen. Durch das Gebiet des wilden Geraus mit seinen dunklen Wäldern und Klippen geht es hinunter nach Muliting, wo die aride Trockenformation mit den Goralfelsen und Machienhängen beginnt, die bis Batang hinunter der grauen Winterlandschaft ihr Gepräge geben. Ich kenne in Osttibet kein anderes Tal, das die großen vertikalen Faunenregionen in so klassischer Weise vor Augen führt wie dieses. Es reicht von den Eisregionen des Hochgebirges über die schroffen Urwaldgebiete, bis zum warmen, nach Süden hin offenen Trockental hinab. Hoch über der Baumgrenze auf viertausend- bis fünftausendfünfhundert Meter Höhe liegt das Gebiet der Blauschafe (*Pseudois nahoor*). Dann folgt, nach unten zu, die Waldzone des V-förmigen Schluchtentales, welche den Gerau (*Capricornis sumatrensis*) als Leitform besitzt und bis dreitausendfünfhundert Meter reicht. Weiter unten nimmt die Vegetation auf einmal Trockencharakter an und wird xerophil. Die hohen Baumbestände der düsteren Gerauhänge hören plötzlich auf, nur gelegentlich treten noch Bäume in den wilden Schluchten der Goralregion auf. Diese dritte Zone der engen Trockentäler, ein extrem steiles und trockenes Gebiet, kann nur von einem größeren Säugetier bewohnt werden: dem Goral (*Nemorhaedus griseus*), der anspruchslosesten Ziegenantilope Tibets. Noch tiefer geht die Goralregion in die künstlich bewässerte, sehr fruchtbare Ackerbauzone des Haupttales über. Alle diese vier verschiedenen Lebensräume sind außerordentlich scharf voneinander geschieden und folgen in der gleichen Reihenfolge und Höhenstaffelung in fast jedem Tal aufeinander, das von den Hochalpen bis in die großen Trockentäler hinabführt.

Unsere Kältegewohnten, langhaarigen Tragnaks haben unter der siedenden Hitze des tiefen Tales schwer zu leiden. Mit hängenden Köpfen und lang heraushängenden schwarzen Zungen trotten die gequälten Hochlandtiere den steilen Saumpfad hinab. In eine aufwirbelnde Staubwolke gehüllt, steigt das lange Band der Sammelkarawane in die warmen, von Chinesen bewohnten Gebiete hinunter. Die Gerauzone der dunklen Schluchtwälder mit himmelragenden Speereichen, den gefallenem Urwaldriesen, dem tief im Schrunde dahinpoldernden Wildflusse ist überwältigend schön. Birkenstämme, deren lichtgoldenes Herbstlaub in der Sonne schimmert, stechen hell gegen das wuchtende Dunkel der südlichen Stecheichen hervor. Das leuchtende Gold der vom Herbstwinde geschüttelten Blätter dieser weiß-

ſtämmigen Birken mutet faſt heimatlich an. Aber auch die Birken bleiben zurück. Auf glühheißen Steilpfaden ſchlängeln wir uns am trockenen Steilhang nach unten, bis die grünen Getreidefelder beginnen. Es iſt ſeit unſerem Abmarſch von Taſſienlu das erſte friſche, belebende Grün, das wir ſchauen. Eine erquickende Abwechſlung nach den ewigen dunklen Urwäldern und dem grauen unendlichen Steppenland des Hochplateaus. Wir treiben unſere Pferde zum letzten Galopp an, um die grüne Daſe unter uns ſo bald wie möglich zu erreichen. In Muliting werden wir von den prominentesten Bürgern der Stadt Batang auf das allerherzlichſte empfangen und feſtlich bewirtet. Sie waren eigens gekommen, um uns ihren Willkommgruß darzubieten und ihre Dankbarkeit zu erweiſen. Batang war monatelang von jeglichem Verkehr völlig abgeſchnitten. Wir haben als erſte den Räuberbann gebrochen. Und nun werden wir mit köſtlicher Milch, mit Äpfeln und Birnen, die uns ſolange unbekannte Genüſſe waren, ebenſo überſchüttet, wie mit der zuvorkommendſten Höflichkeit, deren Oſtaſiaten überhaupt fähig ſind.

Der Einzug in die Stadt geſtaltet ſich zum wahren Triumphzug. Die dankbare Einwohnerschaft Batangs bereitet uns einen Empfang, wie er ſonſt nur Fürſten und ſiegreichen Generalen zuteil wird. Kilometerlang bilden die Männer, Frauen und Kinder mit Kannen voll Wein und Milch Spalier und reichen uns die Schalen zum Willkommenstrunk auf die Pferde hinauf. Die Gaben zu verweigern, wäre ein grober Verstoß gegen die landesübliche Etikette. So kommt es, daß wir uns bald in angeheitertſter Stimmung befinden, während unſere Dienerschaft und die Eskorte ihre gellenden Freuderuſe durch das Tal erſchallen laſſen. Nachdem ich im Vorüberreiten etwa fünfzig kleine Schalen tibetiſchen Weines getrunken habe, tauchen im herbiſtlichen Sonnenschein die Mauern von Batang vor uns auf. Es folgt ein längſt vorbereitetes Feſteſſen bei den Honoratioren der Stadt, bis wir am Abend in unſer neues Hauptquartier, die zuſammengeſchloſſene Miſſionsſtation, feierlichen Einzug halten.

Fünftes Kapitel

Die roten Gagenhirsche, Weißlippenhirsche¹⁾ (Cervus albirostris)

In den öden Grenzbergen um den Dahaitse. — Der einäugige Jäger bringt zweifelhafte Kunde von den Hirschen. — Aufstieg zum Dahaitse. — Trostlose Pirsch. — Eine kalte Nacht in der Felshöhle. — Ein kapitaler Blauschafbock. — Rückkehr nach Tatsienlu. — Hirschjagden um Litang. — Sichere Anhaltspunkte. — Aufbruch ins Molashiland. — „Räuber in Sicht.“ — Begegnungen mit weißen Ohrhasen. — In den Koniferenurwäldern. — Fehlschuß? — Nachsuche. — Kleintierjagd. — Bunte Strecke. — Zurück ins Steppenland. — In den heiligen Bergen von Litang. — Moorüberschreitung. — Ein kaltes Vollbad. — In den Hochgebirgen um Batang. — Die kalten Urwälder und die toten Felsen. — Blauschafjagden. — Die beiden ersten Gespensterhirsche. — Räubersiedlungen. — Die Fährten des Rudels und endlich der Erfolg.

In der Missionsstation von Tatsienlu herrscht Hochbetrieb. Nicht etwa in dem Sinne, daß die wilden Nomadentibeter auf einmal ihren seit Generationen überbrachten Aberglauben abgelegt hätten. Oder gar daß sie ihren buddhistischen Göttern abtrünnig geworden wären, um nun reumütig den christlichen Segen zu erflehen.

Bewahre nein! Dafür sind diese schlankwüchsigen Urgestalten des Hochlandes viel zu stolz, zu selbstbewußt und konservativ. Obendrein sind ihre Lamas Träger einer kirchlichen Tradition, deren finsterner Mystizismus und wohl ausgeflügelte, seit 1200 Jahren erprobte Dogmatik in ihren Auswirkungen auf die tibetische Bevölkerung nur mit der Macht der römisch-katholischen Kirche zu vergleichen sind.

„Befehrte“ Tibeter tragen ihr Kreuz als Talisman gegen Hieb- und Schußverletzungen um den Hals. Sie genießen gern die An-

¹⁾ Die Erlebnisse Weißlippenhirsche, die sich zeitlich über die Monate August bis November 1934 verteilen, sind in diesem Kapitel zusammengefaßt.

nehmlichkeiten westlicher Zivilisation, die ihnen von den Missionaren überbracht werden. Im übrigen sind sie zu einem nicht unerheblichen Hundertsatz sogenannte „christliche Räuber“, Halsabschneider schlimmster Sorte, die ihre Zugehörigkeit zur Missionsgemeinde als Deckmantel benützen, um ihr verruchtes Handwerk um so wirkungsvoller unter dem pastoralen Schutzschild christlicher Mildtätigkeit ausüben zu können.

Nein, solche waren es nicht, die ohne Unterlaß in das Missionsgehöft ein- und ausströmten. Sie kamen, um die mächtigen Schädel und die zum Trocknen ausgespannten Felle der Takins zu bestaunen. Fast die ganze Bevölkerung Tatsienlus, die eher ihre Neugierde befriedigen als ihren Wissensdurst stillen wollte. Männlein und Weiblein, alt und jung, Chinesen, Halbbblütige und Tibeter, hohe Offiziere, Verwaltungsbeamte und gewöhnliche Soldaten. Alle kamen sie in Strömen, um die „goldenen Röhre“ einmal mit eigenen Augen zu bewundern.

Als nächstes großes Ziel will ich den sagenhaften Hirschen zu Leibe rücken. Daher sind mir diese Besuche eher angenehm als störend. Denn nun habe ich Gewißheit, daß alle tibetischen Jäger, durch die Takinfelle „angeködert“, sich einstellen werden und über die Hirsche befragt werden können. Es ist kein Zufall, daß ich schon am zweiten Tage einen etwas verbotenen aussehenden, aber nichtsdestoweniger hoffnungserweckenden Jäger ausfindig machen kann. Er hat zwar nur ein Auge im Kopfe und auch sein linkes Ohr ist mal bei einer Rauferei mit einer Schwertklinge in unsanfte Berührung gekommen. Aber — und das ist mir das wichtigste: dieser Mann, gleichgültig ob er selbst Räuber ist oder als harmloser Pilger einmal von Räubern überfallen worden ist, steckt voll von wichtigen Informationen. Er kennt die Hirsche. In folgendem will ich nun die Erzählung des Tibeters, wenn auch nicht wörtlich, so doch sinngemäß wiedergeben, damit der Leser selbst einsehen lernt, daß man den Erzählungen von Eingeborenen nie vollen Glauben schenken darf. Wichtig ist es aber auf der anderen Seite, daß man auch erkennen lernt, wie immer ein Fünkchen Wahrheit durch die Ausführungen der Naturkinder hindurchschimmert, und daß man der Lösung eines Rätsels nicht um einen Schritt näher kommen kann, wenn man so vermessend ist, sie ganz zu verwerfen. Laboratoriumswissenschaftler oder reine Museologen haben es zwar nicht nötig, sich mit solchen Dingen abzugeben, um Auskünfte zu erlangen. Für uns hingegen



Das Gebiet des Großblauschafes



Dolomitmassive im Gebiet des Großblauschafes am Tsung=ben=la



Brooke Dolan
arbeitet mit dem Siedethermometer auf 5000 m Höhe

sind diese ersten Angaben, die wir über das Vorkommen und Verhalten eines wilden Tieres überhaupt erhalten, von weittragender Bedeutung und von ganz unschätzbarem Werte. Besonders, weil wir im Begriffe stehen, eine zoologische „terra incognita“ als erste weiße Forscher zu betreten.

Der Tibeter berichtet also, daß es tief im Inneren des Tsauti, des „großen Graslandes“ (damit bezeichnet der Eingeborene alle hochtibetischen Steppenzonen) einen kleinen Hirsch mit weißem Geäse gäbe und daneben noch drei riesenhaft große Hirscharten, von denen die eine aus den Kreuzungen der beiden anderen entstanden sei, schwarzes Haarkleid und einen langen Wedel trage. Der „Weiße Hirsch“, den er als Vater des schwarzen Bastardhirsches hinstellt, sei so groß wie ein Pferd und trage ein riesenhaftes Geweih, das so mächtig sei, daß der Hirsch nicht in den Wald hinabziehen könne. Den „Roten Hirsch“, der die Mutter des „Schwarzen Bastardhirsches“ sein soll, beschreibt er als etwas kleiner als den „Weißen Hirsch“. Alle drei Hirscharten seien so selten, daß er noch nie eines der Tiere zu Gesicht bekommen habe. Auf den höchsten Bergen gäbe es aber Jäger, die nur vom Fleisch dieser Hirsche lebten und mit ihren Vorderladern so gut schießen könnten, daß sie auf hundert Meter eine silberne Rupie (etwa so groß wie ein Zweimarkstück) mit jedem Schusse träfen.

Der Jäger gefällt mir. Ich versichere ihm, daß wir mit den „Tausendkilometergläsern“ (Zielfernrohren) auf unseren Waffen noch viel besser schießen könnten. Dann setze ich sein Gehalt fest und verspreche ihm fünfzig Rupien Belohnung, wenn er am nächsten Tage mit mir ziehen und mich auf den „Roten Hirsch“ zu Schuß bringen würde. Ehe wir wieder in die Berge steigen, rasch noch ein Wort über das, was wir als Wissenschaftler über die Hirsche Osttibets bisher wissen.

1. Der kleine Hirsch mit weißem Geäse ist uns völlig unbekannt. 13 Monate später gelang es mir, 2 Exemplare zu erlegen. Es war ein kleines Reh, das dem sibirischen nahesteht und hiermit an seiner südlichsten bisher bekannten Verbreitungsgrenze festgestellt wurde.

2. Der „Bastardhirsch“ mit dem „schwarzen Haarkleid“ ist bestimmt der Sambar: *Rusa unicolor*, eine tropische Hirschart, die aus Indien sehr gut bekannt ist, hier oben aber, wohin sie, den tiefen Talschluchten folgend, gelangt sein muß, noch nicht gefunden wurde.

3. Der „Weiße Hirsch“ ist in einem weiblichen Exemplar, das im Britischen Museum in London ausgestellt ist, zu Anfang dieses Jahrhunderts von dem englischen Hauptmann MacNeill bei Litang entdeckt und erbeutet worden. Ein Geweih dieser Hirschart ist bisher nicht bekannt! Unter Wissenschaftlern hielt man das Tier für eine Aberration und glaubte, daß es längst ausgestorben sei. Nach weiteren zehn Monaten im Forschungsgebiet erst gelang es mir, siebzehn Exemplare dieser Hirschart, worunter sich zwölf Geweihte befanden, der Sammlung einzuberleiben.

4. Von dem „Roten Hirsch“ können wir uns gar keine Vorstellung machen, er muß also vollständig neu sein. Er reizt mich am meisten und deshalb schwebt er mir als einstweilig höchstes und erstrebenswertestes Ziel vor Augen. Ich muß ihn bekommen. Morgen brechen wir auf.

Wir verlassen Tatsienlu, das im Frühnebel des jungen Tages wie tot und versunken erscheint, auch dieses Mal durch das Nordtor. Heute brechen wir uns nicht in östlicher Richtung, wo Dolan noch irgendwo zwischen den Gipfelriesen auf Takins jagt¹⁾, unsere Bahn, sondern reiten nach Westen ins Tibetische, dem Dahaitse entgegen. Ein großer Gletschersee ist unser Marschziel. Irgendwo auf viertausend Meter zwischen den Hochgipfeln des heiligen Jaraberges (sechstausend Meter) und den Granitblockaden, den Haitsefchanketten, soll er liegen. Dort wollen wir Standlager errichten. In seiner Nähe sollen einmal „Rote Hirsche“ vor vielen Jahren gesichtet worden sein.

Am ersten Abend erreichen wir: d. i. sieben Träger, zwei Jäger, der Koch, der Präparator und ich, den kleinen Ort Gandaudjau, nachdem wir fünf Stunden im Regen marschiert sind und nun wie Katzen aussehen, die man soeben aus dem Wasser gezogen hat. Die Stimmung ist danach! Dazu wollen mich die Bewohner der kleinen tibetischen Siedlung mit aller Macht davon abhalten, zum Dahaitse vorzudringen. Wahrscheinlich sind sie von meinen eigenen Leuten bestochen worden und setzen nun alles daran, um mich mit vollstem Redeschwall zu überzeugen, daß der Gletschersee zu hoch und zu weit liege, als daß man überhaupt dahin gelangen könnte. Weil ich mich nicht beirren lasse, versuchen sie es auf andere Weise und reden von hunderten wilder, blutgieriger Räuber, die den Weg seit Wochen belagern würden. Ich werfe das ganze Gefindel zur Türe hinaus

¹⁾ Vgl. „Die goldenen Kinder“ S. 80.

und gebe den Befehl: Morgen Frühstück im Dämmerlicht und Aufbruch bei jedem Wetter nach Tagesgrauen!

Ein Kollkrabe, schwarzer Wappenvogel Tibets, der einer riesigen Dakkarawane hierher gefolgt ist, weckt mich im eisigen Frühlicht mit hellem „Gong“ zu neuer Tat. Zwölf Eier und eine Pfanne Reis sind für einen Mann ein gutes Frühstück, das, unter freiem Himmel eingenommen, ein wahres Festessen darstellt. Das Morgenkonzert intoniert eine Gesellschaft lärmender Riesenlachdrosseln (*Janthocincla maxima*). Diese puzigen, langschwänzigen Gesellen kommen ganz nahe heran und stieben schreiend auseinander, wenn der Koch mit den Tellern klappert. Mit weitgefächerten Schwänzen huschen sie dahin, daß die weißen Stoßspitzen wie mattschimmernde Perlen glänzen. Dann buckeln meine Träger ihre Lasten auf und setzen sich langsam schwankend in Bewegung, dem Dahaitse entgegen. Steil, fast übersteil geht es in unzähligen Serpentinien einen Saumpfad hinan, bis uns die Nebelhegen dichte weiße Schleier über die Augen werfen und wir wie Blinde als Opfer des trügerischen Hochgebirgswetters die abschüssigen Lehnen hinaufsteuchen. Aller persönliche Einfluß, Wille und Tatkraft werden hier zunichte. Eine gereizte Stimmung bemächtigt sich meiner. Trotzdem aber wird ein Hölletempo eingeschlagen. Bald sind wir wieder bis auf die Haut durchnäßt und frieren wie die Schneider. Ich habe absichtlich die „shorts“ anbehalten, um unbehindert klettern zu können. So geht es stetig bergauf. Sobald die ersten Geraufährten meinen Weg kreuzen, die Natur totenstill in regenfeuchten Wolkenschwaden dahindämmert und der Jäger keuchend stehenbleibt, wird eine Zigarettenlänge Rast eingelegt. Eine Gesellschaft herrlicher weißer Ohrfasanen wird auf fünfzig Meter im Nebel sichtbar und taucht so rasch, wie sie gekommen ist, schemenhaft wieder unter.

So vergehen sechs bis sieben Stunden harter Kletterarbeit. Dann lichten sich die Nebel, wir sehen die steile Hochgebirgslandschaft hinter uns zurückbleiben, das Tal sich vor uns weiten. Wir hören unter den schweren Granitblöcken, die den Talgrund mit Geröllmassen füllen, das geheimnisvolle Gurgeln des Wassers, das ganz urplötzlich einer anderen Richtung zufließt. Die Wasserscheide ist überschritten! Wir sind in Tibet eingetreten! Eine unendlich weite, öde Landschaft umfängt uns. Kalt bläst der Nebel in die Gesichter. Mählich nur steigen die Hänge an. Weit und gedehnt, bis in die graue Unendlichkeit rollen die wüsten Flächen dahin. Keine Schnee-

gipfel krönen diese langen Bergkämme. Grau in grau gehen sie in dunkle, unglaublich eintönige, aber stark zerrissene Falden über, deren Kuppen im Nebelmeer verschwimmen. Vor uns wie in einem Hegenkessel, durch dessen Tore die Wolken wie von gewaltigen Blasebälgen angefacht hineinwehen, liegt still und einsam unser Marschziel. Umkränzt von düster schweren, windzerzausten Rhododendronwäldern und Schneegebrochenen Fichtenbeständen schimmert der dunkle schweigende See. Bald klettern wir über die Geröllhalden des Seeufers und sehen dabei unser zitterndes Spiegelbild im glasklaren Naß.

Ich lasse den Jäger zurück, damit er den Lagerplatz bestimme und steige selbst noch höher hinauf, um mir einen Überblick von dem Wüstland zu verschaffen, wo die Sagenhirsche ihren Einstand haben sollen. Ein Geräu, hirschgroße Ziegenantilope von dunkler Farbe mit fünfundzwanzig Zentimeter langem, sehr spitzem Gehörn, wird plötzlich vor mir flüchtig und ist im wogenden Nebel verschwunden, noch ehe die Büchse an der Backe liegt. Dichter und dichter, daß ein Weiterklettern unmöglich wird, umgeistert mich das jagende Heer der Nebelhegen! Erschöpft werfe ich mich in einen Zwergrhododendronbusch, lasse die Wolken meine Sinne noch völlig umnebeln und schlafe vor Ermattung fest ein. Als ich wieder erwache, ist der ganze gewaltige Seekessel unter mir mit grauen Wolken erfüllt. Alle Glieder sind steif und der Rücken schmerzt.

Nach ein paar Bewegungen ist alles vorüber. Der Nebel wällt auf, die Wolken zerrinnen, und meine Schmerzen schwinden dahin. Lustig gehts über die Felsen auf eine steile Klippe zu, von der ich einen wundervollen Blick auf den stillen Bergsee genieße. Das Wasser ist so ruhig, das steinungsgrenzte Ufer liegt so schweigsam, daß ich den einsamen Gänsefäger, der mitten auf den schwarzen Wassern das einzige Lebewesen ist, genau beobachten kann, obwohl ich dreihundert Meter über dem See liege. Wunderbar muten die auseinanderlaufenden Ringe an, die der Gäger hinterläßt, wenn er untertaucht, um zu fischen. Über den ganzen großen See dehnen sie sich aus und laufen konzentrisch ihre schweigende Bahn den Ufern entgegen. Lange Stunden sitze ich so in völliger Ureinisamkeit und beobachte das unendlich sich deh nende Hochland vor mir mit dem Glase, ohne daß ich sonst auch nur ein lebendes Wesen entdecken kann. Der düstere Wald unter mir beginnt kälter zu atmen! Leise sinkt die Dämmerung herab. Im letzten grauen Abendschein sehe ich meine

Träger ankommen und steige frohgelaut zum Lager hinab. Brave, tapfere Kerls, zwölf Stunden lang habt ihr eure achtzig Pfund schweren Lasten getragen von zweitausendsechshundertfünfzig bis auf viertausend Meter hinauf, bis zum Dahaitse, über dessen dunkle Wasser bald rot und flammend der Schein unseres nächtlichen Lagerfeuers spielt.

Die Vollmondnacht ist bitter kalt. Mehrmals wache ich frierend auf. Bei Tagwerden wogt und wallt das Nebelmeer in den Talschründen, während die höchsten Felszinnen von der Sonne vergoldet werden. Wenige Minuten später befinden wir uns auf der Pirsch. Über die Geröllhalden des Seeufers, durch die moorigen Talmulden geht es himmelansteigend in den niederen Beständen der Zwergrhododendren bergauf, bis uns ein uralter Gletscherzirkus aufnimmt. Der Eindruck, den die Hochgebirgsgenerie über mir und die tiefbrauenden Wolkenmeere unter mir auf mich machen, ist geradezu überwältigend. Schritt für Schritt, alle zwanzig Meter stehenbleibend, um pfeifend die dünne Luft einzusaugen, ziehen wir, einer hinter dem anderen, die fahlen Halden kenchend hinauf. Vom Lager aus hatten sie so wenig steil ausgesehen und nun entpuppen sie sich als fast unüberwindlich. Die gigantischen Ausmaße dieser unermesslichen Weiten, verbunden mit der klaren, kalten Luft lassen den Maßstab der öden Landschaft in unseren Augen verschwimmen. Nicht nur die Entfernungen unterschätzen wir, nein vor allem auch die Höhe, die sich nun in unangenehmer Weise bemerkbar macht. Schon nach den ersten Stunden anstrengender Kragelei klagen die beiden Büchsenträger über Kopfschmerzen, so daß ich immer mehr Atempausen einschalten, das Schnecken tempo noch mehr verlangsamen muß. Diese Kopfschmerzen stellen sich immer als erste Symptome der Bergkrankheit ein, die absolute Willenlosigkeit, Schlassucht und den völligen Zusammenbruch eines Menschen einleiten. Totenstille lastet über der gipfelumrahmten Einöde. Weit und breit ist kein Tierlaut zu vernehmen. Nur der kalte Wind bläst in den Gewehrläufen eine dumpfe Schauermusik. Wir sitzen und beobachten. So oft ich auch die vielen Kilometer offenen Hochlandes mit dem Glase absuche: es zeigt sich kein lebendes Wesen.

Diese Hirschjagd ist utopisch, klage ich. Jagd auf Tiere, die — nicht existieren, ist Wahnsinn. So geht es mir durch den Kopf. Und doch muß es geklärt werden, dieses Rätsel, dessen Lösung Geduld erfordert. Eiserner Wille und Konsequenz sind über alles

zu stellen, denn diese edlen Hochlandhirsche, die noch keines weißen Mannes Büchse je bekümmert hat, sind Wanderer! Wanderer zwischen zwei Welten, der des unendlichen Graslandes und der Welt des ewigen Schnees, wo sie im Schutze wallender Wolken ihre einsame Herrschaft führen. Vergeblich und immer wieder vergeblich zittert das Wüstland achtfach vergrößert vor meinen Augen vorüber, bis mir das gute Reißglas wieder vor die patronengepanzerte Weste sinkt. Da, auf einmal!! Mein Blick fällt zu Boden und bleibt starr, wie versteinert vor Schreck und Freude, auf dem mächtigen Fährteneindruck eines Hirsches stehen. Wie Feuer brennt es nun in mir! Doch nicht umsonst! Es gibt Hirsche!! Hurra! Nur, nur durchhalten. Der Laie würde dieses unvergleichliche Fährtenbild für das einer Kuh halten. So tief steht es im Boden, so unwahrscheinlich groß sind seine Umrisse. Und doch stammt es von einem Hirsch, einem Sagenhirsch, einem „roten Hirsch“. Die ganze Hand kann ich in den Abdruck hineinlegen und andachtsvoll dabeisitzen. Immer nur staunen kann ich und mich wundern, daß es in diesen steinernen Hochsteppen solch herrliche Geschöpfe geben soll. Aber für Gefühlsduseleien ist keine Zeit. Erst kommt das Ziel.

„Die Hirsche sind nicht da“, sagt auch mein Jäger. „Wo sind sie denn“, frage ich.

„In den Wolken“, antwortet der prächtige Tibeter, zieht den stinkenden Qualm seiner kleinen Pfeife durch die Lungen und haut aus vielen kleinen Steinen ein großes Obo, an dessen oberste Zacke er einen Felsen seines Schafpelzes befestigt, um den Göttern dafür zu danken, daß sie uns irdischen Würmern das erste Zeichen ihrer Schutzbefohlenen, der Hirsche, gesandt haben. Dann stapfen wir weiter, ziehen durch versilzte Rhododendrendickungen, deren dürre Zweige uns die Haut aufreißt, und setzen über die Trümmersfelder der Granitblockaden hinweg.

Jeder Absprung muß bemessen und jeder Aufsatz abgezirkelt sein.

Federnd leicht fliegen wir über die tiefen dunklen Spalten, in denen Bergdämonen ihre Nornenfäden spinnen und unsichtbare Wasser dumpf im Bergesinneren glucksen. Das Schweigen ist so unheimlich, daß es wie Kanonenschläge dröhnt, wenn sich ab und zu ein Felsbrocken löst, aus dem Gleichgewicht gerät und hangabwärts poltert.

Uralte, verwitterte Granitgebirge umgeben uns. Die einstmalig schroffen Gipselformen sind im Zeitlauf vieler Jahrtausende

abgeschliffen worden. Die ehemaligen Gletscher sind verschwunden, nur die vielen amphitheatralisch gerundeten Endmoränenwälle sind die einzig verbliebenen Zeugen vom urzeitigen Charakter der Landschaft. Flach, abgeschliffen und tief ausgehobelt sind die Talböden, über die das Eis ehemals hinweggeglitten. Einem gigantischen Tanzboden gleich leuchten die Kristalle weißen Feldspats, glänzenden Glimmers und schimmernden Quarzes im millionenfaltigen Mosaikwerk aus blendendem Gestein, bis der chaotische Wall der Endmoräne die sanften Formen auflöst und in eine Wüstenei scharfkantiger Granitblöcke verwandelt, die das Ende des ehemaligen Gletschers noch heute bezeugen.

In solchem Gelände jagen wir nun schon vier Tage lang vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein. Wir sind den Gebirgskämmen immer um die Fünftausendmetergrenze gefolgt, ohne einen Erfolg zu erringen. Um Mitternacht des fünften Tages fällt Schnee! Im August! Dazu pfeift ein greulich kalter Wind. Gegen sechs Uhr morgens wird der Schnee zu Regen, und das Zeltdach beginnt heftig zu lecken. Eine erbärmlich ungemütliche Sache, wenn sich der Bettsack um den Körper herum voll eisigen Wassers saugt. Wie die Heringe hocken wir, der Läuse ungeachtet, im kleinen Zelt. Rätselhaft wird es mir bleiben, wie die Leute bei solchem Unwetter Feuer anfachen konnten. Bald spüle ich heißen Tee in die Kehle hinunter, decke mich mit glitschigen Gummisäcken zu und schreibe in aller Seelenruhe mein Tagebuch. Dabei kann ich beobachten, wie sich der Zeltboden langsam, aber um so sicherer, in einen kleinen See verwandelt. Vollkommen zwecklos erscheint es mir, bei solchem Wetter draußen etwas zu unternehmen, da mir die Leute bestimmt umfallen würden. So mache ich mich darauf gefaßt, den ganzen Tag mit Schreiben verbringen zu müssen.

Es mag gegen zehn Uhr sein, als der Wettergott wider Erwarten doch noch ein Einsehen hat. Jagende Wolkenfetzen huschen vorüber. Heulender Sturmwind zerteilt die Regenwolken und verjagt sie. Es wird heller ringsum, und schließlich hört es auf zu regnen. Sofort wird zum Aufbruch gerüstet. Auf Anraten meines Jägers wollen wir heute das Standlager um zirka zehn Kilometer westlich auf der tibetischen Seite errichten, um die Westseite des Sees besser bejagen zu können.

Ich steige daher voraus und treffe einen alten Moschustierjäger, der vor einigen Wochen Hirsche gesehen haben will. Sofort lasse ich ihm ein paar Silbermünzen in die schmutzige Hand gleiten und verpflichte ihn mir für die nächsten Tage als Jäger und Bergführer. Dieser listig dreinschauende, wilde Kerl lebt schon den ganzen Sommer über mit seiner ebenso wilden Ehefrau hier oben viertausendzweihundert Meter hoch in einer Höhle, um Moschustiere mit Fußschlingen zu fangen. Ich bin ganz froh, einen frischen Ersatzmann gefunden zu haben, denn länger als zwei Tage hält kein Jäger bei mir durch. Bald ziehen wir zu viert, mein gestriger Jäger, ein Träger, der Moschustierfänger und ich in die düsteren Nebelregionen hinauf. Über viertausendneunhundert Meter ist herrlicher Neuschnee gefallen, der aber schon weggetaut ist, ehe wir die Höhen erreicht haben. Der eine Jäger, ein wahrer Bär von Natur mit eisernen Muskeln, bricht auf viertausendsechshundert Meter schon an Willensschwäche zusammen. Er klagt über Oberschenkel-, Bauch- und Kopfschmerzen. An seinen hervorgequollenen Augen und seiner wachsgelben Hautfarbe sehe ich sofort, daß der sonst so brave Kerl, der schon in den letzten Tagen über Beinschmerzen klagte, nicht schwindelt, und schicke ihn, ohne eine Minute zu verlieren, zum Lager zurück. Wir drei Übriggebliebenen ziehen die windumsegelten, nebelfeuchten Nidfämme weiter hinauf. Eine Nebelwanderung ist's, die wenig Sinn hat, da wir oft nicht weiter als fünfzig Schritt Blickfeld haben. Plötzlich finden wir ziemlich frische, vielleicht acht Tage alte Fährten, sogar ein kostbares Haar des „roten Hirsches“, das fortan als Heiligtum in meiner Briestafche aufbewahrt wird. Diese beiden Funde begeistern mich derartig, daß sie mir in dieser verzweiflungsvollen Stimmung mehr bedeuten als alle anderen irdischen Güter. Daher geht es nun gegen den Willen der drei Eingeborenen weiter fammwärts hinan. Die Wolken bauen sich zu dichten, grauen Mauern um uns auf. Die blauen Enziane haben ihre Blüten geschlossen. Dicke, schwere Wassertropfen hängen an allen Grasshalmen. Ab und zu versucht ein eisiger Windstoß, uns in den Abgrund zu stürzen, in dessen Tiefe wir nur die quadratischen Granitblöcke grau in grau als nebelverzerrte Umrisse erkennen können. Hirschfährten stehen tief in den Boden eingedrückt. Manche sind so alt, daß man sie nur mit etwas Phantasie gerade noch erkennen kann. Andere, scharf umrissen, können nur Wochen alt sein, und diejenigen, die mich vorwärts in die wolkengeballte Ungewißheit

treiben, sind nur tagalt. Auch finden wir mehrere, fast metertief eingewühlte Grabstellen vom Grislybären, die zwar uralte sind, aber weiterhin dazu beitragen, daß ich nicht rasten kann. Dazu kommt, daß diese nebelumwölkten Gebirgszüge etwas völlig Rätselhaftes, Geheimnisvolles darstellen. Jeden Augenblick erwartet man, aus dem Schatten des tiefliegenden Wolkendunstes etwas Neues auftauchen zu sehen. Weil die Spannung viel gesteigerter, das Interesse viel größer ist, als wenn die Landschaft in heiterem Sonnenlicht klar und offen vor uns läge. Es ist beim Jagen und Forschen auch stets dasselbe Ziel, das erst dann erreicht ist, wenn dem Unbekannten der letzte Schleier entrisen ist. Später überrascht uns eiskalter Regen, der, mit Eisgraupeln vermischt, fast augenblicklich alle Spannkraft der Eingeborenen zunichte werden läßt. An einen überhängenden Felsen gelehnt, versuche ich, die trüben, verzweifelten Gesichter meiner Begleiter aufzuheitern und schenke jedem eine Zigarette, während ich mich selbst an Tsamba und Maisbrot halte, um neue Kalorien aufzunehmen. Die Glutzapfen der Zigaretten erlöschen im Regen ebenso rasch wie die für Augenblicke aufleuchtenden Blicke meiner Mannschaft. Regen, kalter, nasser Regen bedeutet das Hinschwinden aller Energie bei jedem Asiaten. Die armen Kerls tragen nur ihre roh gewebten Umhänge. Sie betteln nun und flehen, daß ich doch umkehren möchte und lügen frech, daß es da unten auch Hirsche gäbe. Die Lüge ist ihnen immer der beste Ausweg. Für mich gibt's kein Zurück. Ich bin auch bis auf die Haut durchnäßt. Ein Schüttelfrost nach dem anderen läuft mir über den Körper. Die wundgeschürften Beine schmerzen, aber der Grat muß erreicht werden, mag's biegen oder brechen, und die Leute müssen mit. Nach einer Stunde haben wir es geschafft. Auf der Paßhöhe, in viertausendsiebenhundert Meter Höhe sitzen wir zusammengekauert für Stunden in dichten, völlig undurchdringlichen Nebelschwaden, während ich mit flammenden Fingern meine wissenschaftlichen Aufzeichnungen niederschreibe.

Wahrlich, ich hätte uns alle vor dem Abscheulichsten bewahren können, wenn uns die Sonne nicht so genarrt hätte. Alle paar Minuten erscheint sie als gelbe, schwach leuchtende Scheibe über uns im Meer der wogenden Nebel. So lasse ich mich für Stunden und Stunden hinhalten, bis es tatsächlich mit einem Schlage hell wird. Die Winde jagen eiskalt über die Kämme und peitschen die gesprengte Herde der aufbäumenden Wolkenrosse vor sich her, daß es

eine Lust ist, dem wilden Spiel des kämpfenden Lichtes zuzuschauen. Und dann plötzlich, wie ein sich hebender Vorhang, sind die Nebel hinweggesetzt. Unter uns öffnete sich ein Felstal, eine Landschaft von so unbeschreiblicher Verlassenheit und Öde, von so packender Wildheit, daß ich sofort das Zeichen zum Weitermarsch gebe, blind vertrauend, daß der Moschusjäger seine Berge kennt. So geraten wir in die Falle. Ist es zu großes Vertrauen in die Bergsicherheit meines Jägers? Nein, es ist die grenzenlose Überheblichkeit des weißen Menschen, der, seinen Gegner unterschätzend, im Vollgefühl seiner Kraft zu glauben sich vermißt, auch diesen Hochgebirgen gewachsen zu sein. Um es kurz zu machen: Eine Viertelstunde genieße ich in überschwenglicher Freude die unglaublich wunderbare Härte dieser Bergformationen. Dann stürmen die teuflischen Nebelherren wieder auf uns ein und schließen ringsum die Welt ab. Halbdunkel umfängt uns. Jetzt entschwindet auch mir die Hoffnung, heute noch auf Hirsche zu stoßen, und ich gebe das Zeichen zum Abstieg. Stunden wandern wir durch Nebel und verschleierten Dunst. Kein Lichtschein erhellt die Trübe einer hoffnungslosen Stimmung. Was ich erst nicht zu ahnen wagte, wird mir nun Gewißheit: Der Moschusfänger kennt sich nicht mehr aus. Im Labyrinth zackiger Granitklüfte, glatter Felsbalden und regenfeuchter Matten hat er uns schon zweimal im Kreise geführt. Aber er lügt frech weiter. Der Jäger traut dem Lügner auch mehr zu als mir, der ich darauf dringe, unsere Fußspuren zurückzuerfolgen. Das Tal schneidet tiefer ein, und die Dunkelheit nimmt zu. Die kalten Fäuste der Bergdämonen halten uns unbarmherzig gefangen und machen jegliche Orientierung unmöglich. Die Bergkolosse, die zu beiden Seiten zwingend das Schrundtal wie schemenhafte Kulissen umkleiden, sind unverkennbar. Nicht etwa tibetische Großzügigkeit, sondern chinesische Zerrissenheit spricht aus diesen Formen. Da ich einen wilden Rhabarber finde und am Standort dieser Pflanze eine Höhenbestimmung durchführe, wird es mir klar, daß wir zu weit nach Osten geraten sind. Im Tibetischen wächst der Rhabarber nicht so hoch! Ein Zurück gibt es nicht mehr! Der Moschusfänger lügt noch immer! Da packt mich eine wilde Wut!

Hier oben werden wir erfrieren, deshalb steigen wir tiefer in die Schroffheit des wilden Talschrun des hinein. Ich nehme wir vor, nicht tiefer als viertausend Meter hinabzusteigen. Dort müssen wir die Nacht verbringen. Klar zeigen die phosphoreszierenden Zahlen

meines guten Aneroids die Höhenlage an. Mit klammen Fingern halte ich das Instrument, feuchend und am ganzen Körper zitternd, in meinen Händen. Mit schmerzverzerrten Gesichtern kämpfen die Jäger hinter mir her. Verzweiflung packt die beiden. Ich verspüre fanatische Lust, den Moschustierjäger zu strafen. Auf Punkt viertausend wird das Instrument weggepackt! Dann packe ich den Kerl und schüttle ihn, bis mir der andere in den Arm fällt, weil er glaubt, die letzte Stunde seines Kameraden sei gekommen. Nun gesteht der Lügner mit zitternder Stimme endlich ein, daß er nicht weiß, wo wir uns befinden.

Es gilt nun, irgendwo in der Dunkelheit eine Höhle zu finden.

Dröhnend poltert der Fluß tief unten. Zu beiden Seiten erheben sich gewaltige Granitfelsen. Da ist guter Rat teuer. Aber lachen muß ich doch über die Verzweiflung der Leute, während mein Regenmantel von Eis starr zu werden beginnt. Die Büchse halte ich noch in der Faust, fest entschlossen, die Kerle niederzuknallen, wenn sie meutern sollten. Aber sie denken nicht daran. Nach wenigen Minuten ist unter zwei übereinanderlagernden Felsbrocken ein schräg abfallender Raum, den man als Höhle bezeichnen könnte, gefunden. Unentwegt tropft das Sickerwasser vom Dach dieses herrlichen Schlafgemachs, während die Wände schon vom Eise glitzern. Einer holt Wasser im Zielfernrohrfutteral vom Wildbach hinauf, während ein anderer Rhododendrenzweige abbricht, um ein Bett zu bereiten. Die Abendmahlzeit wird durch ein Zigarette ersetzt. Dann, auf „Alpenrosen“ gebettet, kringeln wir uns zusammen. Was soll ich diese abscheulichste Nacht meines Lebens noch weiter beschreiben? Der Körper zittert, die Zähne klappern, die Kleider sind gefroren. Regelmäßig wie eine Sanduhr gleiten die Wassertropfen von der Decke und werden zu Eis. Brummender Schädel, zerschundene Knochen, ein paar Felszacken in den Rippen und die Beine wie abgefroren. Das ist Höhlenmenschenromantik! Dicht an mich gepreßt liegen zu beiden Seiten die im Fieber phantasierenden Jäger und röcheln, als ob sie im Sterben lägen.

Im Halbschlaf vergehen die Stunden einer Nacht, die mir unvergeßlich bleiben werden, und deren Erfahrungen ich doch nicht missen möchte. Sie gehören einfach dazu. Feig sein hieße es, wenn man sagen wollte, es sei furchtbar gewesen. Nein, schön war's, und die Hirsche, um die alles geschah und geschehen mußte, sind in meiner Achtung nur um so höher gestiegen.

Drei schwache Menschenherzen schlagen unter einem schweren Felsblock und ringen gegen den Frost. Mitternacht ist vorüber. Wir sind alle wieder wach und versuchen in äußerster Verzweiflung ein Feuer zu entfachen. Die Götter sind uns noch einmal gnädig: Es gelingt. Rot glühen unsere Gesichter, die wir im Halbkreis um die krachenden Rhododendrenäste sitzen, um von vorn die Wärme einzusaugen, während vom kalten Fels her schüttelnder Frost über den Rücken läuft. So verbringen wir den Rest der Nacht, einträchtig in Bergkameradschaft zusammengeschmiedet. Raub hatte ich die Kerls angefaßt, kein Wort des Mitleids war über meine Lippen gekommen. Aber die großen, schwarzen Augenpaare, die nun in der zitternden Rotglut leuchten, sagen mir alles. Tanzend laufen die kalten Schatten am kristallglitzernden Felsen entlang. Nach langem, langem Schweigen, das nur vom Krachen des Feuers unterbrochen wird, fragt mich der alte Jäger treu, ob er weiter mit mir ziehen dürfe. Ich lege ihm die Hand auf die Schulter und nicke! Solch Treuherzigkeit bringt mich diesen robusten Gesellen menschlich näher.

Ich habe schon manche dunkle Nacht zum leuchtenden neuen Tag werden sehen, habe manchen Morgenhauch aus violetten Dünsten zu blutigem Rot erglimmen sehen und dem Rotkehlchen gelauscht, daß mit klingendem Silberstimmchen den hereinbrechenden Tag über dem deutschen Walde besang, und habe das alles schön gefunden. Aber wie heute morgen die Felsdome zu leuchten beginnen, und im grauen Morgenschleier die Reiskristalle zu silbernen Perlen verwandelt werden, wie die tapfere kleine Wasseramsel auf gischtumstrudelttem Felskloß ihre klare Strophe singt und in das quirlende Naß taucht, um den ersten Morgenhappen zu fischen, da dehnt sich meine Brust wie nie zuvor und ich bin wirklich glücklich, diese Nacht endlich überstanden zu haben. Dann geht es ohne Frühstück zurück, den selben langen Talgrund, den wir gestern hinuntergewankt waren, wieder bergan. Es ist wie eine andere Welt. Was uns gestern die Wetterherren nicht zu schauen vergönnt hatten, das schenkt uns dieser Connentag dreifach zurück. Für Meilen und Meilen dehnt sich vor den lichtdürstenden Augen eine Felslandschaft, wie sie im Märchen nicht schöner sein könnte. Zacken und Gipfel im leuchtenden Gold, Matten und Gletscher schimmern in der Unendlichkeit über dem Dach der Erde. Jubelnd, wie tausende Pfeile schwirren die Königshühner (*Tetraogallus tibetanus*) mit hellem Warnruf im Gleitflug zu Tal. Über allem aber funktelt in weiter

Ferne ein einziger Eiskristall als erhabene Pyramide über alle anderen Gipfel. Es ist der Beherrscher Osttibets, der siebentausendachthundert Meter hohe Minja-Gongkar. In berauscher, kalter Schönheit entfaltet er seine Pracht.

In fünf Stunden sind wir auf demselben Pässe angelangt, der uns gestern zum Verhängnis geworden war. Beide Arme reckt der Jäger mir entgegen, als er hinter mir hinaufsteucht. Dankbar blickt er mich an und strahlt über sein breites Mongolengesicht.

Jetzt Hunger? Gar Abstieg? Nein. Nur die Jäger schicke ich zu Tal, zum Lager, zum guten Koch, dessen „Herz klein war“ vor Angst um uns. Ich aber steige hinauf, spüre weder Hunger noch Anstrengung, folge den alten Fährten des „roten Hirsches“ und bewundere den Tag und den ewigen Schnee über der unendlichen Landschaft, bis die Sonne sich senkt und ich in Dankbarkeit dem stillen, tiefdunklen See entgegensteige, wo das Lager steht und endlich auch mein ausgehungelter Körper zu seinem Recht kommt. Denn ich habe über vierundzwanzig Stunden nichts mehr zu mir genommen.

In eben demselben Rhythmus folgen dann noch einmal vier volle Tage, ohne daß es uns gelingt, die geringste lebende Spur eines Hirsches ausfindig zu machen. Morgen für morgen ziehe ich, jedesmal mit einem anderen Gewehrträger, in die Felsbastionen über dem Dahaitse bis auf fünftausend Meter hinauf, Tag für Tag reihen sich die mühseligen Gipfelpirichen aneinander, und Abend für Abend flattern wir mit zerschundenen und völlig ausgemergelten Körpern dem rotflammenden Lagerfeuer entgegen, nur um erschöpft zusammenzusinken und fest zu schlafen, bis der nächste Frühreif uns zu erneuter hoffnungsloser Kammwanderung weckt. Volle acht Tage bin ich nun schon hier oben. Der Probiant ist auf wenige Handvoll tibetischen Mehles (Tsamba) zusammengeschrumpft und alle Eingeborenen leiden heftig unter Atemnot und all den Übeln, die so eine rechte Bergkrankheit begleiten.

Zugeben möchte ich sie nicht, aber wahr ist sie darum doch, die Tatsache, daß ich abbrechen muß, daß ich nichts erreicht habe. Schweren Herzens gebe ich den von der Mannschaft jubelnd begrüßten Befehl zum Abstieg und schmachlichen Rückmarsch. Hoch im blauen Äther zieht ein Steinadler in majestätischer Ruhe seine Kreise. Über alles Irdische erhaben, schwebt er im flutenden Frühlicht der aufgehenden Sonne, während wir schweigsam unsere Lasten

zusammenschnüren und Abschied nehmen von den eisigen Höhen der roten Sagenhirsche.

Allein der Gedanke, daß ich ohne Beute zu den Kameraden zurückkehren soll, ist mir unerträglich. Behutsam kletternd steigt die kleine Karawane im Gänsemarsch, einer hinter dem anderen, zu Tal. Auf der gegenüberliegenden Seite liegen in langer zackiger Reihe nebeneinandergetürmt, die gletschergepanzerten Gipfelfriesen des Hysauberglandes, wo es so viele Blauschafe gibt. Zwischen uns und diesen verlockenden Bergen liegt ein Engtal, das eintaufendfünfhundert Meter tief einschneidet. Da sehe ich den Steinadler, wie er in gerader Richtung, die edelgeformten Schwingen nach hinten leicht angewinkelt, wie ein abgeschossener Pfeil dort hinübergleitet. Lange folgt mein Auge dem erdenbundenen Räuber, bis er als winzig kleiner Punkt aus dem Gesichtskreis des Glases entschwindet. Schüttelt mich der Neid? Nein, der Ehrgeiz fängt wieder zu wühlen an! Da muß ich heute noch hinüber. Ein Blauschaf wenigstens will ich als Beute mit zurückbringen! Dann ist mein „Gesicht“ gerettet.

Die englischen und amerikanischen Missionare hier an der Grenze, die seit zwanzig oder dreißig Jahren als Eckpfeiler westlicher Zivilisation ihren Mann gestanden, halten uns für sehr erfolgreich. Ich darf sie nicht enttäuschen!

Sie verstehen nichts von Jagd. Sie wissen nicht, wie ich da oben am Dahaitse gekämpft habe. Nur Erfolge wollen sie sehen. Dicke Hörner und große Felle. Ich bin der einzige Deutsche hier draußen! Schon deshalb kann ich nicht ohne Erfolge nach Tadsienlu zurück. Während ich sitze, um mir einen Plan zu schmieden, kommt ein kleines Vögelchen ganz dicht herangeflogen. Es ist der Schmetterling der Hochalpen, ein Alpenmauerläufer (*Tichodroma muraria*). Mit rhythmisch zuckenden Flügeln läßt er seine rosenroten Farben spielen und schaut frech zu mir herüber, als ob er mir zuzurufen wollte: „Zweifelst Du noch!“ Dann schwebt er wie ein großer Falter davon, bis ihn eine steile Felswand auffängt. Rasch sind alle Dispositionen getroffen: Vier Träger und ein Jäger, die widerstandsfähigsten und kräftigsten meiner Leute, die ich als Stoßtrupp auswähle, sollen mich begleiten. Im Gilmarsch können wir bis etwa elf Uhr die eintaufendfünfhundert Meter hinabgestiegen sein, dann müssen wir ohne Aufenthalt versuchen, noch heute abend die Blauschafregion der anderen Seite zu erreichen, um irgendwo in

einer Höhle zu nächtigen. Nur so kann es und muß es gelingen, trotz des spärlichen Proviantes noch Beute zu machen. Dann wird es Fleisch geben und volle Töpfe. Beides hatten wir so lange entbehren müssen. Also los!

Der Koch soll die Hauptkarawane zu Tal führen, um in Erldau-djau zu nächtigen und übermorgen soll auch er mit dem Rest der Mannschaft in die Region der Blauschafe vordringen. Die anfänglichen Widersprüche gegen meinen Plan legen sich bald, da ich dem Koch als Führer des nachfolgenden Trupps meine Pistole in die Hand drücke.

Im Dauerlauf, mehr springend als kletternd, geht's hinab zu den Menschen. Die schwüle Talluft lastet schwer auf unseren Lungen. Eine ungewollte Müdigkeit legt sich lähmend auf die Glieder. Daher erlaube ich keine Ruhepause. Die würde uns nur den Rest geben. An der ersten Siedlung lasse ich ein Pferd requirieren, das wir nun abwechselnd reiten. Gegen Mittag befinden wir uns schon wieder fast fünfhundert Meter über der Talsohle. Noch eintausend Meter sind zu bewältigen, dann ist unser heutiges Ziel erreicht.

Ich schultere meine Büchse, stecke eine Handvoll Patronen ein und reite bis auf viertausendfünfhundert Meter zur Baumgrenze hinauf, wo ich mein völlig nasses, feuchendes Pferd auf einem weithin sichtbaren Felsen anbinde, damit der nachfolgende Stoßtrupp hier eine Höhle aussuchen und Lagerfeuer anzünden kann. Dann geht es zu Fuß weiter in die Felsen bis auf den Grat, wo ich mit großer Befriedigung feststelle, daß ich heute von viertausend Meter hinunter auf zweitausendsechshundert und wieder hinauf auf viertausendneunhundert Meter gestiegen bin. Nun liegen die Kämme um den Dahaitse greifbar nah vor mir.

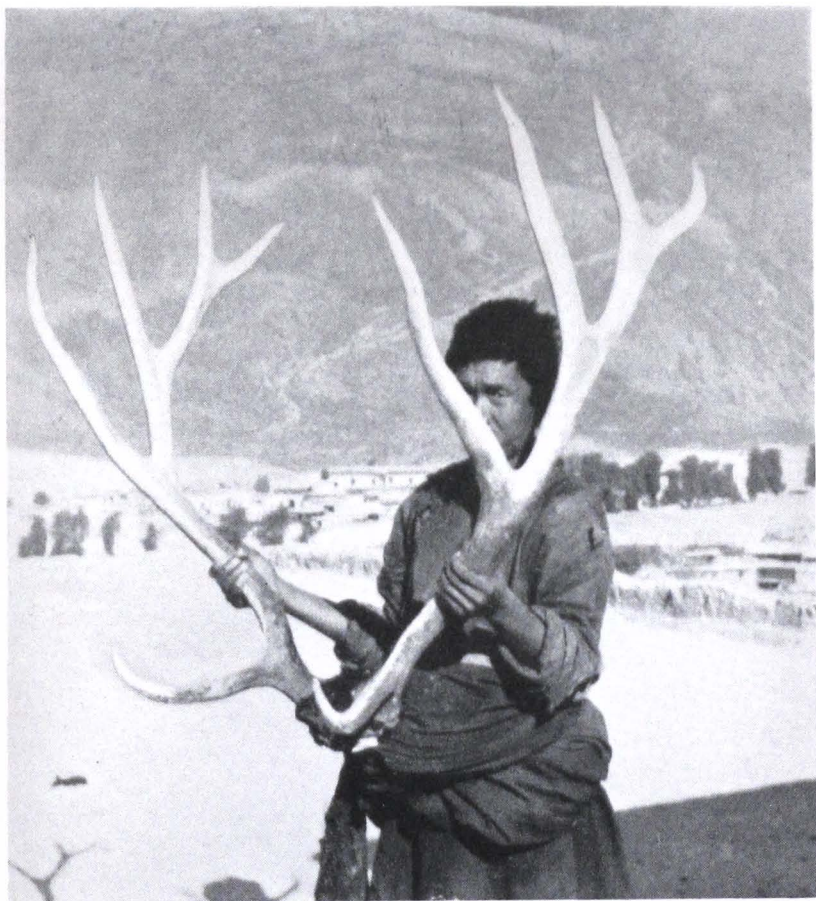
Eine große Enttäuschung ist es aber, daß ich nur ganz alte Zeichen von Blauschafen finden kann. Sie scheinen alle vertrieben zu sein, da die zahmen Daks bis fast zum Kamm hinauf grasen. Hier hat es wenig Zweck! Die Wolken jagen über die Kämme und werfen bald ihre dichten Schleier über mich, so daß ich kurz entschlossen den Rückzug antrete und gleichzeitig mit meinen Leuten beim Pferde ankomme. Erst jetzt, wo die Sonne schon blutrot hinter den Granitfelsen des Dahaitse verschwindet, würge ich zwei Laibintse (trockener Quarkkuchen) hinunter und habe alle Sympathien meines fernigen Stoßtrupps für mich. Da wir noch mit einer Stunde Tageslicht rechnen können, gelingt es mir, ohne bei der

Mannschaft auf irgendwelche Schwierigkeiten zu stoßen, den Weitermarsch anzuordnen. Diese nächste Stunde holt tatsächlich das Letzte aus uns heraus. Auf Blauschafwechseln geht es nun einigen einsamen Goldwäscherhütten entgegen, wo wir unbedingt Schafe finden müssen.

Aus der Schieferformation kommen wir bald in die Marmor-Kalkdolomiten. Die Vegetation wird reicher, Marmeltierbauten mehren sich, wir finden frische Blauschafzeichen und kommen triefend naß beim letzten Schein des Tages an der Goldwäscherhütte an. Wir öffnen die erbärmliche Steinhütte, deren Eingang so schmal und niedrig ist, daß ich in gebückter Haltung seitwärts hineinkriechen muß. Ein Fuchsbau ist sicher sauberer als diese gebetsflaggenumwehte, winzige Höhle, in der sechs Kerle hausen, die mir alle etwas unheimlich vorkommen, und deren Beschäftigung darin besteht, Gold zu waschen und Opium zu rauchen. Oder umgekehrt! — Denn diese halbwilden Tiermenschen leben dreiviertel ihres Lebens in dichte Wolken gehüllt! Wenn die Nebel wallen, wäscht man nämlich kein Gold hier oben, sondern raucht Opium. Daher finden wir auch alle sechs Kerle dicht aneinandergedrängt, Opium rauchend vor. Ein bestialischer Gestank, der mich schauern lassen könnte, schlägt mir aus dem Inneren dieser ärmlichsten aller Behausungen entgegen. Er besteht aus einer Mischung von beizendem Rauche, von aufdringlichem Opiumdunst, von Urin und Kot. Meine Träger sind überglücklich, unter Dach und Fach zu sein, aber mir ist diese Umgebung ebenso unheimlich wie ekelerregend zugleich. Kaum sitze ich eine Viertelstunde in dem „gastlichen Hause“, laufen wir schon Dutzende von Läusen über den Körper. Im riesigen Kochtopf, dem einzigen Haushaltsgegenstand der Hütte, braut eine undefinierbare, aber ganz würzig schmeckende Ziegenbartpilzsuppe, die mir mit einem in der glühenden Asche gerösteten Maiskolben und ein paar Tassen Tees vorzüglich mundet. Noch eine Zigarette wird geraucht, dann verlasse ich die Hütte und krieche in die sturmmumfegte Nacht hinaus. Unter Lachen und Kopfschütteln über den empfindlichen Europäer müssen die Träger meinen Bettsack im Nebel unter freiem Himmel am Steilhang ausbreiten. Ich schlafe sofort ein, ohne zu bemerken, daß ein heftiger, wolkenbruchartiger Regen einsetzt. Plötzlich, mitten in der Nacht, wache ich auf und bemerke, daß mein ganzer Bettsack voll Wasser gelaufen ist, daß Kopf, Hals und Schultern in einem eiskalten See schwimmen. Keinen trockenen Faden, weder in meinem Bett-



Der kapitale Weißlippenhirsch



Geweih vom Weißlippenhirsch



Weibliches Tier vom Weißlippenhirsch

sack noch am Kältezitternden Körper! Dazu plätscht der Regen unaufhörlich. Ich kann meine Hand nicht vor den Augen sehen. Obwohl die ganze Sachlage gänzlich ungefährlich ist und eher zum Lachen als zum Schimpfen reizen könnte, kann ich behaupten, daß ich selten in einer schweinißcheren und unangenehmeren Situation gewesen bin. Nach meinen Trägern rufend, erscheinen sie endlich nach langem Rumoren und befreien mich aus meiner widerlichen Zwangslage. Letzten Endes muß ich nun doch mit der Hütte vorlieb nehmen. Dort liegen noch immer die Goldwäscher im dumpfen Opiumrausch auf dem nackten Felsen in ihren stinkenden, ungezieferwimmelnden Lumpen und meine Träger machen von dem selbstverständlichen Gastrecht Gebrauch, so daß nunmehr zehn Mann Opium rauchen. Es ist ein wahrhaft erschütternder Anblick, die Träger in der Asche zusammengerollt um die Feuerstatt liegen zu sehen. So verbringe ich in triefender, nasser Kälte noch eine der unangenehmsten Nächte meines Lebens, ohne zu wirklichem Schlafe zu kommen.

Grau, trüb und nebelig dämmert der neue Tag herauf. Ich erhebe mich vor der Folterbank und wische mir die reizende Asche aus dem sonnenverbrannten Gesicht, allerdings nur, um mißmutig festzustellen, daß es noch immer Bindsäden regnet. Ein paar regennasse Klumpen Tsambas würge ich hinunter, wecke die in seligem Schlafe schlummernden Naturkinder und schaue nach, ob mein Pferd nicht von Wildhunden (*Cuon alpinus*) zerrissen ist. Dann ziehe ich sämtliche nassen Kleider über, schlage mir die rostangelaufene Flinte über den Rücken und steige in die Felsen. Nach einer halben Stunde gelingt es mir, eine Schneetaube mit der Kleinkaliber zu schießen. Magere Beute! Der saftige Braten wird in glühender Asche geröstet. Asche und Salz verleihen dem Fleisch einen aromatischen Geschmack. Es mundet vorzüglich, denn ich habe seit einer Woche kein Fleisch mehr zu mir genommen. Die Träger fressen die Knochen mit Stumpf und Stiel auf.

Alle halten mich wieder für wahnsinnig, weil ich trotz des Nebels zur Blauschaspirsch rüste. Diana lächelt! Kaum eine halbe Stunde bin ich über die schroffen Steinhalden geklettert, da habe ich wie Schemen im Nebel die weißen Läufe eines ruhig äßenden Rudels Blauschafe vor mir. Der Träger wird zurückgelassen und ich mache eine halsbrecherische Kletterei, um fünfzig Meter näher an das Rudel heranzukommen. Danach aber erlebe ich eine schwere Ent-

täuschung, da sich das ganze, vierzig Kopf starke Rudel nur aus weiblichen Schafen und Lämmern zusammensetzt. Eine Viertelstunde liege ich im Anschlag. Immer und immer wieder nehme ich mir die einzelnen Stücke vor. Der Nebel täuscht nicht. Es sind alles weibliche Stücke! Gerade will ich mich entschließen, einem Kalb die Kugel anzutragen, da beginnen die Nebelschleier sich zu heben und hundert Meter weiter, hoch über dem Rudel, erscheint das massige Gehörn eines Kapitalbockes wie ein Berggeist. Jetzt heißt es handeln! Rasch! Es ist ein schwieriges Abkommen! Fast im gleichen Augenblicke hat die Kugel den Bock schon gefaßt und wirft ihn polternd in die Tiefe, während sich der Nebel wieder senkt und das Rudel in alle Winde zerspritzt. Freudetrunken jage ich hinter dem stürzenden Wilde her, bis ich meine wirklich kapitale Beute greifbar nahe in einer Felsenspalte liegen sehe. Ein Fangschuß erlöst den Bock von allen Qualen. Dann knie ich neben ihm, wuchte das schwere Haupt hoch und taste die Jahresringe ab, von denen ich vierzehn zählen kann. Nun fegen die Wolken wieder vorbei und jagen wogend nach oben.

Unter mir wird es klar. Fast senkrecht dort unten erkenne ich eine kleine menschliche Siedlung. Da, wo die Silberbänder zweier Flüsse sich vereinigen: Tatsienlu. Zwei Stunden später lautet der Befehl: Abstieg. Den Koch mit seiner Mannschaft treffen wir unterwegs. Am späten Nachmittag kommen wir dreißig und völlig zerlumpt in der Missionsstation an. Alles freut sich über den saftigen Blauschafbraten und darüber, daß ich ohne Beute noch nie in Tatsienlu eingerückt bin. Aber in mir wurmt es bitter, daß die Hirsche mich doch genarrt haben.

Und weiter haben mich diese gespenstigen Hirsche zum Narren. Noch viele Tage lang, ja wochenlang und monatelang. — Aber nicht jahrelang!

Mit großem Troß sind wir tief ins tibetische Hochland gezogen. Wilde Flüsse mit tobenden Schnellen und hohe Pässe, die ihre Zacken weit über die fünftausend Meter gereckt halten, liegen nun weit hinter uns. Manch kostbares Beutestück ziert die zoologischen Sammlungen!

Neuland umgibt uns jetzt. Wir sind den Sagenhirschen immer auf der Fährte gefolgt! Wir wissen nicht und können nicht ahnen, was hinter dem nächsten Gipfelgrat liegt. Ein See, ein Gletscher oder eine Ebene? Das ist der prickelnde Reiz des unkartierten Landes, der Zauber des weißen Fleckes auf der Karte. Er löst

zitternde Erwartung aus und der Drang zur Tat wird tobend lebendig. Unendliche Steppenländer liegen noch vor uns, Urwälder, die noch keines Forschers Auge je geschaut und gletscherfunkelnde Hochgebirgsbarrieren, die zu überschreiten noch kein Mensch je gewagt hat. Das alles liegt in der Zukunft, so rätselhaft wie eine große Liebe! Voll Sehnsucht, voll Heimlichkeit und dürstender Erwartung treibt's uns diesem wilden Lande in die Arme.

Heute bewundere ich ein Hirschgeweih, das ein Nomade herabbringt. Der rote Hirsch soll diese schneeweiße, wie Elfenbein schimmernde Schaufelkrone einmal getragen haben. Das behauptet der Eingeborene. Mehr als fünfzehn Kilogramm sollen diese Geweihe wiegen, mit ihren weißen ungeperlten Stangen. Sie tragen eine kleine Augsprosse, über welcher die weitausladende Krone von wapitiähnlichem Typus hoch hinausragt. Das muß ein völlig neues Tier sein! Ein rätselhaft gewaltiges Wesen. Dieser rote Hirsch! Vier Tage südlich von Litang in den wilden Waldgebieten des Molaschistammes soll er vorkommen. Sehr, sehr selten, so berichtet mir der Eingeborene, seien die Hirsche im Waldland von Molaschi. Auch gäbe es dort viele Jäger, die ihnen nachstellen. Warum? Alle Teile dieser Hirsche sind sehr wertvoll und werden mit viel blankem Silber teuer vergütet! Tatsächlich sind diese gehezten Hirsche am aller-ärgersten dran unter all den vielen Großtieren des zentralasiatischen Hochlandes. Eben weil ihr Verbreitungsgebiet gerade dort liegt, wo sich die abergläubischen Interessen zweier medizinhungriger Völker treffen, diejenigen der Chinesen und die der Tibeter. Die armen Tiere sind wahrhaftig wandelnde Medizinläden: Die Bastgeweihe haben die wundersame Kraft, alten chinesischen Herren die Gäfte der Jugend zurückzubringen. Je Stück kosten sie mehr als zwei gute Reitpferde zusammen. Die fertigen Geweihe in gemahlenem Zustande sollen „Kopfschmerz“ und „Darmbeschwerden“ bei den Söhnen des Han glänzend heilen, während sie in Tibet Gegenstände göttlicher Verehrung sind. Die Sehnen der Läufe sind als köstliche Delikatesse in China weit gerühmt. Die Decken werden gut bezahlt, und alle Knochen sollen entgiftende Wirkung haben. Bei den Tibetern aber, die noch am urzeitlich überbrachten Animismus hängen, ist das Wildbret seiner heilbringenden Wirkung wegen im ganzen Lande sehr geschätzt. Das frische Blut, im rohen Zustande geschlürft, und die blutwarm gegessenen Herzen der Tiere bringen physische Kraft und stählen den Mut des glücklichen Jägers. Da bleibt fast kein Körperteil

übrig, der nicht im Analogiezauber der Tibeter oder im Arzneihandel der Chinesen irgendeine wichtige Rolle spielt.

Wieder packt uns die namenlose Ungeduld, ins Land der Hirsche aufzubrechen. Aber so einfach wie bei Tatsienlu, wo die chinesischen Behörden die Räubergefahr im weiten Umkreise durch schärfste Maßnahmen auf ein Kleinstes eingedämmt haben, ist das hier nicht mehr. Es wimmelt in den Litangbergen von zügellosen Horden räubernder Nomaden, die keine Karawane ungeschoren lassen. Daher ist es nur zu verständlich, daß uns kein Tibeter ins Molaschiland begleiten will. Überdies sind mehrere große Stammesfürsten ermordet worden, so daß sich die Völkerschaften von Muli, Molaschi und Changhsien im wilden Aufruhr zerfleischen. Die Räuber aber, als einzige Nutznießer der greulichen Megeleien, können ihre ruchlosen Streifzüge ungestört ausführen. Der Tisch ist ihnen gedeckt! Das Unglaublichste aber ist, daß die dicke Luft ihren alle Moral zerstörenden Einfluß nicht nur auf unsere eingeborenen Mannschaften ausübt, sondern noch viel üblere Früchte treibt. Selbst in unserem „Masterzelt“ ist es nämlich zu wenig erfreulichen, sehr heftigen Auseinandersetzungen gekommen. Nun gilt es zum ersten Male, geschickt zu manövrieren! Mut und Einsatzbereitschaft sind notwendig, um das eingebilddete Phantom „Gefahr“, das es in Wirklichkeit nicht gibt, endgültig zu verschrecken.

Endlich im September rüsten wir! Die Eskorte ist von den Elementen, die sich als Räuberspizel anheuern ließen, restlos gesäubert worden. Die kleine Schar von Leuten, die der letzten Auslese standgehalten hat, scheint gut und zuverlässig zu sein.

Die schnellsten Pferde, die bei Litang aufzutreiben sind, stehen sattelbereit mit geblähten Nüstern wild stampfend vor dem Standlager. Jeder Mann ist mit einem Militärgewehr bewaffnet und trägt einen Kugelgespickten Patronengürtel um den Leib. Wahrlich wir sehen mit unseren bärtigen Gesichtern einem kleinen Kriegszug ähnlicher als einer wissenschaftlichen Expedition, deren Ziel es ist, die Gefahren zu umgehen, und nicht, sie zu suchen. Wer das Abenteuer sucht, ist kein Forscher, wer es aber scheut, der wird nie ein Forscher werden, wenigstens keiner, der es in Hochasien zu Erfolgen bringt.

Ausbruch! Marsch! Freudig traben unsere Pferde an!

Ich habe selten eine schnellere Karawane gesehen als diese. Im Schütteltrab geht es voran. Schon nach zwei bis drei Kilometern, so-

bald wir die große Ebene verlassen und in die weitgewellten Graslandberge eindringen, werden einige Gazellen vor uns flüchtig. Bald elektrisiert uns alle der Ruf: „Banké, Kandala“, „Räuber in Sicht“. Sofort bleibt das Gepäck unter Waffenschutz zurück. Wir galoppieren unter gellendem Johlen den fünf berittenen Räubern entgegen, um Deckung und geeignetes Schussfeld zu suchen. Vor allem aber, um den vor uns liegenden Engpaß zu verteidigen! Ihn scheinen sich die raffinierten Kerle als Operationsbasis ausgesucht zu haben. Nachdem sie die Übermacht unserer Waffen erkannt haben, geben die Helden sofort Fersengeld! Wieder einmal sind wir um die Erfahrung eines richtigen Räuberüberfalles schmachlich betrogen worden. Zwei unserer Leute reiten nun mit mir als Späher voraus, während Dolan die Seitendeckung übernimmt. Dabei jagen wir auf Gazellen, die wir uns als lustigen Räuberersatz ausgesucht haben. Ganz allmählich überschreiten wir die Wasserscheide nach Süden zu und folgen nun talab, wo sich auf ein bis zwei Tagereisen Entfernung ein wundervolles dunkles Waldland unter uns breitet, das Molaschiland, das Übermorgenland, das Land der Hirsche. Wir reiten bis zum Anbruch der Dämmerung, schlagen an einem strategisch sicheren Punkte Lager und sind vor Tagesgrauen des nächsten Tages, während rundum die Rebhühner (*Perdix hodgsoniae sifanica*) schnarrend locken, schon wieder auf den Beinen. Leider hindert uns ein kalter Frühregen am sofortigen Aufbruch. Aber als die letzten Schatten der Dämmerung aus dem Tale gewichen, reiten wir frierend los. Wege gibt es hier nicht. Von Zeit zu Zeit rasten wir, um die meilenweiten Hochflächen nach den Sagenhirschen abzusuchen, sehen aber nur Murmeltiere und Gazellen, die sich im Brunnstpiele herumjagen. Nach langem Ritt erreichen wir das parkartige Fichtenland mit weiten silberstämmigen Brandflächen. Obwohl wir den ganzen Tag durch die dichten Urwälder pirschen, finden wir nur schemenhafte Anzeichen von dem Hochwilde, das wir suchen.

Dolan ist maßlos enttäuscht, da er keine Fährten fand! Die Losung aber, die ich in der Tasche gesammelt hatte, heitert ihn wieder etwas auf. Morgen wollen wir um vier Uhr aufbrechen und gehen daher alle früh schlafen. Es ist noch tiefe Nacht, da die Zeltkleinen gerüttelt werden und der Koch das Frühstück hereinbringt. Natürlich hat keiner von uns ausgeschlafen! In Eile stürzen wir eine Tasse heißen Kaffees hinunter, verschlingen unseren obligaten Reis, und dann geht's hinaus, wo schon die gesattelten Pferde vor dem schwelenden

Lagerfeuer bereitstehen. Über uns strahlt das Sternenmeer und der Mond wirft seinen silbernen Schein über die bereifte, eisfunkelnde Landschaft. Es wird kaum ein Wort gesprochen, bis auch die Tibeter ihren Tsamba gegessen haben. Dann geht es auf die Pferde und in förderndem Trabe talab. Im Haupttal trennen wir uns! Dolan wählt die jenseitige Talseite, während ich mich heute diesseits des Flusses weiter nach Süden in die Wälder hineinarbeiten will. So reiten wir eine knappe Stunde talab, bis es im Osten zu dämmern beginnt, und dann geht es ein Seitental hinauf, den abgebrannten, bleisilbernen Fichtenwäldern entgegen. Ich pirsche für Stunden, ohne mehr als die alten Fährten dreier verschiedener Stücke zu finden. An einem ganz wundervollen, tief eingeschnittenen Fichtenwalde erwarte ich die nachpirschenden Jäger mit den Pferden. Müde, niedergeschlagen und hoffnungslos sitzen wir in der wärmenden Morgensonne. Wir kommen dahin überein, daß die Hirsche noch tiefer im Walde stecken, wenn sie überhaupt im Zwanzig-Kilometer-Umkreis irgendwo sich aufhalten. So sitzen wir, pirschen, finden Fährten, den ganzen langen Tag, ohne etwas Positives zu erreichen. Hagelschauer und Regen wechseln mit Sonnenschein ab. Eine Stunde lang fallen mir die Augen zu, dann schreibe ich wieder Tagebuch. Es ist entsetzlich! Nicht einmal Vögel kann ich sammeln, weil die Schüsse das Hochwild vertreiben würden. Plötzlich überrascht uns wieder ein so heftiges Gewitter, daß wir fluchtartig in dem Wald unter einer mächtigen Fichte Schutz suchen. Die Donnerschläge betäuben uns fast und rollen von einer Talflanke zur andern. Auf den gegenüberliegenden Gehängen aber scheint golden die Nachmittagssonne. Wundervoll ist der Kontrast zwischen den lichtüberfluteten Gras- halben dort drüben und den düster-schweren regengepeitschten Koniferenwäldungen bei uns. Dazwischen aber prangt mitten im Tal, wie zur Versöhnung der feindlichen Elemente ausgespannt, in leuchtenden Farben ein Regenbogen. Nachdem das Unwetter vorübergezogen ist, finde ich den ganzen Waldboden buchstäblich von Hirschfährten übersät. Von meinem Platz aus zähle ich nicht weniger als acht Fährten, die überall tief eingedrückt im Boden stehen. Fährten, so stark, daß der Ungeschulte sie für Dackfährten halten könnte. Es müssen doch mächtige Tiere sein! Andachtsvoll nur kann man diese riesigen Tritts Spuren betrachten.

Voll hoffnungsfreudiger Erwartung sehe ich die sonnenbeschiedenen Flächen der gegenüberliegenden Hänge immer kleiner

werden, während unsere Talseite schon im kalten Halbdämmerlicht sich ausbreitet. Die langersehnte, die kritische Zeit der Dämmerung naht.

Ein dickköpfiger roter Karmingimpel (*Erithrina thura femina*) schwingt sich leise meckernd über mir im Schlafbaum ein. Ein Meisenschwarm turnt noch quecksilbrig in den Zweigen. Waldkönige (*Lophobasileus elegans meissneri*), die anmutigsten und zierlichsten aller Charaktervögel dieses uralten Fichtenwaldes, spinnen wie purpurne, grün und blau bemalte Wattebällchen in ihrem plustringen Samtgefieder von Ast zu Ast und tun es in Geschicklichkeit den winzigen feuerkläppigen Goldhähnchen (*Regulus regulus himalayensis*) gleich, die ihren Zug mit wispernden Stimmchen begleiten. Lange schaue ich dem lustigen Schwarm nach, bis nur noch die lauten Stimmen der Tann- (*Parus rufonuchalis beavani*) und Haubenmeisen (*Parus dichrous wellsi*) aus dem Rauschen der alten wetterharten Fichten klingen. Dann herrscht für einige Zeit Stille im Tierreich. Eine fette Spinne kommt neugierig an meinen Beinen heraufgekrabbelt und sucht in meinem Schafpelz Zuflucht. Ich lasse sie ruhig krabbeln und hoffe, daß sie an Läusen Gefallen findet. Dann schallt ein gebieterischer, harter, krächzender Hühnerton durch den Wald, der Kampfruf eines großen weißen Ohrfasans. Er gibt mir das Zeichen zum Aufbruch, denn wenn die scheuen Ohrfasanen rege werden, dann steht auch das heimliche Moschustier auf und die Hirsche werden auch zur Mung ziehen. Ganz langsam wie der Hirsch selbst und ebenso vorsichtig, biegen wir die tropfnassen Zweige auseinander und setzen Schritt vor Schritt mählich bergauf, achten auf jede Fährte und lassen die zeternden Graurückendrosseln (*Turdus kessleri*) sich erst vom Anblick der ungewohnten Zweibeiner beruhigen, ehe wir unsere Pirsch fortsetzen. Dann finden wir eine frische Fegestelle dieser kolossalen Hirsche. Eine ganze Fichte von zirka fünf Meter Höhe ist bis zweieinhalb Meter hinauf völlig zerfetzt und zerschlagen. Der Boden ist rundum aufgewühlt von der Last des mächtigen Körpers. Sicher gibt es von diesen gewaltigen Recken nur noch wenige in diesem Tale. Den Fährten nach zu urteilen ist das Geschlechtsverhältnis von Hirschen und Tieren ziemlich gleich. Es gibt in dieser Wildnis mindestens ebensoviel männliche wie weibliche Stücke, da der Mensch die Tiere ebenso wahllos verfolgt wie das vierfüßige Raubwild. Obwohl wir die schulterhohen Rhododendrenfelder oberhalb der Baumgrenze meilenweit übersehen

können und nur windgeborstene, phantastisch entstellte, kahl schimmernde Fichten das Landschaftsbild umrahmen, so mahnen uns doch die eingestampften Fährten und die frisch gebrochenen Rhododendrenzweige zu äußerster Vorsicht. Jeden Augenblick kann einer der Rätselhirsche erscheinen. Eine Viertelstunde nur bleibt uns zur Pirsch. Sobald in diesem Lande nämlich die letzten goldenen Strahlen von den höchsten Bergzinnen gewichen sind, setzen die eiskalten Winde ein und die Dämmerung scheint das heimliche Grau des nordischen Zwiellichtes zu überspringen. Alles ringsum wird in wenigen Minuten in tiefstes Schwarz getaucht. Wir stehen und lauschen, bis die Kassiopeia ihr funkelndes W über uns ausbreitet und tief vom Tage herauf dumpf und hohl der Uhu (*Bubo bubo tibetanus*) flagt. Dann flappe ich den Sicherungsflügel herum und ein beschwerlicher Abstieg durch den stockdunklen Fichtenurwald beginnt. Dreimal müssen wir knietief durchs Wasser des Gießbaches waten und erreichen endlich das Tal, wo wir nach langem Jodeln von dem Tibeter, der die Pferde bewacht, Antwort erhalten. Zum Abschluß des Tages folgt in völlig durchregneter Kleidung noch ein Ritt von zweieinhalb Stunden durch die sternenfunkelnde Tallandschaft! Über uns ragen die schwarzen Mauern der riesigen Fichten, und unter uns fließt ruhig wie Öl der Fluß von Molaschi. Das Sternenmeer spiegelt sich in den sachte dahinfließenden Wassern ebenso klar und so funkelnd, daß ich oft meinen könnte, der Himmel breite sich unter uns aus. Endlich glühen die Lagerfeuer durch die schweigende Waldnacht. Erreicht! Ein schwerer Tag war es. Bei Mondlicht waren wir ausgezogen vor zwanzig Stunden. Nun schimmern die Sterne über uns.

Nächsten Tages wollen wir unser Lager zehn bis zwanzig Kilometer tiefer in das Haupttal verlegen, da die Tibeter behaupten, daß es dort unten mehr Hirsche gäbe. Deshalb bleiben wir alle faul wie die Günde bis sieben Uhr morgens auf unseren Gummimatrassen liegen und schicken unsern Jäger auf Dhrfasanenjagd, da das Fleisch knapp geworden ist.

Unsere Herren Jäger verschießen wohl eine Menge Patronen, bringen aber nicht einen einzigen Dhrfasanen zurück. Nun müssen wir selbst für die Küche sorgen. Da doch geschossen worden ist, will ich außerdem ein Bündel Kleinvögel sammeln. Wenn mir diese zweistündige Morgenpirsch auch nur eine neue Rasse beschert, so erlege ich doch zirka dreißig gute Stücke, die alle zu den

Charakterarten dieser wundervollen, riesigen, parkähnlichen Koniferenwälder gehören.

Die Ohrhasen des gesamten Waldkomplexes werden durch mein andauerndes Knallen alarmiert und kollern ihre wilden Warnschreie durch den Forst. Ganz beruhigt, da ich sie doch noch in die Enge treiben werde, jage ich auf Kleinvögel. Plötzlich jedoch höre ich hoch über mir die lauten Rufe der Ohrhasen erschallen und sehe ein ganzes Volk von zirka fünfzig dieser herrlichen weißen Vögel aus der Deckung des Waldes heraus, den freien Wiesenhang hinauf marschieren. Einer der prächtigen, schneelig leuchtenden Vögel hinter dem anderen, ziehen sie fünfhundert Meter frei ohne jegliche Deckung hangauf, um über dem Kamm im nächsten Koniferenwald unterzutauchen. Das war eine arge Enttäuschung. Besonders, wo ich im Geiste schon fünf oder sechs von ihnen in unseren Suppentöpfen gesehen hatte. Das Verlassen der schützenden Deckung ist übrigens ein ganz ungewöhnliches, den Lebensgewohnheiten der Ohrhasen nicht entsprechendes Verhalten, das nur dadurch begründet werden kann, daß die Waldkomplexe zu klein, und der Unterwuchs zu licht sind. Je höher ich hangauf jage, desto besseren Ersatz finde ich schließlich. Plötzlich huscht im dichten Zwergrhododendronwust ein graues Etwas unter meinen Füßen weg, das auf zwanzig Schritt durch einen Schnappschuß prompt kopfüber schlägt und sich als ein Hase (*Lepus sechuenensis*) entpuppt. Von nun an suche ich systematisch die Krummholzregion mit negativem Erfolg nach Hasen ab. Alles Geschrei und Buschabklopfen ist vergeblich. Die Krümmer sitzen so fest, daß man sie fast auf den Kopf treten muß, ehe sie sich gemüßigt fühlen, aufzustehen. So jage ich wieder getrost meinen Kleinvögeln nach, doch während ich nach dem ersten Schuß gerade die Flinte geöffnet habe, um das Einsteckrohr zu wechseln, saust wieder ein Hase davon. Auch nach dem zweiten Schuß auf einen kleinen Vogel, will sich wieder so ein Lämmel davonstehlen. Schon schlägt er Rad. In einer Viertelstunde schieße ich auf diese Weise vier feiste Hasen, die alle erst hochgehen, nachdem das Einsteckrohr geknallt hat. Damit lasse ich's genug sein. Wang hat sonst zuviel zu tragen, denn auf viertausenddreihundert Meter machen ein paar Hasen schon ein gutes Gewicht aus. Wir steigen langsam zum verlassenen Lagerplatz hinab, wo zwei Tibeter blieben, um uns zu erwarten. Wir frühstücken rasch, befreien uns von den lästigen Stipastacheln (die Samen des Stipagrases, mit langen Widerhaken versehen, sind steinhart und bohren

sich ins Fleisch ein. Wenn sich dann der drei Zentimeter lange, spiralig aufgezugene Schwanzfortsatz der Samen unter dem Einfluß der Körperfeuchtigkeit abzuwickeln beginnt und den steinharten Samen noch tiefer in die Haut treibt, verursacht er großen Schmerz), schwingen uns sodann auf die Pferde, reiten, den im feuchten Gras gut sichtbaren Spuren unserer Karawane folgend, das Molaschital hinab und erreichen das schon wieder aufgeschlagene Lager gegen Mittag. Die Zeit bis zum Ausbruch zur Hirschjagd verbringen wir mit Tagebuchschreiben, Botanisieren und Präparieren. Die Mannschaft ist dabei, ein Murmeltier (*Arctomys marmota himalayensis*), das ich vor einigen Tagen geschossen habe, schmagend zu verzehren. Das ist auch für uns ein neues Gericht, das unbedingt probiert werden muß. In der Tat stellen wir fest, daß das „Schneeschweinchen“ ganz ausgezeichnet schmeckt, und daß sein Fett gutem Schweinefett gleichzusetzen ist. Alles natürlich nach Expeditionsmaßstab gewertet.

Während Duncan der Räubergefahr wegen das Zelt bewachen muß, ziehen Dolan und ich auf die vielversprechende Abendpirsch. Jeder wählt mit seinen eingeborenen Begleitern eines der schroffen Seitentäler. Eine Stunde geht's steil durch Stecheichendickungen aufwärts. Geraufährten sind häufig. Sie sind an den eßigen Ranten von Hirschfährten zu unterscheiden. Nichtsdestoweniger aber versuchen die beiden mich begleitenden Tibeter mir klarzumachen, daß dies alles Wapitifährten seien. Um Gerau liegt mir nicht viel! Deshalb ziehen wir weiter bergan, ohne überhaupt ein Zeichen vom Hirsch zu Gesicht zu bekommen. So entschieße ich mich, in das nächste Tal hinüberzusteigen. Steil, fast senkrecht hangeln wir uns an den Felsen hinab und finden im Talboden eine frische mächtige Hirschfährte, die allein schon Ehrfurcht einflößt. Die Trittspur steht talaufwärts. Mit äußerster Vorsicht, alles trockene Geäst vermeidend, folgen wir und finden kaum eine Viertelstunde später eine zweite Fährte, die aus dem Tal hinaussteht, aber glücklicherweise etwas älter als die erstgefundene ist. Ich kombiniere folgendes: Der Hirsch war gestern abend aus dem Tal zur Asung herausgewechselt und ist heute morgen vor Tau und Tag sicherlich wieder eingezogen. Außerste Vorsicht ist geboten. Wir pirschen wie auf Samtsohlen dahin! Jetzt geht es um alles! Gelingt es der Expedition, auch nur einen einzigen dieser Hirsche zu erbeuten, dann ist der Erfolg gesichert. Wir müssen eine Lichtung im Talgrund überqueren, um besseren Einblick auf ein paar Blößen in dem Stecheichengewirr zu gewinnen. Die Dämme-

rung nimmt schon rasend zu. Wir lassen uns auf einem morschen Baumstamm nieder, um noch einmal die ganze Umgebung genau abzusuchen, ehe wir uns frei auf der Lichtung zu zeigen wagen. Die beiden Tibeter mit ihren Luchsäugen und auch ich können außer einem Volke Ohrfasanen nichts weiter entdecken. Nach fünf Minuten jedoch, ich schicke mich gerade an, behutsam weiterzupirschen, erhasche ich mitten auf einer Lichtung im Stecheichenbestand zirka fünfhundert Meter weit, eine schattenhafte Bewegung, die nur von einem Stück Wild herrühren kann. Heiß fährt mir's durch den ganzen Körper! Jetzt mache ich den Rumpf des Wildes aus, das ruhig auf uns herabsichert. Ich denke, daß es ein Moschustier ist. Das Glas an die Augen! Da wird mir fast schwindelig, denn auf einmal trägt dieses graubraune Moschustier ein weit ausgelegtes mächtiges Geweih. Donner und Teufel! Was ich vor mir habe, ist einer der völlig unbekannten Gagenhirsche und ein ganz Kapitaler dazu! Anpirschen ist unmöglich! Jede weitere Bewegung kann Unglück bringen! Schweren Herzens muß ich einen Schuß auf diese riesige und unweidmännische Entfernung wagen. Langsam reicht mir der Tibeter meinen Stock zu, und dann begeht er den größten Fehler, indem er hinter einem Felsen Deckung zu gewinnen sucht. Der Erfolg ist, daß der Hirsch das Geweih in den Nacken wirft, sich in Troll setzt und mich zum Schusse zwingt.

Was nun folgt, geht alles so schnell, daß es mir schwer fällt, es wiederzuerzählen. Ich weiß, daß die erste Kugel zu tief einschlägt, obwohl ich eineinhalb bis zwei Meter über den flüchtigen Hirsch halte; die zweite hüllt den ganzen Hirsch in eine Wolke von Staub; den Einschlag der dritten kann ich nicht feststellen. Dann folgt die vierte Kugel, da der gewaltige Hirsch in einer einzigen Flucht den Kamm überfallen will, um in das nächste Tal zu gelangen. Auf diese Kugel, die ich zweieinhalb Meter über den Hirsch visierte, glaube ich ihn mit hochauskeilenden Hinterläufen zeichnen zu sehen. Dann ist der Spuß verschwunden! Weg! Fort, über den Kamm! Ich könnte mir die Haare einzeln ausraufen. Ich tobe auf die Eingeborenen los. Die aber sammeln in aller Ruhe die abgeschossenen Patronenhülsen auf. Daran scheint ihnen mehr zu liegen als an meinem Hirsch! Dem Weißhirsch oder dem Rothirsch? Dem Gagentier Ostribets! Es ist zum Verzweifeln! Die einzige Gelegenheit habe ich nicht ausgenutzt; diese verdammten Tibeter! Wäre ich doch allein gepirscht! Wer, in Gottes Namen, kann auf fünfhundert oder

gar sechshundert Meter einen flüchtigen Hirsch treffen? Und wenn er fünf Zentner wiegt; das ist doch unmöglich! Oder? Mir hämmert das Blut in den Schläfen. So eine hundemäßige Schweinerei! Der einzige schwache Trost ist, daß die Tibeter immer und immer wieder sagen, daß die letzte Kugel sitzt. Ich zweifle, muß zweifeln! Dann sagen sie, ich hätte gute Augen, da ich den Hirsch im Dämmerlicht lange vor ihnen gesehen hätte. Hundsfootts erbärmliche! Furchtbare Minuten verstreichen.

Dann aber los! Der Hirsch hat die Kugel — ich glaube es jetzt beinahe selbst! Nach harter Kletterei sind wir bei dem letzten Anschuß auf dem Grat angelangt. Es ist schon zu dunkel, um etwas Sicheres ausmachen zu können. Deshalb geht's gleich mit bester Hoffnung auf die morgige Nachsuche zum Lager zurück.

Bis Mitternacht wird erregt diskutiert, jede Möglichkeit durchdacht, jeder Umstand erwogen. So muß der Hirsch theoretisch zur Strecke kommen. Ja, zum Teufel mit den Theorien! Welcher Jäger kennt sie nicht?! Sobald der neue Tag heraufgraut, ziehen wir allesamt hoffnungsfreudig zur Nachsuche aus. Drei Pferde werden gesattelt. Alle im Lager irgendwie entbehrlichen Leute müssen sich beteiligen, damit wir die Streife so gründlich wie irgend möglich durchführen können.

Der Anritt ist äußerst beschwerlich, ja beinahe gefährlich. Die Hänge des Tales sind so steil, daß wir von Glück sprechen können, kein Pferd zu verlieren. Diese unbeschlagenen Graslandtiere, auf denen man so weich dahingleitet, benehmen sich in den Steilhängen reichlich ungeschickt! Mit knapper Not hat der führende ortskundige Tibeter sein Pferd über einen vorspringenden Felsen gebracht, als mein Gaul unter mir zusammenbricht und ich gerade noch Zeit habe, abzuspringen, um dem Tiere am Zügel das Gleichgewicht zu erhalten. Im selben Augenblick höre ich hinter mir einen heftigen Aufschlag und erblicke Duncans Schimmel, der, sich dreimal der ganzen Länge nach überschlagend, die Halde hinabkollert, über eine Klippe saust und zehn Meter tiefer wieder auf allen vieren landet, um sofort, ohne das geringste Zeichen von Aufregung zu verraten, zu grasen.

Nach einer Stunde sind wir endlich am Anschuß angelangt und stellen wie zum Hohne fest, daß Dolan gestern abend, als er meine Schüsse hörte, keine fünfzig Meter von der Stelle entfernt war, wo der Hirsch den Kamm überfallen hatte. Eine ganz leichte Bodenwelle hatte das Wild seinen Blicken verborgen. Also doppeltes Pech!

Wir finden nur einen Kugeleinschlag. Der Boden ist so trocken, daß kein Fährteingriff zu sehen ist. Aber nach einstündigem systematischen Suchen entdecken wir die Schalenabdrücke des Hirsches, und nun beginnt auf der Fährte eine unbeschreibliche, mühselige, genaue Nachsuche, die durch zwei Täler führt und bei strömendem Regen am späten Nachmittag abgebrochen werden muß, da die Trittspur über einen steinigten Schotterhang führt und nicht mehr zu halten ist. Erschöpft und entmutigt sinken wir zusammen. Ich schwöre mir nur eines: Nie wieder auf solche unsinnigen, Entfernungen schießen! Während die Leute mit hängenden Köpfen talwärts ziehen, reiten Wang und ich des Regens ungeachtet weit über die Baumgrenze auf viertausendachthundert Meter hinauf, umgehen das nächste Seitental und steigen ins übernächste hinab, wo wir im Fichtenbestand vor dem beißenden hagelvermischten Winde Schutz finden. Nun erst habe ich Zeit, mit klammen Fingern meine Tagebuchaufzeichnungen niederzuschreiben. Dann pirschen wir durch den moosgepolsterten Fichtenbestand talwärts. Die außerordentliche Steilheit des Geländes zwingt uns, ins Haupttal hinabzusteigen, und dann reiten wir wieder durch die Wälder talauf. Gerade wollen wir die Pferde koppeln, da springt, keine dreißig Gänge seitlich, ein braunrotes Moschustier ab, das auf fünfzig Meter lange verhofft und unbelästigt abziehen kann. Bei schwindendem Büchsenlicht tritt hoch oben am Hang ein Stück Wilo aus, das ich nicht mehr ansprechen kann. Obwohl ich es im Zielfernrohr noch erkenne, unterlasse ich den Schuß. Ich habe wirklich noch genug von gestern. So pirschen wir zu unseren Pferden zurück und galoppieren in wildem Tempo bei stockdunkler Nacht dem Lager entgegen. Es ist geradezu wunderbar, mit welch sicherem Instinkt diese Pferde bei völliger Dunkelheit dahinfliegen können. Für mich ist es jedesmal ein unbeschreibliches Erlebnis. Da mir dauernd Zweige ins Gesicht peitschen, wird die Mütze in die Tasche gesteckt. Ich lege mich dem Tier flach auf den Hals, um nicht abgestreift zu werden, und dann rasen wir mit langen Zügeln zwischen den Felsen durch das meterhohe Gras dahin. Plötzlich reißt mir — an einer Felsenecke hängend — der linke Stiefel von oben bis unten auf, ohne daß ich aus dem Sattel gerissen werde. Weiter geht die wilde Haß! Erst zwischen den Zelten parieren wir die feurigen Gäule durch. Traurig muß ich bekennen, daß ich nichts geleistet habe.

Der spitzfindige Koch, der mit der Wachtmannschaft das Lager den ganzen Tag betreut hatte, bereitet uns als willkommenen Ersatz

ein lukullisches Abendmahl, einen wirklichen gastronomischen Genuß, wie man ihn in der Wildnis selten haben kann, da wir in der Regel niemals die Zeit finden, ein ordentliches Mahl bereiten zu können. Der findige kleine Chinese hat aus dem Fluß eine Art grünen Algengewebes (den sogenannten *suitsai* = das Wassergemüse), das an den Steinen flebt und ein wabbeliges sehr schleimiges Gewächs darstellt, herausgefischt. Aus diesem undefinierbaren Zeug hat er, mit ranziger tibetischer Butter gedämpft, ein wirklich wohlschmeckendes Gemüse bereitet, zu welchem es Hasenbraten gibt, der mit Murrentierfett reichlich gespickt worden ist. Es hat lange nicht mehr so gut geschmeckt! Infolge der Aufregung des gestrigen Jagdtages und der heutigen Nachsuche hatte ich fast vierundzwanzig Stunden so gut wie nichts zu mir genommen. — In unseren Zelten allerdings sieht's wüst aus. Die Matragen schwimmen in Wasserlachen! Alles ist vom Regen durchnäßt. Doch wir, viel zu müde, um noch Ordnung schaffen zu können, verkriechen uns halbtot in die Schlaffäcke.

Am anderen Morgen liegt von viertausenddreihundertundfünfzig Meter aufwärts frischer Spurschnee, der aber nicht einmal so lange anhält, bis ich die Höhe erreicht habe, um abfähren zu können. Außer einem einzigen Hasen, den ich aus Wut mit der Kugel erlege, bekomme ich kein Stück Wild zu Gesicht. So schieße ich im Talboden zirka zwanzig Kleinvögel und komme gegen zehn Uhr mit hungrigem Magen im Lager an. Duncan und Dolan haben auch nichts gesehen. So hauen wir uns allesamt in die Falle und schlafen bis Mittag. Dann wird geschrieben, präpariert und gegen einhalbvier Uhr reiten wir wieder auf Pirsch, ohne daß einer ein Stück Wild zu sehen bekommt. Bei Dunkelheit treffe ich mit Dolan, der sich wie ich in einem hoffnungslos deprimierten Zustand befindet, zusammen, und wir reiten gemeinsam zum Lager zurück. Dort sind die Lebensmittel schon sehr knapp geworden, so daß wir bald an den Rückmarsch nach Litang denken müssen.

Wegen des winterlichen Nomadenbetriebes haben die Hirsche nur wenig Ruhe. Irgendwo anders muß es ja bessere Jagdgebiete geben. Diese vierzehn Tage, von denen ich hier nur drei geschildert habe, waren zu niederdrückend. Das Wetter ist noch immer nicht beständig, und die Hirsche brunsten noch nicht, obwohl wir den 1. Oktober schreiben.

Die Amerikaner haben genug von der Hirschjagd. Auch mich hat das Pech etwas verschnupft, so daß ich mich mit dem Ausbruch einverstanden erkläre, sobald diese hochinteressanten Wannentäler ornithologisch gründlich durchforscht sind. Die Wahrscheinlichkeit, in diesem weiten Lande überhaupt noch auf einen Hirsch zu Schuß zu kommen, ist außerordentlich gering, weil die Tiere auf Grund des parkartigen Waldcharakters kaum genügend Deckung finden können, um einen bestimmten Waldkomplex als Einstand innezuhalten. Vielmehr sind sie gezwungen, sehr weit zu wandern, um vor ihren Feinden sicher zu sein. Der Mangel an Dickungen trägt wohl auch dazu bei, daß die Hirsche rein nächtliche Gewohnheiten haben. Obendrein wird das Molaschiland von vielen Jägern unsicher gemacht, die zu Pferde und mit einem Sack Tsamba monatelang den Hirschen tagsüber auf der Fährte folgen, so wie es die Wölfe bei Nacht tun. Einmal finde ich die frische Fährte eines Tieres mit Kalb, die von einer unerhört starken Wolfsfährte begleitet wird. Es ist fraglich, ob die Wildarmut dieser wundervollen Waldgebiete durch ein Übermaß von Jägern allein oder durch das Raubwild bedingt ist. Ich bin geneigt anzunehmen, daß der Mensch die größte Schuld am bevorstehenden Aussterben dieser herrlichen Tiere trägt.

Eines Nachmittags, ich sitze mit zwei Tibetern auf einem Felsen an, um die gegenüberliegende Hangseite nach Hirschen abzusuchen, erscheinen zwei tibetische Jäger im Talgrunde. Sie sind gut beritten und scheinen Militärgewehre zu führen. Meine Tibeter neben mir friechen augenblicklich wie sprungbereite Katzen zusammen und flüstern mir leise zu: „Schieß, schieß sie beide von ihren Gäulen herunter; hier kann es niemand erfahren, bitte schieß. Sie haben gute Pferde, die dann uns gehören.“

Erst muß ich herzlich lachen, bis es mir zum Bewußtsein kommt, daß die beiden Jäger, die zwischen den hohen Wäldern so friedlich durch die Einsamkeit ziehen, ihr Leben verspielt haben würden, wenn meine „treuen Begleiter“ allein hier ständen. Es gelingt mir auch nicht, die beiden Schwerenöter zu überzeugen, daß die Tat, die sie ohne Gewissensbisse auf sich genommen hätten, gemeinster Mordmord gewesen wäre. Sie behaupten nur immer wieder im Brustton innerster Überzeugung, daß dies ein Gebiet sei, das niemandem gehöre und sie folglich das unumstrittene Recht besäßen, jedem Menschen den Garaus zu machen. Tibeter sind halt,

neben all ihren guten und teilweise sogar durchaus ritterlichen Eigenschaften, Räuber, die mitleidslos jeden Menschen vernichten, wenn sie sich durch den Mord in den Besitz eines guten Schwertes, einer Schußwaffe oder eines Pferdes setzen können.

Imponierend ist nur immer wieder die Selbstsicherheit und unerschütterliche Konsequenz, mit der sie ihre Machtansprüche verteidigen und, wenn sich die Gelegenheit bietet, auch rücksichtslos in die Tat umsetzen. Es gibt wohl kaum ein Volk auf dieser Erde, bei dem das unumschränkte Raubrittertum noch solch traurige Blüten treiben kann, wie bei diesen unabhängig-stolzen Tibetern. Wenn man sich vor Augen führt, daß vor wenigen Jahrhunderten bei uns in Europa ganz ähnliche Verhältnisse herrschten, so läßt man seine Vorurteile bald fallen.

Noch tagelang dauert die erfolglose Jagd auf die Hirsche. Der Nahrungsmangel wirkt sich bereits in unangenehmster Weise aus, so daß wir uns schlecht und recht von Tsamba nähren müssen. Trotzdem müssen die letzten Tage im Molaschiland noch voll ausgenutzt werden, um das fadenscheinige Glück nach Möglichkeit zu zwingen.

Nach einem kräftigen Frühstück verlassen wir das Lager im Morgengrauen des vorletzten Tages im Molaschilande. Da die Tibeter zu schlapp geworden sind, ist Wang heute mein einziger Begleiter.

Es ist ein frischer, klarer Morgen. Sonnendurchbrochene Nebelschleier wogen noch in der Luft, um nach oben bald in der zitternden Sonnenglut zu zerrinnen. Die gelbschimmernden jungen Birken strahlen in purem Herbstgold, und der wilde Buchweizen täuscht in seiner blutroten Pracht schimmernde Rubinen auf den smaragdgrünen Wiesenflächen vor. Hurtig spurten unsere braven weißen Pferde talauf, bis die düsteren noch im Bergschatten liegenden Urwälder ihre dunkelgrünen Riesenstämme gen Himmel recken. Dann beginnt ein schwerer Anstieg über den moosgepolsterten Waldboden. Wie durch Säulengänge auf weichem Samt reiten wir dahin, bis auch uns die Sonne erreicht hat und den Parkwald mit hellen Strahlenbündeln durchschießt, daß der hängenden Flechten meterlange Bärte wie Silbergespinste zwischen den hochragenden Fichtenstämmen hindurchschimmern. Heut habe ich es auf alles Niederwild und die seltenen Kleinvögel abgesehen. Vom winzigsten Goldhähnchen bis zum wachsamem, blendend weißen Ohr-



Phot.: Gnieser

An Schneebblindheit leidende bergkranke Träger



Tibetischer Luchs

fasan. Nicht, daß ich von Mordlust getrieben die herrlichen Tiere dieser höchsten Waldzone abschießen will. Nein, sehen, lauschen, beobachten, und mir einige seltene Stücke für die Sammlung gewinnen, das soll heute meine Aufgabe sein. Die Arten, die mich interessieren, kenne ich längst und weiß, wo sie sich am liebsten aufzuhalten pflegen. Vorerst aber will ich Dhrfasanen photographieren. Wir stellen die Pferde in den kühlen Schatten eines Grasplatzes, pirschen dann eine silberstämmige Brandfläche bergauf und hören bald den ersten knarrend gebieterischen Streitruf eines Dhrfasanenhahnes, keine zweihundert Meter von uns entfernt. Rasch tausche ich die Flinte gegen die Kamera ein und schleiche in guter Deckung auf die Stelle zu. Schon kann ich den ganzen langen Hang gut übersehen. Doch nirgends taucht einer der schneeweißen, fast auerhuhn großen Vögel auf. Kein Laut außer dem geheimnisvollen „dock dack“ eines himmelblauen Tarsigermännchens (*Tarsiger cyanurus*) ist zu vernehmen. Die Dhrfasanen werden wohl schon in die dichte Deckung gelaufen sein, denke ich, und pirsche ohne besonderen Bedacht zwei oder drei Schritte voran, daß die dürrn Ästchen knacken und springen. Aber schon stehe ich wie versteinert, denn vor mir, aus einer kleinen Bodenwelle, keine dreißig Meter entfernt, tönen ganz leise, tief und dumpf gurrende Laute: Die ersten Warnsignale der Dhrfasanen. Ich mache die Kamera schußfertig, und dann leuchtet es auch schon weiß, rot und schwarz. Mit stolz erhobenem Kragen steht ein prächtiger Dhrfasan vor mir. Seine korallenroten Wangen prangen mir entgegen. Scharf hebt sich die schwarze Kopfkappe gegen den hellen Hintergrund ab. Während der Verschuß der Kamera zum ersten Male rasselt, schreit mir der Hahn seinen aufdringlichen Kampf Ruf entgegen und poltert, erst schwingenschlagend, dann in rasendem Gleitflug, wie ein weißer Pfeil bergab. Nun aber wird es erst lebendig um mich herum. Überall tauchen die reinweißen, wundervollen Gestalten der Dhrfasanen auf. Sie laufen, krächzen ihren Kampf Ruf und streichen in wundervollem Staffelflug, zwanzig der mächtigen Tiere zugleich, in ihrer schneeigen Pracht über die dunklen Wälder dahin, bis sie ihre schimmernden Fächerstöße ausbreiten und mit eleganter Schwenkung in den Fichten einfallen. Ich warte, bis Wang mir die Flinte bringt, und pirsche weiter, um schon nach fünfzehn Minuten auf das zweite Volk Dhrfasanen zu stoßen, das sich schon in die Bäume zur Mittagsgast eingeschwungen hat.

Plötzlich saust polternd ein großer weißer Vogel aus den Fichtenkronen über mir. Der reizt mich. Krachend läßt ihn mein Schnappschuß auf den Waldboden stürzen. Dann jage ich weiter durch den herrlichen, sonnendurchleuchteten Wald. Ein Hase schlägt vorschriftsmäßig seinen Purzelbaum, und gleich darauf springt dicht vor mir eine Waldschnepfe hoch, ohne daß sie weiter als zehn Meter davonkäme. — Hoch oben an der Waldgrenze, wo ich nach einer großen Drossel (*Turdus dixonii*) fahnde, geht mit schrillum Geschrei eine kleine Kette von vier prallen Tetraophasishühnern (*Tetraophasis szechenyii*) hoch, von denen nur die Hälfte davonkommt. Zwei von ihnen schlagen flatternd in die Zwergrhododendren zurück. Beim Abstieg am späten Nachmittag erbeute ich noch einen Haselhahn (*Tetrastes sewerzowi*). — Zu guter Letzt, um die wahrhaft bunte Strecke voll zu machen, gerate ich tief im Talboden noch an eine Kette Rebhühner (*Perdix hodgsoniae sifanica*), die auch ihren Tribut zahlen muß. In der Zwischenzeit ist die Karawane längst irgendwohin talauf gezogen. Unserer Abmachung gemäß finden Wang und ich einen wartenden Tibeter, der uns den Weg der Karawane weisen soll. Wir reiten nun ein steiles Seitental hinauf. Da springt im felsenumgebenen Wiesengrund ein Moschustier ab. Sofort werden die Pferde gekoppelt, und ich unternehme eine lange Pirsch, ohne jedoch irgendeines Haarwildes ansichtig zu werden. Während es an zer-rissenen Felswänden vorbeigeht, höre ich den dumpfen, volltönenden Ruf des Uhus (*Bubo bubo tibetanus*)! So unheimlich, so laut und doch so entfernt klingt das tiefe „Wup“, daß ich nicht einmal wissen kann, ob die Großeule fünfzig oder zweihundert Meter entfernt ist. Dann fällt es wie ein Schleier von meinen Augen: keine siebzig Meter vor mir hockt der plumpe Geselle als wolliger dicker Knäuel mitten auf einer vom Sturm gebrochenen Fichte. Unter ständigem Kopfnicken heult er seinen melodischen Abendgesang in das stille Tal hinaus. Gerade will ich die Büchse langsam an die Backe bringen, da wird der Uhu schlank und schmal, breitet seine weit klaffenden Schwingen und rudert mit sachten, aber kräftigen Flügelschlägen davon. Doch der Zielschmel folgt ihm. Auf einem alten abgestorbenen Wacholder blockt er wieder auf; ich gebe ihm noch zwei Sekunden, dann kracht mein Schuß auf zweihundert Meter Entfernung und die herrliche Gule rollt verendet zu Boden. Im Nu bin ich durch den Fluß gewatet. Es dauert Minuten, bis ich die Beute endlich finde. Noch eine volle Stunde müssen wir in der Dunkelheit

reiten, bis uns der Schein des Lagerfeuers entgegenfunkelt. Dolan hat im gleichen Tal, wo er auf Hirsche jagen wollte, zwei tibetische Jäger angetroffen. Auch er ist der Meinung, daß die Jagd nun noch aussichtsloser ist; so werden wir morgen nach Litang aufbrechen.

Am Morgen des 5. Oktober 1934 balge ich schnell den Uhu ab. Dann reitet unsere kleine Kolonne in Marschordnung, singend und den Hirschen ein letztes „Horrido“ zurufend, im strahlenden Glanze des jungen Morgens talauf der Baumgrenze, dem Tsauti und Litang entgegen. Ein bis zwei Stunden lang hallen tibetische, englische und deutsche Jagd- und Liebeslieder durchs stille Tal. Sowie die Sonne hochkommt, verklingen die lustigen Weisen. Still und stumm traben wir dahin.

Durch das Gepolter der Pferdehufe aufgeschreckt, streicht dicht vor uns ein Hühnerhabicht (*Astur gentilis khamensis*) ab, der seine Beute, einen starken, frisch gekröpften *Tatraophasishahn* zurückläßt.

Herrliche, dunkle Steinadler mit weißen, in der Sonne spiegelnden Stößen kreisen über uns oder jagen pfeilgeschwind die Hänge nach Murmeltieren ab, die pfeifend in ihren dunklen Erdlöchern untertauchen. Beim Verlassen des Molaschitales sichtet Dolan ein Moschustier, das gegen alle Regel bei hellem Sonnenschein in einer zwischen den Wäldern eingekleiteten Wiesenschlucht äst. Augenblicklich springt das Stück in unserer Marschrichtung ab. Wir folgen, bis es wieder, auf hundert Meter freistehend, am Hang auftaucht und aushält, bis Dolan aus dem Sattel gesprungen ist und ihm das Maß genommen hat. Mit gutem Blattschuß bricht es im Feuer zusammen. Das war gutes Waidmannsheil! Während Dolans Jäger hinaufklettert, um das Stück zu holen, erkenne ich die langen schlohweißen Haken des alten Bockes, die mehrere Zentimeter aus den Oberlippen hervorstehen. Leider ist das Haar der Moschustiere brüchig und fällt sehr leicht aus. Daher schlagen wir das Stück auf der Stelle aus der Decke, oder besser: wir balgen es wie einen Hasen ab und befestigen die zusammengerollte Decke mit der Fellseite nach innen am Sattel. Nach diesem ebenso erfolgreichen wie erfreulichen Aufenthalt von einer halben Stunde geht es rasch der Baumgrenze entgegen. Nach Überschreitung eines kleinen aber steilen Passes nimmt uns die unendlich wellige Ebene der Gazellensteppen wieder auf, so daß wir unsere Büchsen fertigmachen können, um auf Gazellen zu jagen. Bald werde ich auf eine kleine, steinkauzähnliche Eule (*Athene noctua*

subsp.) aufmerksam, die im völlig baumlosen Gelände in den Murmeltierhöhlen wohnt und bei Tage ebenso rege ist wie bei Nacht. Nachdem auch dieses Exemplar erbeutet ist, merke ich erst, daß unsere Pferde, die beim Ausmarsch noch das übermütige Leben selbst waren, nun, wo sie galoppieren könnten, mit steifen Gelenken, völlig erschöpft dahinwanken.

Wie die ersten Gazellen frei gegen den Horizont auf vielleicht fünfhundert Meter in Sicht kommen und ich durchs Glas die edel geschwungenen Gehörne zweier starker Böcke erkenne, bemerke ich, daß sich die Steppe rasend schnell zu verdunkeln beginnt. Aus dunkelgrauen Schläuchen pfeffert der Hagel hernieder und färbt alles weiß. Mit ungestümem Toben rückt der Sturm gegen uns an! Es donnert und blitzt, daß die Pferde bei jedem Schlage zittern und wir unsere liebe Not haben, die Tiere in der Richtung zu halten. Über uns wölbt sich ein Regenbogen von sprühenden Farben, die neben dem teils grellbeleuchteten, teils dunkel dahindämmernden Steppenhoden einen geradezu unheimlich schönen Anblick bieten. Die Flut des hämmernden Hagels prasselt wie Peitschenschläge auf uns hernieder. Der Sturm hat uns erreicht. Bohnengroße Eisbrocken sausen uns auf Gesicht und Hände und verursachen brennende Schmerzen. Mit geschwungenen Feldflaschen die Tiere antreibend, geht es im tollen Galopp durch den Sturm hindurch. Eine halbe Stunde später reiten wir im glühenden Sonnenbrand in Litang ein.

Wenn man auf den flachen Dächern der goldschimmernden alten Tempel von Litang steht, dann erscheinen fern am Horizonte zackig wilde Gebirgskämme, die sich jenseits der riesigen Ebene schroff gegen den hellen Himmel abzeichnen. Das sind die heiligen Berge von Litang, die unter dem persönlichen Schutz des Litangklosters stehen.

Alte zerlumpte Tibeter mit langen Rosenkränzen und silbergehämmerten Amulettkästchen waren zu uns gekommen, um uns im Schutze der Dunkelheit heimlich zuzusüstern, daß es auf diesen Bergen Hirsche in großer Anzahl geben solle. Kein tibetischer Jäger wage es, dort zu jagen. Selbst die wilden Washiräuber getrauten sich nicht, diese hohen Gipfelfetten zu betreten. Weiter raunten uns die grobhäutigen Cöhne der Steppe zu, daß grauenhafte Strafen auf die Erlegung eines Hirsches in diesen Bergen ständen. Beine und Arme würden dem Wilddieb abgehakt, flüssiges Silber in seine Ohren gegossen oder die Augen mit glühenden Nadeln geblendet.

Uns roch der Braten etwas faul. Deshalb erklärten wir den alten Tibetern, daß wir weder Lust noch Zeit hätten, die drakonischen Gesetze seiner Heiligkeit des Kimpoché von Litanggomba zu brechen, daß wir im Gegenteil nur von dem einen Wunsche beseelt seien, mit dem großen Lamafürsten in Eintracht und Frieden zu leben. Darauf verschwanden die Tibeter aus unserem Lager.

Wir aber bereiteten sofort den Angriff auf die heiligen Berge bis ins Kleinste vor. Zuerst wurden gute Pferde beschafft. Dann verbreiteten wir die Kunde, daß wir an einem der nächsten Tage zum Fürsten der Tsungshi zurückkehren würden, um ihm Geschenke zu überreichen. So gelang es, unser Vorhaben völlig zu vertuschen. In der Zwischenzeit hatten wir Aufklärungsritte über die Ebene gemacht, um geeignete Stellen zu finden, wo der unergründliche Sumpf am sichersten überquert werden, und andere, um zu erkunden, wo der Litangfluß am leichtesten durchfurzt werden könnte. Auch saß ich stundenlang mit dem sechzehnfachen Zeißglas vor den Augen und suchte nach geeigneten Einstiegen in die Gebirgsketten. Wenn überhaupt, dann müssen wir die gesamten Gipfelfetten im Laufe eines Tages nach Hirschen absuchen und am Abend wieder nach Litang zurückkehren. Erst am Vorabend des gewagten Unternehmens wird die Mannschaft eingeweiht.

In aller Stille und Heimlichkeit brechen wir am folgenden Morgen um vier Uhr auf, um die heiligen Berge zu erforschen. Ein zuverlässiger Jäger hat uns sein schnelles Pferd zur Verfügung gestellt und ist beim Ausbruch anwesend! Zum Mitreiten fehlt ihm der Schneid. Fünf nächtliche Reiter sind wir. Wie steigen auf die starken, wilden Pferde, die heute morgen besonders feurig zu sein scheinen, da sie gestern noch einmal Kraftfutter bekamen. Dann geht es hinaus in die sternenklare, froststarrende Oktobernacht. Es ist stockfinster auf der Ebene! Schwierig ist es zuerst einmal, die Wachen zu passieren. Sie halten uns in der Dunkelheit der frühen Morgenstunde für Räuber und schlagen Alarm. Glücklicherweise ist es so dunkel, daß sich keine Schießerei entspinnt, die unser Tagesprogramm zuschanden gemacht hätte. Still und stumm reiten wir über die dunkle Ebene, bis am östlichen Himmel die ersten grauen Zeichen erscheinen und wir einen scharfen Absatz von zwanzig Meter Höhe in die eigentliche moorige Flußebene hinabkommen. Schon glitzert der Reif über dem weitgedehnten Moore im frühen Morgenlichte, und der östliche Himmel nimmt zwischen den bleigrauen Wolken

orange-gelben Glanz an. Wenige Minuten später erstrahlen die kahl granitnen Pyramidenkuppen der heiligen Berge in den leuchtenden Strahlen der jungen Sonne. Leichte Nebelschleier ziehen über den Fluß, der in mehreren Armen, sanddornbegrenzt, in unzähligen Mäandern seinen Weg durch die Cumpfebene dahinfließt. Ich bin etwas vorausgeritten und pariere mein Pferd durch, denn die bereiften Moorbreiten dünken mir nicht ganz geheuer! Da ich der Schwerste bin und mein Pferd mindestens dreihundert Pfund mehr wiegt als die anderen Tiere, halte ich Vorsicht für den besseren Teil der Tapferkeit — und sollte recht darin behalten. Nachdem wir das weite Moorfeld nach der vorgemerkten passierbaren Stelle abgesehen haben, geht es frisch ans Werk. Die ersten hundert Meter können wir sogar reiten, dann brechen die Pferde knietief in den Morast. Wir müssen absteigen, um die geängstigten Tiere, die die Nüstern schnaubend blähen, von nun an am Zaumzeug zu führen. Nach weiteren fünfzig Gängen beginnt der Boden unter uns zu schwanken. Rund um die Pferde bilden sich kleine Lämpel! Es gurgelt, spritzt und quillt unter jedem Schritt. Eine unheimliche geleeartige Masse umgibt uns. Stinkende Blasen widerlicher Cumpfgase blubbern in die Höhe und zerplazen! Zurück! ist die einzige Rettung.

Beinahe ist es schon zu spät, denn wo man seinen Fuß hinsetzt, beginnt der Boden im Umkreise von zwei bis drei Metern zu schwanken. Mit äußerster Kraft reißen wir die versinkenden, sich in ihr Schicksal ergebenden Pferde herum und ziehen sie zurück. Aber sie brechen durch, toben, gebärden sich wie wild, besitzen aber doch allesamt Kraft genug, sich in unbeholfenen Bocksprüngen von dem zäh hackenden Moorbad zu befreien. Bei allem Ernst der Lage ist es ein urkomischer Anblick, die weißen Pferde, die über und über mit stinkendem Morast bedeckt sind, zu Rappen werden zu sehen, so daß wir trotz unserer bis an die Knie im eisigen Morast steckenden Beine laut und schallend lachen müssen. Kurz bevor wir den trockenen Boden erreicht haben, brechen nochmals zwei Pferde zugleich bis an den Bauch ein. Dann endlich sind wir alle gerettet. Nun geht's eilends zurück. Mehrere hundert Meter talauf probieren wir von neuem. Da mein Gaul wieder im Cumpfe zu versinken droht, wird der Ort „Zaubute“, für ungangbar, erklärt. Trotzdem versucht Dolan mit seinem leichteren Pferd den Übergang. Fünf Sekunden darauf ist sein Gaul bis zum Halse durchgebrochen. Das Pferd

steckt so tief im Morast, daß selbst der Vorderkopf des Tieres von Zeit zu Zeit in der schwarzen Schliefmasse untertaucht! Alles Ziehen und Zerren ist vergeblich. Dolan selbst steht wie ein Seiltänzer auf einem Balancierseil. Wenn er nur einen Fuß bewegt fängt die ganze Erde um ihn an zu schaukeln. Rasch springe ich zu. Die hinzukommenden Jäger wollen sich fast totlachen wie sie Dolan in Gefahr sehen. Mit vereinten Kräften gelingt es uns, den „frisch lactierten Rappen“ in halbstündiger Arbeit aufs Trockene zu ziehen. Weiter geht diese abenteuerliche „Hirschjagd“ über die Ebene. Es scheint fast, als ob uns die Lamas alle bösen Geister auf die Fährte gesetzt hätten, um dieses Unternehmen scheitern zu lassen. Es sollte aber noch viel besser kommen. Auch ich habe noch meinen Tribut zu zahlen. Mittlerweise ist die Sonne so hoch gestiegen, daß sie die ganze Ebene mit Gold übergießt und es uns in den Schafpelzen beinahe zu warm wird. Nachdem die sumpfigsten Stellen hinter uns liegen, bietet die Ebene bis zum Fluß keine weiteren Schwierigkeiten. An der Spitze reitend, durchsurte ich die ersten drei Flußarme mit Leichtigkeit, da das Wasser gerade bis zum Bauch des Pferdes reicht. Dann kommt der Hauptfluß. Leichtsinzigerweise suche ich nicht lange nach einer geeigneten Furt und reite ohne langes Besinnen in das reißende Wasser hinein. Bis zur Mitte des vierzig Meter breiten Flusses geht alles gut! Dann sacken wir plötzlich ab. Das Pferd verliert den Grund unter den Hufen. Es arbeitet wie wild, schnaubt und prustet. Rasch treiben wir mit der Strömung ab. Der schwere Schafpelz saugt sich voll Wasser und zieht mit Macht nach unten. Die eisige Flut schlägt ins Gesicht und legt sich lähmend um den ganzen Körper. So treiben wir in etwas unangenehmer Lage dem jenseitigen Flußufer entgegen! Je näher wir dem Ziele kommen, desto ängstlicher wird mir zumute, da die Uferbänke meterhoch unterhöhlt und zum Teil in mächtigen Schollen abgebrochen sind. Der erste Gedanke ist: meine Büchse in Sicherheit bringen. Für das Pferd und mich besteht einstweilen keine Gefahr. Des Schafpelzes werde ich mich auch unter Wasser entledigen können, blüht es mir durch den Kopf. Also richte ich mich im Sattel hoch auf und schleudere, sobald der Wurf sicher ist, die Büchse über den Kopf des Pferdes auf das sichere Land!

Nun beginnt ein wirkliches Höllentheater, da der Gaul mit dem Kopf und der ganzen Vorderhand von einem Strudel erfaßt und an das unterhöhlte Ufer herangezogen wird. Unter Wasser versuche

ich den Gaul zu parieren und reiße ihn wieder in die Strömung hinein. Mit angelegten Ohren kommt das kräftige Pferd wieder an die Oberfläche! Weiter treiben wir ab. Dann sieht das unvernünftige Tier eine ins Wasser gerutschte Scholle. Ohne daß ich es davon abhalten kann, steuert es darauf zu, stemmt seine Vorderbeine mit wahrhaft elegantem Sprung in die weiche wasserdurchtränkte Grasnarbe und versucht, mit verzweifelter Anstrengung seine Hinterhand und mich auf die Scholle zu bringen. Dabei stehen wir beide senkrecht im Wasser. Ich presse meine Knie zum festesten Sattelschluß, klemme die Füße in die Bügel, halte mit einer Hand die Bügel und krampfe die andere in der Mähne fest. Da — wir sind beinahe schon oben — kippt die zirka drei Quadratmeter große Scholle unter dem Gewicht des Tieres vorn über! Der Erfolg ist, daß Pferd und Reiter einen vorschrittmäßigen Salto rückwärts machen. Dann schwimmen wir nebeneinander her. Noch einmal versucht der Gaul vergeblich, die Uferwand zu erturnen. Ich sehe die Zwecklosigkeit ein, drücke das Pferd, so gut das unter Wasser geht, längsseit gegen die Uferbank und rolle mich darauf, wie ein Seehund auf eine schwimmende Eisscholle. Kaum haben sich die Finger tief eingekrallt, da gelingt es, die Bügel mit einem Fuße zu fischen. Ein Sprung von der Scholle aufs Festland! Ziehen, Zerrren und nochmals Ziehen, dann steht der matte Gaul auch auf dem Festen! Erst einmal reiße ich mir alle Kleider vom Leibe. Als zweites werden die Satteltaschen entleert. Kamera, Pistole, Patronen, Tagebuch müssen in der Sonne ausgebreitet werden. Sie waren vorsorglich in ein Gummilaken gehüllt. Dann folgt meine Tagesration an Essen: Eine pikante Suppe, die aus Zwieback, Reis, Tsamba und Fleisch besteht. Das ganze Schauspiel wurde von den anderen mit ängstlichen Mienen verfolgt. Besonders die Tibeter sollen ganz fahlgrau geworden sein, weil sie ja nicht schwimmen können. Dolan und ich, er im Schafpelz auf der einen, ich splinternackt auf der anderen Flußseite schütteln uns vor Lachen. Der Amerikaner findet bald darauf eine gute Furt und kommt mit der Mannschaft heil herüber, wobei die verängstigten Tibeter wie Klammeraffen auf ihren Säulen hängen. Eine Viertelstunde wird getrocknet!

Mittlerweile ist es acht Uhr geworden. Greifbar nahe liegen die „heiligen Berge“ vor uns. Rasch entwerfen wir den endgültigen Kriegsplan und reiten auf getrennten Wegen in die Berge hinein. Eine wüste Einöde aus Granitmassiven und alten Gletschertälchen mit

spärlicher Rhododendronvegetation tut sich vor uns auf. Tal nach Tal öffnet sich zu unseren Füßen. Keine lebenden Wesen scheint diese Wüstenei zu beherbergen. Fürchterliche Geröllhalden müssen überquert werden, daß die Pferde fallen und sich die Gelenke blutig schlagen. Dieser zehnstündige Pirschttag auf viertausendfünfhundert bis fünftausend Meter Höhe ist ein einziges Trauerspiel. Nicht einmal eine alte Fährte bekommen wir zu sehen. Erst am späten Nachmittage muß ich in hoffnungsloser Stimmung mit müden Knochen einsehen, daß die beiden alten Tibeter uns zum Narren gehalten hatten. Diese Berge sind wildlos. Hier herrscht nur der kalte, steinerne Tod!

Bei sinkender Sonne beginnen wir mit dem Abstieg, weil ich den Rest des Tages noch dazu benutzen möchte, etwas Küchenwild zu jagen und die Ebene nach Zugvögeln abzusuchen. Daher muß ich mit vier Hasen (*Lepus sechuenensis*), acht Rostgänsen und einem großen Bündel herrlicher Goldregenpfeifer (*Charadrius apricarius*) neben einer Anzahl wissenschaftlich interessanter Kleinvögel vorliebnehmen.

Das Schießen der Rostgänse (*Casarca ferruginea*) hatte noch ein unangenehmes Nachspiel. Unsere Tibeter nämlich weigerten sich, die Tiere zu essen oder überhaupt anzurühren. Sie prophezeiten mir größte Qualen in der Hölle und waren bis zum äußersten entrüstet, weil ich es gewagt hatte, die heiligen Tiere zu erlegen. Nun erfuhr ich, daß die Casarcagänse wegen ihrer rostgelben Farbe als Inkarnationen gelber Lamas angesehen werden und deshalb nicht getötet werden dürfen. Uns aber mundeten die herbstfetten Vögel ganz vortrefflich.

Kurze Zeit darauf begann der beschwerliche Weitermarsch nach Batang, der im vorigen Kapitel geschildert wurde. Mich hielt nichts in der Stadt: gleich ging es wieder in die Berge, um dem großen Ziel, den Hirschen, nachzujagen. —

Fast schon eine Woche war ich oben im Hochgebirge von Laſagintok. Wenn Krankheit uns nicht zwingt, wieder ins Tal hinabzusteigen, will ich alles daransetzen, den Hirschen auf der Fährte zu bleiben, bis ich Erfolg — oder die völlige Hoffnungslosigkeit der Jagd eingesehen — habe. Ich bin festen Willens, mindestens zwei Monate ununterbrochen in diesen Höhenlagen von dreitausendfünfhundert bis fünftausendfünfhundert Meter zu bleiben. „Diesmal oder nie“ hatte ich Dolan als Abschiedswort zugerufen, als ich Batang verlassen hatte. Meine Mannschaft besteht aus zwei ortskundigen Tibetern aus Ba-

tang, dem Koch, dem tibetischen Präparator Dendru und meinem treuen Jäger Wang. Die Ausrüstung besteht nur aus einem Zelt, einer Gummimatrage, Schlaffack, dickem Unterzeug und viel Tsamba. Aller Luxus ist vermieden. Beweglichkeit bis zum äußersten ist dieses Mal Trumpf.

Im fördernden Tempo geht es in sengender Sonnenglut durch die Trockentalsohle aufwärts. Wo der Höhenmesser dreitausendsechshundert Meter anzeigt, biegen wir in ein grandios zerrissenes Schluchttal der Montanwaldzone ein und steigen, dem rauschenden Flußlauf folgend, bis viertausend Meter, wo wir auf einer kleinen Lichtung, die den Tieren spärliches Futter liefert, mitten im wilden Hochwald unser kleines Lager schlagen. Zu beiden Seiten ragen himmelhoch die Felsen. Mächtige Tannen, deren Stämme bis zu zwei Meter Durchmesser haben, schatten das Halbdunkel der romantischen Schlucht. Der wilde Gießbach rast als weißer Gischtstrom von Kaskade zu Kaskade schäumend an uns vorüber. Auf der anschließenden Pirsch müssen wir die Pferde auf dem nur wildwechselbreiten Saumpfad oft am Zügel führen. Die Brücken bestehen nur aus zwei bis drei nebeneinandergelegten Baumstämmen und sind so morsch, daß wir die Pferde meist durch den brausenden Bergstrom reiten. Manchmal aber biegen sich die Stämme unter der Last von Tier und Reiter durch. An vielen Stellen liegen sturmgebrochene Urwaldbäume dicht nebeneinander über den Weg. Die dunklen Waldungen haben eine gewaltige Ausdehnung. Aber das Wild ist spärlich, Asung ist so gut wie keine vorhanden. Um das Gelände besser überschauen zu können, kletterte ich in die Krone einer Fichte und erkenne über mir an der Waldgrenze die nackten Felsen, die ich rasch als Ziel der heutigen Pirsch bestimme.

Viele alte Geraufährten kreuzen unseren Weg. Unter einem überhängendem Felsen finden wir auch ein Lager dieser mächtigen Bergantilope. Dreißig bis fünfzig Zentimeter dick liegt die alte Geraulassung, die wegen der absoluten Trockenheit der Felshöhle gut konserviert ist und wahrscheinlich im Laufe der Jahre angehäuft wurde. Wohl hundert Pfund davon bedecken den Boden der Felsnische.

Je näher wir der Baumgrenze kommen, die Bäume lichter, die Koniferen seltener und die wallenden Bartflechten länger werden, desto seltener werden die Geraufährten und die gewaltigen Fährteindrücke der Hirsche beginnen. Wie eingemeißelt stehen sie im stein-

harten Boden, wo sie in der Regenzeit, als der Boden aufgeweicht war, eingetreten worden sind. Gewaltige Rudel müssen hier vor Monaten ihren Einstand gehabt haben. Daneben sind noch spärliche Zeichen vom schwarzen Muntjak vorhanden, und frische Moschustierlosung finden wir auch. Wang beriecht leßtere instinktiv und stellt am aromatischen Geruch schmunzelnd fest, daß sie von einem Boche stammen muß.

Heftig vom bitterkalten Sturmwinde umweht, folgen wir einem steilen Nadelkamm bis auf fünftausend Meter hinauf in der Hoffnung, freien Ausblick zu erhalten, bis die hereinbrechende Dunkelheit uns zum Abstieg mahnt. Die riesigen Schneegipfel erstrahlen blutrot im Alpenglühen. Die Natur beginnt grau zu werden und versinkt in dem Schatten der Nacht.

Bald erstrahlt die Waldblöße im Glutschein des mächtigen Lagerfeuers. Alle Mann sind wir einträchtig darum gelagert und verzehren schmagend das farge Abendmahl. Rot geistert der Widerschein glutsprühender Baumstämme in zitternden Bändern über die braunen Gesichter. Er klettert an den Fichtenstämmen empor, um im dunklen Nadelwerk zu verglimmen. Dicht neben uns rauscht der Wildbach polternd über seine Eisbarrieren und singt ein rauhes, eintöniges Lied zur großartigen Symphonie der Zeltnacht. Nur ganz schmal und langgezogen ist der kleine Ausschnitt, den die Felsen über uns vom sternenglänzenden Himmel freilassen. Bald sind die Mägen gefüllt! Ein rülpsendes „Tschebaula“ (gesättigt) schließt die abendliche Unterhaltung. Die Lagerfeuer versinken in dunkelroter Glut. Jeder hüllt sich in seine Decken. Ab und zu noch höre ich das rufende Geräusch der grasenden Pferde, die dicht an mein Zelt herankommen, um die spärlichen Grashalme zu weiden. Leise schleicht der Schlaf heran.

Da, plötzlich, fahre ich hoch: Ein wild schreiender, nie gehörter Laut dringt an mein Ohr. Halb dem Mahnen eines Rottieres ähnlich, doch herrischer, schreiender, aufdringlicher klingt die Schreckstimme des Geraus durch die Stille der Felsenacht. Der Rauch des Lagerfeuers wird dem Weißbemahten wohl in den empfindlichen Windfang gestochen haben. Später fällt ein zweiter Gerau in das Schauerkonzert ein, Sechsendfünzigmal schreien sie sich gegenseitig ihre wilde Empörung zu. Dann wird's still im Urwald.

Das fedde Zetern eines Zaunkönigs (*Troglodytes troglodytes szetschuanus*), der mit aufgestelltem Schwänzchen dicht vor dem

Zelteingang auf einem eisüberzogenen Felsen seinem offensichtlichen Unwillen darüber Ausdruck gibt, daß wir in sein Revier eingedrungen sind, weckt mich nach traumlos ruhiger Nachtruhe. Schon lodert die Flamme hell auf! In wenigen Minuten ist das Frühstück bereitet und es geht weiter! Ein Tibetjäger, Wang und ich bilden wieder den Vortrupp. In einer guten halben Stunde lichten sich die dichten Bestände. Lärchenwälder prangen goldgelb im Kleid ihrer sterbenden Nadeln, treten an Stelle der Fichten und hüllen die Waldgrenze in die lichten Farben eines lachenden Herbstmorgens. Mählich werden die hohen Bäume spärlicher und knorriger. Einsam unter dem Schutze eines jäh sich erhebenden Felsens glüht ein einzelner Rhododendronstrauch noch heute, am 30. Oktober, in zart rosaroter Blüte, als wollte er dem kommenden harten Winter hohnsprechen. Seltsam mutet die verlorene Blütenpracht an, da all die anderen Rhododendrenbüsche ihre Blätter schon eingerollt haben und traurig hängenlassen. Die Frühsonne aber hat noch immer belebende Kraft und flößt ihnen allen neue Zuversicht ein. Nach ein bis zwei Stunden strecken sich alle Blätter wieder empor, um die letzten Strahlen der müden Herbstsonne einzufangen. Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß die Rhododendren fähig wären, ihre steifen Lederblätter in solch kurzer Zeit wieder fächerartig hochzustellen und auszubreiten.

Wir reiten den Fahlen, vegetationslosen Hochklämmen entgegen, wo der Tibetjäger schon manchen Hirsch im Laufe seiner sechzig Jahre gesehen haben will. Aber noch ehe wir die letzten hohen Rhododendren verlassen, finden wir Massen von Bärenlosung, die sich aus Hirschhaar und trockenen Bastfasern zusammensetzt; diese Fasern sind noch so zäh und fest, daß man ein Gewebe aus den langen verschlungenen Fäden flechten könnte. Meister Pek ist doch immer ein recht bequemer Herr, der es über alles liebt, auf „Wegen“ zu gehen. Je höher wir kommen, desto häufiger werden die Zeichen dieses Hauptbären. Oben in der Mattenzone hat er jedes Mauseloch und Ochotonaloch umgegraben. Tiefe Löcher sind dort in die Grasnarbe gerissen. Wurzeln von Fingerdicke sind mit wuchtigem Prankenschlage zerschlagen worden. Weiter, immer höher reiten wir, bis wir gegen Mittag einsehen müssen, daß von Hirschen keine Spur vorhanden ist.

Da wir zum Überdruß auch noch vier Jäger am Horizonte auftauchen sehen, ziehen wir uns zurück. Die heißen Stunden um die

Mittagszeit verbringe ich schreibend, bis die Sonne sich zu neigen beginnt und wir zu dritt auf Bärenpirsch ziehen. Da der Wind schlecht steht, pirschen wir zuerst im Walde auf viertausendsechshundert Meter Höhe, finden frische Geraufährten, Fegstellen, Bärenlager und Moschustierzeichen. Dann sitzen wir in den schroffen Felsen auf Gerau an, bis die Sonne dahingeschwunden ist und der Himmel wieder in allen Farben erstrahlt. Gestern glichen die Alpen funkelnden Rubinen. Heute liegen die Schneegipfel bleischwer im Schatten der Wolken, die im roten Purpur erstrahlen. In stiller Andacht bleiben wir, bis auch auf zwanzig Meter kein Hirsch mehr zu erkennen wäre und jeder abgestorbene Fichtenstumpf, jeder phantastisch geformte Fels in der Phantasie einen Bären hervorzaubert. Dann erst steigen wir ab dem nächtlichen Lager entgegen.

Der Tag des letzten Oktobers graut herauf, die Täler liegen noch im tiefen Schatten, da wird die Büchse wieder geschultert, während alle Tibeter sich bemühen, die Pferde, die über Nacht ausgerückt sind, wieder einzufangen. Schritt für Schritt windet sich mein Pferd im dämmernden Frühlicht an der Waldkante entlang. Trotz besten Windes bekomme ich jedoch keine Kreatur zu Gesicht. Sobald die Sonne hochsteigt und keine Hoffnung auf Erfolg mehr besteht, komme ich zum Lager zurück, wo das Frühstück wartet und die versammelten Tiere zum Weitermarsch bereitstehen. Da Wang heute bei der Karawane zurückbleibt, um noch einige Kleinvögel zu schießen, die ich ihm gestern angezeigt habe, reite ich allein mit dem Tibeter voraus. Unser heutiges Ziel ist: die hohen Gipfzüge zu überqueren, um die Abhänge des Tangsetales zu bejagen. Wir lassen die Baumgrenze hinter uns und reiten der gespenstischen Gipfelloandschaft entgegen. Stunden verrinnen, ohne daß wir ein lebendes Wesen zu Gesicht bekommen. Nicht eine Fährte kreuzt den steinigen Pfad. Ein eisiger Sturm bläst durch die dicken Kleider und läßt den Atem im Bart zu Eisklumpen gefrieren. Schneebedeckt in ihrer trostlosen Hocheinsamkeit ragen die Felsmassive um uns. Gegen Mittag schwebt ein einsamer Steinadler über die Kämme. Ich möchte aufjubeln. Endlich Leben in dieser eisverzauberten wilden Totenlandschaft! Die Gipfelfette ist erreicht. In langer Reihe gruppieren sich einige eisstarrende Moränenseen vor uns. Wir lassen sie in ihrer schweigenden Einsamkeit liegen und suchen eilends nach einem Paßübergang, um der leblosen Ode zu entkommen und abwärts zu steigen. Langsam, behutsam suchen wir

das Gelände ab. Gerade pirsche ich etwas voraus, da öffnet sich rechter Hand ein steiles Seitental meinen Blicken. Um besseren Überblick zu gewinnen, klettere ich auf einen Felsen im Talboden. Aber was ist das? Dort hinter dem Granitblock! Richtig, auf kaum hundertfünfzig Meter Entfernung sichte ich den Kopf eines weiblichen Blauschafes, der sich scharf gegen die dunkle Halde abhebt. Wir brauchen Wildbret. Rasch nehme ich einen Felsblock als Deckung und versuche anzuschleichen. Kaum habe ich zehn Meter hinter mich gebracht, als halblink vor mir auf zirka hundert Meter Entfernung die Hölle loszubrechen scheint. In wilder Hast wird ein ganzes Rudel Schafe flüchtig! Da bleibt mir keine Wahl. Rasch springe ich auf, ziehe mit, lasse das ganze Rudel durchs Fernrohr gleiten, suche instinktiv nach dem stärksten Gehörn, halte eineinhalb Meter vor den Strich des letzten Boockes und lasse fliegen. Im Dampf rollt der einhundertvierzig Pfund schwere Boock die Halde hinunter bis zu einem Fels, der ihn sanft auffängt. Einige Sekunden lang bleibt das in rasender Panik flüchtende Rudel unsichtbar. Dann endlich kommen die flüchtigen Tiere auf zweihundert Meter wieder ins Blickfeld. Unterdessen habe ich einen Felsen erreicht, der mir gute Auflage bietet. Ich ziehe im Fernrohr mit, hoffe jeden Augenblick, daß das langsam flüchtende Rudel verhoffen möge. Vergebens! Schon naht die nächste Senke. Wohl oder übel muß ich wieder auf das flüchtige Wild schießen. Ich nehme den stärksten scheinenden, am weitesten links flüchtenden Boock und ziehe ruhig durch. Wie von unsichtbaren Händen gehoben wirft sich der getroffene Boock hoch in die Luft und schlägt kopfüber die Felsen hinunter. Wieder ist das Rudel gedeckt! Eine Ewigkeit dauern diese Sekunden. Endlich, schon auf weite Entfernung, flüchten die Schafe bergauf in die schützenden Felsen. Doch der letzte gute Boock verhofft gerade noch zur rechten Zeit. Ich halte Oberkante! Peng, sagt meine Brenneke, und im Knall sinkt das Wild in der Fährte zusammen.

Noch eine Kugel werde ich los, ehe das Wild zu weit ist! Doch sie verfehlt ihr Ziel und schlägt staubwirbelnd unter dem Boock in die Felsen. Genug! Waidmannsdank! Drei Böcke mit guten Schüssen unter schwierigen Bedingungen! Langsam und voll Freude gehen wir lachend dem ersten Boock entgegen, während die Steinlawinen, vom flüchtenden Rudel gelöst, dröhnend in die Tiefe donnern. Ich kann sehr zufrieden sein, denn die Blauschafe sind hier selten!

Bald kommt die Karawane. Das Wild wird aus der Decke geschlagen. Eine gute halbe Stunde halten wir uns auf, dann reiten der Tibeter und ich wieder talwärts voraus, um die Baumgrenze und damit unseren heutigen Lagerplatz aufzusuchen. Von dort aus geht es gleich wieder steil bergauf, um nach den Hirschen zu fahnden! Vergebliche Liebesmüh! Todmüde und ermattet sinke ich am Abend im Lager zusammen. Man scheint sein Glück nicht zwingen zu können!

Lange bevor die Sterne ihren Strahlenglanz verlieren, zwingt uns die Kälte zum Aufstehen. Die letzten Nachtstunden sitzen wir alle in frostiger Stimmung mit übergeworfenen Pelzen ums Lagerfeuer. So wie es langsam Tag zu werden beginnt, fangen einige Tetraophasishühner dicht beim Lager an zu locken. Nachdem sie uns erkannt haben, laufen die schönen Tiere rasch in Deckung. Nun brechen wir auf. Bei beginnendem Büchsenlicht überschreiten wir schon den ersten Kamm und erhalten weiten Überblick über die unter uns liegenden ausgedehnten Krummholzdickungen. Dann klettern wir weiter, einem hohen Dolomitpaß entgegen, der uns guten Einblick in das nächste Seitental verschafft. Auf einmal deutet der Jäger nach oben, wo auf zirka hundertfünfzig Meter frei gegen den Himmel als scharfe Silhouetten abgezeichnet drei Stück Wild auf hohem Felssockel stehen. Sie sichern auf uns herab! Da ich mit bloßem Auge keine Gehörne erkennen kann, denke ich zuerst freudig erregt an Geras. Wenige Augenblicke darauf habe ich Deckung und Auflage hinter einem Felskloß gefunden, werde aber bitter enttäuscht, weil ich im Zielfernrohr statt der Ziegenantilopen Blauschafe erkenne. Zwei Geißen sind's und ein ganz schwacher Bock. Die Stücke stehen sämtlich spitz von vorn und bieten nur ein winziges Ziel. Vor allem aber ist keine gute Trophäe darunter. Deshalb setze ich ab und lasse sie friedlich in die Felsen ziehen.

Weiterkletternd erreichen wir hohe Dolomitbastionen und steigen auf halsbrecherischen Pfaden noch immer weiter hinauf, bis wir die Zwecklosigkeit des Unternehmens einsehen müssen. Darauf geht's im Eilschritt wieder bergab, wo wir im Tal die aufbruchbereite Mannschaft finden. Die Marschrichtung wird festgelegt. Weglos und steglos bricht sich die kleine Karawane ihre beschwerliche Bahn. Fatalistisch sitze ich im Sattel! Ich habe längst genug von diesem hoffnungslosen Unternehmen. Nur die Pflicht hält mich weiter an,

die grausame Jagd noch durchzuführen. Eine Jagd, die an die Kräfte von Pferd und Mensch unglaubliche Anforderungen stellt, die mich der Verzweiflung nahebringt, viel Nerven kostet und die mich vor mir selbst wertlos erscheinen läßt. Wir überschreiten einen Paß auf viertausendachthundert Meter und steigen in ein anderes der vielen wannenförmigen Glazialtäler hinab. Stets dasselbe Bild! Immer folgen wir den vereisten, unter ihrer Decke leise murmelnden Bachläufen nach oben. Stundenlang suchen wir die fahlen, felsigen Abhänge ab, ohne mehr als ein paar Elstern (*Pica pica bontanensis*), Alpendohlen (*Pyrrhocorax graculus*) und einen schmutzen Raubwürger (*Lanius sphaenocercus giganteus*) zu entdecken. Es ist eine Probe der Geduld! Der eisige Wind pfeift in schrillen Tönen. Er fährt uns durch die Kleider, läßt die Gesichter blau werden und die Glieder zu Eisklumpen erstarren. Aber wir müssen weiter. Höher klettern die armen Pferde, bis sie nicht mehr weiter können und schauernd stehenbleiben. Rastpausen werden eingelegt. Ich will wenigstens alle Möglichkeiten ausgenutzt haben, ehe ich mich geschlagen erkläre. Gerade dieses „Erzwingenwollen“ gibt mir beinahe den Rest und schlägt mich geistig vollkommen nieder. Völlig aussichtslos sieht alles aus. Der Ehrgeiz und die Energie vernichten mich. Man sollte jagen wie die Eingeborenen und alles dem Schicksal und den Göttern überlassen. Dann blieben wenigstens noch einige Möglichkeiten übrig! Der Hoffnungsschleier würde uns anspornen zu neuen Taten. So aber bleibt nichts als die Trostlosigkeit der Landschaft, die hämmernd auf mich einwirkt. Die Eingeborenen sind eben viel glücklicher daran. Sie haben ihren festen Glauben.

Ein Tal nach dem anderen gleitet an uns vorüber. Alle sind sie gleich trostlos und leer, bar jeglichen Lebens! Eine Polarlandschaft könnte keinen niederschmetternden Einfluß ausüben. Und doch treibt es mich voran! Ich habe beinahe Freude daran, immer wieder in dieser großzügigsten aller Landschaften enttäuscht zu werden. Diese Einsamkeit, so quälend sie auch auf der Seele lastet und ihre tiefen Furchen wohl für immer hinterläßt, ist doch so schön, so groß und einzigartig. Sie hält mich fest mit allen ihren zähen Wurzeln. Ich möchte niemals mit dem Tropenforscher tauschen; dem die Natur ihre kostbarsten Schätze in reichster Fülle täglich bietet! Hier allein ist mein Element. Hier muß jeder, auch der kleinste Erfolg hart errungen werden, und deshalb haftet das Erlebnis um so fester und wird zum qualvoll himmlischen Erleben!



Der Moschusbock,
der mich auf die Fährte des Zwergblauschafes brachte



Starke Moschusbock

Ein Blick nur über die fernglitzernden Gletscherberge bringt das stolze Bewußtsein völliger Freiheit! Es ist die Form der Freiheit, die zugleich das höchste Glück und die tiefste Schwermut in sich birgt.

Ein besonders heftiger Windstoß weckt mich wieder! Nicht Träumerei, nein, Einsatz verlangt das Leben von mir. Die Tibeter ziehen ihre Pelzkappen fester. Sie wickeln ihre langen Zöpfe um die Kopfbedeckungen, damit der Sturm, der nun von Sekunde zu Sekunde an Heftigkeit zunimmt, diese nicht davontragen kann. „Mare, mare“, „nichts, nichts“, klingt es fatalistisch immer wieder an mein Ohr. Die Tibeter haben längst alle Hoffnung aufgegeben, wie mir scheint. „Die Götter wollen nicht.“ Wille und Idealismus, die uns beseelen, fehlt den Halbwilden vollständig. Dieser Mangel an Einsatzbegabung beschneidet ihnen die Schwingen zu jeglicher Tat. Er macht diese muskulösen Hünengestalten hier oben physisch widerstandslos, schlapp und gebrechlich. Die Auswirkungen der Bergkrankheit machen sich bei ihnen auch viel stärker bemerkbar als bei uns, obwohl sie alle auf Höhenlagen von dreitausend bis viertausend Meter geboren wurden und das Hochland nie verlassen haben. Um späten Nachmittag haben wir fünftausend Meter erreicht. Bei meinen Begleitern stellt sich ein entsetzliches Nasenbluten ein. Das Blut gefriert den armen Kerlen auf der Oberlippe. Ein widerwärtiger Anblick! Ich schicke sie zurück zu den Pferden, die wir auf viertausend Meter gekoppelt haben und steige selbst weiter, bis auch dieser Tag zur Neige geht.

Über Nacht haben sich die Folgen des eisigen Tages eingestellt. Meine Zähne schmerzen fürchterlich! Ich bin Halbinvalide. Trotzdem raffe ich mich auf. Meine Leute müssen mir in den Sattel helfen. Sobald wir die Baumgrenze hinter uns haben und in einem Gelände reiten, das nur noch in den geschützten Tälchen ganz kleine Rhododendrendickungen auf etwa viertausendsiebenhundert Meter aufweist, erblickt Wang auf dreihundert Meter Entfernung ein Moschustier. Durch Felslawinen gedeckt, erreichen wir die Stelle. Das Wild flüchtet steil bergan, verhofft. Ich bin so schlapp, daß ich die Büchse kaum heben kann und schieße übereilt! Über dem Moschustier schlägt die Kugel in die Felsen. Einen zweiten Schuß kann ich nicht mehr anbringen! Flüchtend verschwindet das Wild. Nun umschlage ich rasch und lasse mir die Dichtung zudrücken. Schon nach den ersten Sekunden springt das Stück auf zirka achtzig Meter Entfernung. Wegen der hoppelnden Sprünge ist es mir unmög-

lich, einen Schuß anzubringen. Halbschräg flüchtet das Moschustier von mir weg. Nun begehe ich eine große Unvorsichtigkeit und springe zwei bis drei Meter vorwärts, um einen deckenden Granitblock zu erreichen. Gegen alle Vermutung aber eräugt mich das Stück und geht in noch wilderen Fluchten hangab. Auf zweihundertfünfzig Meter lasse ich mich wieder zum Schuß verleiten — und fehle abermals! Der Schädel brummt mir vom Rückschlag. Ich bin krank. Niedergeschlagen setzen wir die leidvolle Hochpirsch fort. Schnee treibt uns in die Gesichter. Beim Überschreiten des nächsten Passes ist mir so übel, daß ich ganz gegen meine Gewohnheit nicht absteige, um das Gelände abzusuchen. Apathisch hänge ich im Sattel!

Da, Donner und Teufel, phantasiiere ich? Nur einen leisen Fluch bringe ich über die Lippen. Dort mitten in einem tollen Chaos von Granitblöcken auf ein Kilometer Entfernung ragen die dunklen Häupter und riesigen schneeweißen Geweihe zweier Hirsche! Sie sichern starr zu uns herüber. Ich zittere vor Wut am ganzen Körper, ich verdamme die Unvorsichtigkeit, suche wutschnaubend in Deckung zu kommen! Aber schon ist es zu spät! Die schneeweißen Geweihe setzen sich in Bewegung! Hubertus hilf!

Die Gesichter meiner verdunsteten Begleiter sind fahlgrau geworden! Tollwut rast mir im Blut! Ja, das waren sie, die Gespenster der Bergwelt. Diese Hirsche! Dunkelfkastanienbraun mit rehroten Spiegeln, so viel hatte ich erkannt. Im Troll verschwinden sie fast augenblicklich über den nächsten Paß. Wie wahnsinnig peitschen wir die armen Pferde zu äußerster Leistung an. Wir galoppieren durch die Felsen über den Abgründen hinter den Hirschen her! Mein Pferd bricht unter mir zusammen! Kommt wieder hoch! Als wir den Paß nach wenigen Minuten erreicht haben, da, glaub es wer will, da — setzt ein fürchterlicher Schneesturm ein, der uns mit Blindheit schlägt. Trotz des weiten Geländes können wir nichts ausrichten. Hinter einem Felskloß müssen wir Schutz suchen und das Eiswetter über uns hinbrausen lassen. Ich sage dem Tibetier, daß ich ihn totschlagen will, wenn wir keinen Hirsch bekommen.

Es ist die größte Enttäuschung meines Lebens. Nachdem der Schneesturm vorübergezogen ist, reiten wir, reiten und reiten. Ohne Erfolg! Die Berge haben die Hirsche verschlungen. Mir schwindelt! Bei stockdunkler Nacht erreichen wir das Lager.

Diese Nacht schlief ich der großen Höhe wegen nur schlecht. Obwohl ich todmüde war, wälzte ich mich mit Kopf- und Zahnschmerzen unter dauernden Hustenanfällen hin und her. Heute ist Hubertustag der 3. November 1934: Aber Nacht ist leichter Neuschnee gefallen. In den tiefen Tälern brauen die kalten Nebelhegen, aber bei uns oben herrscht strahlendes windloses Sonnenwetter. Die Zwergrhododendren schauen dunkel aus dem Schnee hervor. Mit ihren knorrig dünnen Ästen täuschen sie hohnlachend Hirschgeweihe vor. Eine blendende Lichtfülle, daß die Augen tränen. Wang leidet schwer an Bergkrankheit und bleibt daher bei der Karawane zurück. Wir anderen reiten wieder über die Hochpässe. Der weiße Spürhund ist unser Begleiter. Heute kann uns nichts entgehen, was gestern nacht und heute morgen unseren Weg gekreuzt hat: Mehrere Hasen, zwei Goldkehlwiesel (*Ictis hathi*), ein Moschustier, ein Luchs (*Lynx isabellina*) und ein kleines Rudel Blauschafe, das ist alles! Keine Hirschfährte weit und breit. Kilometer auf Kilometer legen wir in dem weitsichtigen Hochlande zurück, steigen hinab in die Wälder und wieder hinauf zu den fünftausend Meter hohen Pässen, bis wir erschöpft zusammensinken und der weiße Leithund in der Sonne zerfließt. Nichts! Kein Lebewesen! Stumm essen wir aus den Satteltaschen gefrorenes Fleisch. Müde und mit hängenden Köpfen kommen die Pferde heran, legen ihre Köpfe auf unsere Schultern! Arme ausgehungerte Tiere! Wann werdet ihr zur Ruhe kommen? Ich streichle die sammetweichen Nüstern meines Jagdpferdes. Traurig sehen mich die großen Augen an!

Nach langer Mahlzeit machen wir noch einen letzten Versuch und reiten hoch in die Felsen, um Blickfeld zu gewinnen.

Tief unten an den dunklen Koniferenwäldern kreist ein kleiner Flug Schneetauben (*Columba leuconota*). Ich folge den anmutigen Fliegern mit dem Glase und freue mich, endlich etwas Lebendes in dieser Wüstenei zu beobachten. Da saust als blaugrauer Todes Schatten ein starker Hühnerhabicht wie ein Pfeil dicht über den Baumwipfeln in den friedlichen Schwarm. Der Stoß geht fehl! Gegen seine sonstige Gewohnheit läßt der Habicht von seiner Beute ab und verschwindet in den Bäumen. Spielend geht doch der Tod durch die Natur. Ihre freien Geschöpfe haben die Gefahr rasch vergessen. Kaum hat der Wald den Habicht verschluckt, da kreisen die Tauben wieder an derselben Stelle und erfreuen mich

weiter im anmutigen Spiel mit ihren hellen Farben über dem dunklen Wald.

Der Rückmarsch zum Lager am Hubertustage 1934 ist ausgefüllt mit sehnsüchtigen Gedanken! Lustige Jagd im deutschen Winterwald zieht an mir vorüber. Die Gewißheit, daß das Erlegen eines dieser Hirsche mehr Dufel als jagdliche Fähigkeit erfordert, ist beinahe unausstehlich. Nie bin ich innerlich einem Zusammenbruch näher gewesen als jetzt am späten Nachmittag, da wir unsere Pferde über den letzten Paß führen und unter uns im stillen Tal, dicht an der Baumgrenze der anheimelnde Rauch des Lagerfeuers zum Himmel steigt. Die Tibetjäger sind mit ihrem Latein am Ende. Sie wissen für morgen weder Rat noch Gelände! Zwar dehnen sich die gewaltigen Bergketten nach Südosten ins Unendliche! Reih an Reih wälzen sich die himmelhohen Schneefetten am dunklen Horizonte entlang. Aber zu schroff sind die Rämme, zu zerklüftet die zackigen Talschründe und zu spärlich das Gras, so daß unsere ohnehin völlig ermatteten Tiere dort hinten in der Einöde der sichere Tod erwarten würde. Nur der Lämmergeier und der gewandte Steinadler wissen, was hinter diesen Ketten liegt. Kein Tibeter hat es je gewagt, diese Berge zu durchqueren! So sehr ich auf meine Leute einrede, ebenso intensiv wehren sie sich gegen den Gedanken, dorthin vorzudringen. Hier scheitern alle unsere Pläne und unsere Energie an der einfachen Tatsache, daß wir nur Menschen sind und mit lebenden Tieren arbeiten müssen. Völlig niedergeschlagen liegen wir bald ums flackernde, wärmende Feuer, halten jeder einen glühwarmen, fettigen Blauschaffknochen in der Faust und knabbern daran. Mein Blick aber ruht nicht mehr auf diesen Tälern der Öde und Verzweiflung. Er schweift über den dunstigen Grund der großen Jangtseschlucht, wo der wilde Fluß im grauig tiefen Erosionstal seinen Weg dahinrauscht, weit hinweg. Dort, wo die Berge und Schneeriesen auf der westlichen Seite ebenso grandios ihre Häupter nach den schneeweißen Wolken himmelan recken, die einsam ihren stillen Weg über das höchste Bergland dieser Erde ziehen. Dort bleibt mein Blick hängen. „Wie wäre es, wenn wir morgen das Jangtsetal kreuzen würden und dort drüben unser Schicksal erprobten?“ So frage ich meine niedergeschlagenen Jäger. Auf tibetisch geht die Rede für und wider. Wang, der mich am besten kennt, versucht vergeblich die hartköpfigen, rothäutigen Kerle zu beschwören. Dann antwortet er als Sprecher für alle: „Nein,

Herr, das ist unmöglich! Wir wagen nicht, den großen Fluß zu überschreiten, denn die Berge dadrüben sind nur von Gespenstern und bösen Geistern bewohnt und die Menschen, die dort in den Tälern hausen, sind unsere Feinde. Sie sind im ständigen Krieg mit uns, denn sie gehorchen nicht Batang. Sie haben auch keine Führer und Fürsten! Sie sind alle wilde Barbaren und hören manchmal, wenn sie wollen, auf den großen Lama in Lhasa. Wenn wir dort hinübergingen, so würde keiner von uns heimkehren.“

Anschließend muß ich wieder die wildesten Räubergeschichten über mich ergehen lassen. Ich deute auf unsere Waffen und behaupte, daß es keine Räuberbande wagen würde, uns anzugreifen. Da lachen sie alle und stimmen mir zu! Zur Jangtseüberschreitung läßt sich auch der Mutigste nicht bewegen.

„Was sagt ihr aber, wenn wir morgen zu den nächsten Häusern zweitausend Meter tiefer hinabsteigen würden, um einen Mann zu suchen, der das Gelände weiter südlich kennt?“

Wie das Wort Abstieg fällt, da funkeln aller Augen! Ja, das ist ein Plan, dem alle zustimmen.

So! Nun erhält jeder zur Feier des Tages noch eine Zigarette, und morgen geht's hinab zu den Menschen! Der Abend beginnt herabzusinken, die Bergschatten werden länger und der kalte Wind bläst uns die feurige Glut in die Gesichter. Mir ist nicht wohl zumut. Die Nacht im Lager abzuwarten, ist trotzdem nicht meine Gewohnheit. Es wäre das erste Mal! Also wird die Büchse geschultert. Noch einmal geht es fünfhundert Meter hoch in die Felsen hinauf. Dann kommt die Dämmerung.

Der graue Morgen teilt die Schleier der Dunkelheit, die großen Lachdrosseln (*Janthocincla maxima*) in den Stecheichenbüschen fangen zu schelten an. Schon wird es im Lager lebendig. Jeder wälzt sich aus seiner grasgefüllten Vertiefung, reckt die Glieder und beginnt wieder zu leben. Mir ist elender zumute als je. Meine Därme revoltieren. Schwindel umnebelt meinen Kopf! Aber Müdigkeit vorschützen gilt nicht. Das könnte der lieben Mannschaft gerade so passen. In einer halben Stunde sitze ich im Sattel, muß mich in der Mähne festkrallen, um nicht vor Schwäche vom Pferde zu sinken. In einer weiteren halben Stunde habe ich mich überwunden.

Beim raschen Abstieg wird mein Zustand besser. Bald schon fühle ich mich im Vollbesitz aller Kräfte. Ein Weg ist nicht vorhanden. Wir müssen uns durch die dichten Urwaldbestände einen

eigenen Pfad nach unten schlagen. Es ist eine Qual ohnegleichen für Mensch und Tier. Der Koch zerreißt sich seinen dicken Pelzmantel, daß die Watte in Flocken herumfliegt. Ein Jäger bleibt mit seinem einzigen wollfilzigen Kleidungsstück an einem Astsparren hängen und reißt einen meterlangen Schlig hinein. Ich renne mir einen dünnen Ast ins Auge, da ich eine Kette flüchtender Blutfasanen (*Ithaginis geoffroyi*) verfolge. Auch die Lasten leiden sehr. Aber schließlich erreichen wir doch das tiefere Seitental und damit die dornenreiche Trockenzone, in der wir weiter nach unten ziehen, bis wir schließlich am späten Nachmittage auf einen alten verwachsenen Weg stoßen, der seit Jahren nicht mehr begangen zu sein scheint, da viele alte Bäume quer über ihn gefallen sind. Der Pfad führt uns zu einer verlassenen Siedlung in dreitausendzweihundert Meter Höhe. Ihre Häuser sind von Räubern zerstört worden, ihre Mauern mit hohem Stipagrase wild überwuchert. Ein trostloser Anblick in dieser weltabgeschiedenen Verlassenheit. Hier ist es zu unheimlich, Lager zu schlagen! Wir ziehen kurz entschlossen weiter, obwohl sich die Sonne schon bedenklich dem Horizonte genähert hat. Plötzlich erscheinen die Gestalten dreier Tibeter scharf umrissen gegen den Himmel! Sobald sie unser ansichtig werden, ergreifen sie die Flucht. Fast augenblicklich rufen ihnen meine Tibeter einige tröstende Worte zu: „Wir sind keine Räuber und wollen nichts Böses von Euch.“ Das hilft! Sie halten in ihrer Flucht inne. Schüchtern kommen uns die zu Tode erschrockenen mit bleichen Gesichtern entgegen.

Ein halb verhungertter Hund von der chinesischen Spigrasse trottet ihnen mit eingekniffener Rute zur Seite. Die drei Tibeter, in zerrissenes Ziegenleder gekleidet, sind bildschöne Kerle mit offenen geraden Gesichtern! Aber sie sind furchtbar schmutzig. Wahrscheinlich die dreckigsten, die ich bisher gesehen habe — und das will etwas heißen. Krusten von Dreck bedecken ihre Beine, Arme, Schultern! Staub und gefallene gelbe Herbstblätter haben sich in ihren wilden stränig schwarzen Haaren verfangen. Wie alle echten Vertreter ihrer Rasse riechen sie stark nach ranziger Butter und ihre spärlichen Bart Haare sehen weißbereift aus vom Tsamba, der ihnen von der letzten Mahlzeit am Munde hängen geblieben ist. Auch ihre ärmliche Siedlung ist verlassen und macht einen maßlos traurigen Eindruck von Armut und Kampf, von Schmutz und grenzenloser Verwahrlosung. Höflich führen die Tibeter mein Pferd in das Erdgeschloß ihres verfallenen Hauses. Dann klettern wir alle die „Treppe“, einen

morschen Baumstamm, in den Kerben hineingehauen sind, hinauf zu den Wohnräumen. Auch hier umgibt uns erbarmungswürdige Armut. Verglimmende Glut leuchtet schwach in der offenen Feuerstatt! Hausgeräte sind nicht vorhanden! Nur Zeichen des Verfalls! Grauen umfängt mich.

Wer sind diese Kerle? Meinen Widerwillen unterdrückend, setze ich mich neben das Feuer! Meine Gefolgschaft bildet einen Kreis. Dann beginnen die drei Tibeter zu erzählen. Eine grauig blutrünstige Tragödie, die sich hier in weltabgeschiedener Einsamkeit vor einigen Tagen abgespielt und die Siedlung völlig vernichtet hat. Räuber sind plötzlich erschienen. Sie haben die Siedlung bei Nacht überfallen, von zwölf Einwohnern neun totgeschlagen und alles Besitztum geplündert. Die drei Überlebenden stehen vor mir und erzählen. Frauen- und kinderlos sind sie heute zur Stätte des Unglücks zurückgekehrt, um die letzte Ernte zu sammeln! Nachdem die standhaften Kerle ihre traurige Geschichte im Halbduster des vom Rauch schwelenden Hauses beendet haben, schlürfen wir unseren braunen Ziegeltee! Mich fröstelt! Diese dreckstarrende Höhle des Grauens so rasch wie möglich zu verlassen, ist mein einziger Wunsch. Hierbleiben ist unmöglich! Es wird ein harter Tag werden.

Hirsche soll es weiter südlich geben, behaupten alle drei Tibeter! Daher dinge ich sofort den Kräftigsten als Führer und lasse augenblicklich wieder satteln. In kurzer Zeit brechen wir uns bergwärts Bahn. Durch die Waldzone geht es der Baumgrenze entgegen, wo uns im Dämmerlicht ein furchtbarer Sturmwind empfängt, der die Mähnen der Tiere steil auf stehen läßt. Wir haben unsere Not, nicht von einer Bö aus dem Sattel gehoben und in die Tiefe geschleudert zu werden. In viertausendsechshundert Meter Höhe, an der Eisgrenze, schlagen wir Lager. Jetzt im November sind die Nächte schon bitterkalt; zehn bis zwölf Grad Kälte sind durchaus keine Seltenheit mehr! Wer Lagerleben kennt, weiß, was das in den Hochalpen bedeutet. Wir können kaum schlafen. Gerade haben uns in der Frühe die ersten Sonnenstrahlen erreicht, brechen wir zu dritt zur Tagespirsch auf und steigen kletternd und kragelnd über die sonnenbeschiedenen Grassmatten den ewigen Steinwüsten entgegen. Stundenlang haben wir das Gelände schon abgesucht, bis hoch oben auf den vegetationsarmen Steinhalden ein Rudel Blauschafe auftaucht. Als winzige Pünktchen bewegen sich die Tiere sechshundert Meter über uns langsam dahin und beginnen auf einem Grassleck ruhig zu äsen. Obwohl

der Wind schlecht steht und senkrecht nach oben in die Felsen hinein-
streicht, gibt es nur einen gangbaren Weg. Ohne Aufschub klettern
wir sofort los. Keuchend bleibt der Tibeter hinter mir zurück. Eine
raubtierhafte Aufregung überkommt mich, bis ich schließlich den
Felsen erreiche, von dem die Schafe nur noch zweihundert Meter ent-
fernt sein müssen. So wie ich endlich den fiebernden Kopf zu heben
wage, muß ich feststellen, daß der teuflische Wind mich längst um der
Mühe Lohn gebracht hat. Außer Schußweite zieht das ganze Rudel
eilend nach oben. Grausames Pech! Es sind zwar nur weibliche
Schafe, doch müssen wir Wildbret haben, um den Hirschen weiter
folgen zu können. Erschöpft sinke ich nieder, um zu warten, bis die
Schläfen kühler und die Pulse ruhiger geworden sind. Dann pirsche
ich spähend über den nächsten Kamm. Auf etwa zwei Kilometer
Entfernung fallen mir sofort mehrere dunkle Punkte ins Auge. Zu-
erst halte ich sie für Schafe, dann für Granitblöcke, aber schließlich
glaube ich eine Bewegung gesehen zu haben. Nun fällt mir auf, daß
diese eigenartigen „Steine“ allesamt oben dunkler sind als auf den
Unterseiten. Das genügt mir! Das Glas fliegt hoch! Schafe,
Hurrah! Ich mache vier bis fünf sehr gute und einen ganz kapitalen
Bock aus. Wie auf Schußweite herankommen? Der letzte er-
reichbare Seitenkamm ist mindestens noch vierhundert Meter vom
Wilde entfernt. Das Wagnis ist zu groß und die Entfernung mehr
als unwaidmännisch. Von unten durch die Felsen würde die Pirsch
wohl gelingen, wenn der böse Wind nicht wäre. Es bleibt nur eine
Möglichkeit übrig: Ich muß weitere dreihundert Meter an Höhe
gewinnen, um dann den Hauptkamm zu überschreiten und mit gutem
Wind von hinten und oben auf die Schafe herabzupirschen! Die
Tibeter bleiben mit den Pferden zur Beobachtung zurück. Keuchend
geht es den Hang hinauf. Alle hundert bis zweihundert Schritt äuge
ich vorsichtig über den Seitenkamm hinüber, um befriedigt festzustellen,
daß die Schafe noch immer an derselben Stelle breit und behäbig
liegen. In einer guten Viertelstunde ist der Hauptkamm erreicht.
Jetzt geht's langsam auf der Schattenseite hinab dem scheuen Berg-
wilde entgegen. Das Gelände ist sehr steil, dazu liegt dreißig bis
vierzig Zentimeter hoher Schnee, der die schlüpfrigen Geröllhalden
fast ungangbar macht, da die gefährlichen Klüfte zwischen den Stein-
quadern völlig unsichtbar sind.

Zum zweiten Male will ich mich um keinen Preis zum Narren
halten lassen. Also gleite ich auf dem Boden meiner alten Lederhose

über die Felsenzacken hinab, bis ich einen scharfen paßartigen Kamm: einschnitt erreicht habe. Dort erst nehme ich die Büchse schußfertig zur Hand und schiebe den Kopf, von einem quadratischen Granitblock gegen Himmelslicht gedeckt, vorsichtig über den Kamm: Zehn Böcke mache ich aus. Alle Köpfe schauen nach unten. Die Entfernung beträgt nicht viel mehr als zweihundert Meter. Unbesorgt kann ich noch fünfzig Meter näher herankriechen. Dann habe ich das ganze Rudel frei vor mir! Nun greife ich zuerst zur Kamera und mache eine Serie von Aufnahmen mit verschiedenen Belichtungszeiten! Der kapitale Bock sitzt leider ungünstig, so daß ich nur die aufgeblähten Flanken sehen, jedoch kein gutes Bild von ihm bekommen kann! Jetzt gilt's! Ich fasse den Bock im Fadenkreuz, lasse aufsitzen und ziehe durch! Peng — haut die Kugel hinüber. Schwach zeichnet der Bock und steht mit dem Rudel blickschnell auf. Im Nu habe ich repetiert und komme zum zweiten Male ruhig auf das Blatt des stärksten Bockes ab! Der Kapitale zeichnet nicht im geringsten und ist im gleichen Augenblick aus dem Blickfeld verschwunden. Ich bin der Verzweiflung nahe! Schießt die Büchse nicht mehr? Sollte ich den einzig Kapitalen gefehlt haben? Wie irrsinnig rast das Rudel davon! Der schwarze Zielschmel folgt dem zweitstärksten Bock. Da dieser auf zweihundertfünfzig Meter kurz verhofft, komme ich seelenruhig ab! Wieder kein Zeichen! Aber der deutliche Kugelschlag verrät mir, daß die Kugel sitzt! Der Bock macht kehrt und stürmt mit tiefem Hals talab! Noch zwanzig Schritt, dann bricht er zusammen und rollt, sich überschlagend, fünfzig Meter in die Tiefe, wo ihn ein rotleuchtender Berberitzenbusch auffängt. Schon ist das Rudel fast außer Schußweite, da verhofft es noch einmal! Ein guter Bock steht vorn. Ich halte Oberkante; schon überschlägt er sich im Knall! Wie ein Rasender setze ich nun hinter dem Rudel her. Ich höre lautes Rufen und sehe die zurückgebliebenen Tibeter heftig winkend auf einem Felszacken stehen. Der Rest des Rudels will zwischen ihnen und mir hochflüchtig durchbrechen. Die Entfernung beträgt zwar annähernd dreihundertfünfzig Meter! Die rasch geworfene nächste Kugel sehe ich dicht unter dem ersten Bock in die Felsen einschlagen. Es muß doch vierhundert Meter weit sein! Die zweite Kugel halte ich ein Meter über und drei Meter vor dasselbe Stück! „Kraack“ sagt der Kugelschlag! Noch fünfzig Fluchten, dann rollt der Bock verendet den Hang hinab. Eine neue Kugel haut raus und wirft den nächstfolgenden im Feuer zusammen. Die vier letzten

Stücke flüchten in gleichbleibendem Abstand nach oben! Noch eine Kugel habe ich im Lauf. Die muß noch raus! Ein mittelstarker Bock tanzt jetzt im Glas! Da kommt ein Felsen. Wie ich die Schafe kenne, wird der Bock dort oben verhoffen. Noch einmal hole ich tief Atem und halte hin! Peitschend heult meine Kugel hinüber. Der Bock flüchtet weiter bergan, wird aber nach zwanzig Fluchten kurz! Noch ehe ich Gewißheit habe, ob die Kugel gefaßt hat, tritt auch der fünfte Bock seine letzte Fahrt in die Tiefe an. Nur daß der Kapitale, der einzige, den ich auf kurze Entfernung beschossen hatte, entkommen sein sollte, das kann ich mir nicht verzeihen! Mit fliegenden Pulsen geht es zurück. Noch habe ich den ersten Bock nicht erreicht, da ragt mir ein mächtiges Gehörn über die grauen Zwergrhododendren entgegen: der Kapitale. Nun ist das Maß der Freude voll. Lange halte ich diesem Bock die Totenwacht; dankbar kann ich ihm sein, daß er nicht dort stürzte, wo ich ihn zuerst beschuß, sonst wäre die wichtige Trophäe verloren gewesen; tausend Meter tief gähnt da unten ein Abgrund, in welchen er unabwendbar hinabgestürzt wäre. Wir ziehen zum Lager hinab, um sechs Pferde zu holen, denn das Wildbret dieser sechs starken Blauschafböcke ist für uns nicht mit Gold aufzuwiegen. Ihre Erlegung bedeutet Fleisch, bedeutet Nahrung für fünfzehn bis zwanzig Tage! Das ist die letzte Möglichkeit, den Hirschen weiter auf der Fahrt zu bleiben, denn unsere vegetarischen Nahrungsmittel sind fast aufgebraucht.

So vergehen die qualvoll hoffnungslosen Tage auf der Suche nach den großen Hirschen, in Höhenlagen zwischen viertausend bis fünftausend Meter Höhe, bis wir den 11. November 1934 schreiben. An diesem Abend stoßen wir auf die frischen Fährten eines Rudels Hirsche! Das ist mehr Glück, als ich in den letzten Tagen je zu hoffen gewagt habe. Meine Mannschaft ist krank, und auch ich bin müde und teilnahmslos geworden. Über einen Monat habe ich meine Kameraden schon nicht gesehen, und ich sehne mich nach den Menschen. Da kommt dieses große Ereignis, das alle Kraft und Sinnesfreude sofort wieder entfacht. Dieser Tag beschert mir obendrein einen Talisman. Schon können wir die flackernden Zeichen des nahen Lagerfeuers aufglimmen sehen, da kommen wir an einer uralten, völlig verfallenen Tschorten vorüber: Mitten im Schutt des alten Gemäuers finde ich einen wundervollen Gebetstein, der die Figur Tsonkapas darstellt. Den nehme ich mir mit.

Im Lager angekommen, sind die Tibeter gerade damit beschäftigt, die Tiere für die Nacht einzufangen, weil es hier der Räuber wegen zu gefährlich ist, sie die ganze Nacht über weiden zu lassen. Im eisigen Zelt präpariere ich bei minus fünfzehn Grad Celsius die erlegten Kleinbögel, schreibe aus Pflichtgefühl und Gewohnheit mit flammenden Fingern meine Tagebücher und lege mich dann draußen zu den Leuten ans Lagerfeuer. Einmal muß Diana doch ein Einsehen haben, denke ich, während die Mondsichel hinter den Wolken hervor kommt. Kalt und klar strahlt der vollbestirnte Himmel über mir. Mir ist, als ob ich dort oben schwebte. Die Pfeife geht aus, es ist Zeit in die Bettsäcke zu kriechen.

Den ganzen nächsten Tag folgen wir den Fährten durch Dick und Dünn. Mit bebenden Flanken und hängenden Köpfen winden sich unsere gequälten Tiere durch das dichte Halbdunkel des Stecheichenbestandes steil nach oben. Oft werden wir von den zurückschlagenden Ästen beinahe von den Pferden geworfen. Schließlich aber wird der Bestand lichter! Goldflechtenüberhangene Koniferen treten an die Stelle der Stecheichen. Im Unterholz werden Rhododendren häufiger. Laut und schrill locken Tetraophasishühner und laufen mit gespreizten weißgesäumten Stößen in Deckung. Das sind die Hühner der Baumgrenze, bald müssen wir's geschafft haben. Zweihundert Meter noch, und die Hochalpenzone mit Fels und Schnee tut sich wieder vor uns auf. Hier schalten wir die erste Rast ein, die dazu benutzt wird, das offene Hochtal über uns nach Wild abzusuchen. Im Anschluß daran suchen wir einen Lagerplatz im nächsten, windgeschützten Tale und reiten der Schneegrenze entgegen, um abzufahren. Wenn das starke Hirschrudel überhaupt, wie wir hoffend annehmen, den Wald verlassen hat, so müssen wir die Fährten unbedingt dort oben finden. Richtig, freudestrahlend stoßen wir nach zweistündigem steilen Aufstiege auf die Fährten. Auch die ganz starke Trittspur, die nur vom Haupthirsch des Rudels stammen kann, steht wie eingemeißelt im harschen Schnee. Hubertus, hilf uns!

Ein starkes, helles Moschustier setzt in hüpfenden Fluchten über die Felsen, um kurz zu verhoffen! Gesichert bleibt die Büchse auf dem Rücken; heute gilt's, edleres Wild zu jagen. Höher reiten wir hinauf in die Wüste von Stein und Fels, bis uns der goldene Schein der scheidenden Sonne und zuletzt die Rotglut der weißbefleckten Schneeriesen zur Rückkehr mahnen. Eiskiger Wind bläst über die Kämme, ich schicke den Tibeter mit den Pferden

zu Tal, um selbst noch einmal die Waldgrenze abzapirschen. Die Richtung zum Lager ist mir bekannt, zudem steht der Mond hoch am Himmel.

Eisklirrend senkt sich die Nacht über die Hochgebirgswelt herab. Ich liege im Kreise meiner Getreuen im dicken Pelzmantel lang ausgestreckt am prasselnden Feuer und habe so ein Gefühl der Vorahnung! Ich möchte meinem Jäger, der gerade die Erzählung eines seiner spannenden Jagdabenteuer beendet hat, sagen: Wang, morgen klappt es mit den Hirschen! Aber das Wort bleibt mir im Munde stecken. Der richtige Jäger darf nicht aussprechen, was er vorfühlt, denn der Zauber dieses wonnigen Ahnens schwindet mit dem gesprochenen Worte dahin! Mattes Mondlicht scheint eisig ins Zelt, und ich liege noch lange schlaflos.

13. November 1934: Noch hat die Sonne die höchsten Gipfelzinnen nicht mit ihrem Frühgoldschein überzogen, noch rührt sich kein Vogel im Walde, da wälze ich mich mit kältesteifen Gliedern zitternd aus dem Bettsack: Wacht auf! In zehn Minuten lodert das Feuer; in zwanzig Minuten sind die Pferde gekoppelt und in einer knappen halben Stunde sitzen wir im Sattel, mein Batangjäger und ich! Erst reiten wir schnurstracks an den Felsbastionen hinauf, wo wir gestern die Fährtenfolge abgebrochen hatten. Noch eine weitere halbe Stunde können wir die Fährten ohne Schwierigkeiten ausreiten, dann aber weisen die Trittbilder senkrecht nach oben in eine Felswand hinein. Wir können hier nicht mehr weiter. Die Pferde brechen unter uns zusammen. „Rechts oder links abbiegen?“ fragt mich mit zweifelnden Blicken der Jäger. Zwei Möglichkeiten: es stand den Hirschen offen, in zwei verschiedene Hochtäler abzubiegen. Vor Traum und Wirklichkeit sind wir nun gestellt. Ich entscheide mich für rechts! Damit sinkt die Hoffnung wieder, wie sie versiegen muß, wenn man gezwungen ist, die Fährten zu verlassen, um aufs Geratewohl weiterzusuchen. Den ganzen langen Vormittag reiten wir ein Hochtal nach dem anderen ab, überqueren Pässe und führen die Pferde weglos, steglos die Hänge hinauf und hinab. Der Sturmwind bläst so scharf, daß er die dicke Kleidung wie Zunder durchfaucht und die Füße zu Eisklumpen erstarren läßt. Auf den höchsten Grashalden, wo das dürre gelbe Polstergras sich wie ein Teppich breitet, rutschen die Pferde bei jedem Tritt, daß wir sie mit Gewalt vorantreiben und abwärts ziehen müssen, wobei immer die Gefahr besteht, daß wir von den fallenden

Gäulen mit in die Tiefe gerissen werden. Alles geht gut. Es ist wirklich bewunderungswürdig, welch gute Gleichgewichtskünstler diese Berggäule sind. Drei bis vier Meter gleiten sie oft in die Tiefe, ohne einen Huf zu bewegen, aber fallen tun sie nicht.

Die Sonne hat ihren Kulminationspunkt längst überschritten, da erklimmen wir wieder einen günstig erscheinenden Paßkamm von fünftausenddreihundert Meter Höhe. Oben angelangt müssen wir erkennen, daß Stunden harter Steigarbeit umsonst gewesen sind. Ungangbar dehnen sich Granitblockhalden vor uns, um uns, unter uns. Hier kommen wir nicht weiter. Soweit das Auge reicht, erstreckt sich das einsame, in seiner Hochalpenpracht strahlende Gebirgsland dahin. Nur Eis und Fels und kalter Schnee erfüllt die Unendlichkeit der hohen wilden Landschaft. Dazu tönt dröhnend die Schauermusik des unbarmherzigen Windes, der in den Kaminen heult und uns den harten Pulverschnee wie Schrotkörner in die Gesichter peitscht.

Fast am Ende unserer Kraft wollen wir uns etwas stärken. So kräftig wir die Feldflaschen auch schütteln mögen, kein Tropfen See rinnt heraus: zu einem einzigen Eisklumpen ist er geworden. Auch das Blauschafffleisch ist gefroren. Es knirscht zwischen den Zähnen, doch es füllt die Mägen. Mit neuem Mut geht es wieder zweihundert Meter hinab und zum nächsten Paß empor. Unsere Pferde stapfen hoch im Schnee. Da klingt mitten aus dieser sturmgefügten Hochalpenlandschaft, wo nur der kalte weiße Tod zu herrschen scheint, melodisch und silberhell eine Vogelsstimme! Dort sitzt er auch schon auf einem schneebedeckten Stein, mit seiner blutigroten Brust! Der größte und herrlichste aller Alpenfinken: *Pyrrhospiza punicea*. Lange lausche ich dem Gesang des kleinen Vogels, dann kommt der Paß. Steil nach unten suchen wir uns zwischen zwei hohen Granitfäulen unseren Weg zu bahnen. Es besteht die höchste Gefahr, daß wir von den Pferden, die wir unter Anspannung aller Kräfte nach unten ziehen müssen, in die grausige Tiefe gerissen werden. Deshalb halte ich die treue Büchse in der Hand und rette mich, wenn der Gaul fällt, jeweils durch flinke Seitensprünge. Das wunderbarste ist, daß dieser Vierbeiner immer wieder auf die Läufe kommt, während wir Menschen uns höllisch in acht nehmen müssen, um nicht kopfüber hinabzustürzen. Von Felsetappe zu Felsetappe geht's hinab. Der

¹⁾ Am 13. Mai 1931 erlegte ich den sagenhaften Bambusbär im Wahsulande.

eine zieht das Pferd, der andere hält es am Schweif. Nur recht vorsichtig. Fast haben wir den Talgrund erreicht, da bricht mein Pferd vorne zusammen, überschlägt sich und bleibt — ein Anblick des Erbarmens — mit der Hinterhand fest eingeklemmt in einer Felspalte hängen. Nach langer Mühe schlagen wir das Tier aus seinem unfreiwilligen Gefängnis frei und müssen in größter Besorgnis erkennen, daß sein rechtes Hinterbein eine böse, sehr tiefe Wunde abbekommen hat. Der Blutverlust des armen Tieres ist so groß, daß es ganz langsam geführt werden muß. Ich drohe selbst schwindlig zu werden und beiße die Zähne zusammen. Werden wir das Lager heute überhaupt erreichen können? Der Tibeter stößt auch ganz eigenartige Schnaufser aus. Ob wir hier oben verrecken sollen? Das Tier verliert immer mehr Blut. Es müssen schon Liter sein. Meine Strümpfe in den Kletterschuhen sind zu Eisklumpen gefroren. Die Hirsche haben wir längst aufgegeben.

Es ist mir zu bangender Gewißheit geworden, daß wir das Lager nur unter Aufbietung der letzten Kräfte erreichen können. Jetzt gilt es, alles einzusetzen! Gleichzeitig mache ich mir schon einen Plan, falls wir die kommende Nacht bei minus zwanzig Grad Celsius hier oben doch überstehen müssen. Es wird das beste sein, die Pferde zu töten, sie auszumeiden und in den leeren warmen Bauchhöhlen zu schlafen! Widerwärtige Gedanken, die nur der Selbsterhaltungstrieb auslösen kann.

Riesenhaft breitet sich ein ausgehobeltes Gletschertal in seiner Ureinfsamkeit vor uns aus. Der Tibeter mit dem gesunden Pferd stapft bahnbrechend etwa dreißig Meter voraus, während ich das verletzte, stark hinkende Tier führe. Ich mache mir die bittersten Selbstvorwürfe! Mensch und Tier in solch sinnlose Gefahr zu bringen, ist unverantwortlich! Warum sind wir nicht vor vielen Stunden schon umgekehrt? Meine Schläfen hämmern, die Füße sind erledigt, der ganze Körper schmerzt. Langsam und apathisch wanke ich dahin. Plötzlich sinkt der Tibeter vor mir zusammen. Nun kommt er in halbgebückter Haltung zurück! Seine Augen sind weit vorgequollen! Ist er wahnsinnig geworden? Der ganze Kerl ist zitternde, fiebernde Aufregung! Automatisch nehme ich die Büchse von der Schulter! „Was gibts? Was hast Du gesehen?“ hauche ich dem völlig aufgelösten entgegen! — „Herr, die Hirsche.“ Das trifft!

„Das ganze Rudel! Sie stehen sehr weit, sie haben mich nicht eräugt.“ Im selben Augenblick sind alle physischen Leiden vergessen. Die Muskeln spannen sich! Jetzt oder nie! Ganz vorsichtig, als ob es darum ginge, das Leben einzusetzen, schleiche ich vor, um Einblick zu gewinnen! Dort, von der Felsenase muß es gehen. Behutsam schiebe ich den Kopf über die Brüstung. Auf etwa achthundert Meter Entfernung, mitten im chaotischen Felsgewirr, etwa dreihundert Meter über mir, also auf fast fünftausend Meter Höhe, steht ein Rudel der roten Sagenhirsche und sichert scharf und bewegungslos zu mir herunter. Über den Köpfen der weiblichen Stücke erhebt sich das tiefschwarze Haupt mit dem spenstisch leuchtenden Geweih des kapitalen Hirschens, den wir schon vorgestern, fünfzig Kilometer entfernt, gespürt hatten. Schwer und gedrungen sehen die gewaltigen Tiere aus. Urige Gestalten sind diese Felsenhirsche. Während ich das köstliche Bild des flobigen, dunklen Hirschens auf mich einwirken lasse, schmiede ich rasch den Plan. Dann heißt es Handeln! Die Dämmerung wird bald kommen. Ich muß zurück, um im Sichtschatten des Hanges mit den Hirschen auf gleiche Höhe zu gelangen. Dann mit gutem Winde durch das Felsengewirr direkt auf das Wild zu! So muß es klappen. Der Tibetier bleibt zurück. Ich nehme alle Kraft zusammen und steige los! Tief unten dröhnt das Eis eines kleinen Moränensees durch die unheimliche Stille. Schauerliche Musik, die klingt, als dränge sie tief aus dem Berginnern selbst hervor, wie die Stimme des Berggotts, der die Hirsche warnen will! Ob sie wohl aushalten werden? Ich rechne mit einer halben Stunde Pirschzeit! Sie sollte eine der härtesten meines Lebens werden! Der völlig ermattete Körper kann nicht mehr so recht! Schon nach den ersten hundert Metern glüht mir der Kopf, droht zu zerspringen! „Langsamer, regelmäßiger Atem holen“ flüstere ich mir zu. Dann springen mir in letzter Anstrengung alle Poren auf! Ich bin in Schweiß gebadet, reiße mir die Kleider vom Leibe, lasse erst meine Pelzmütze, dann den Schafpelz und die Jacke einfach liegen. Halbnaakt, bebend, geht es bergan! Die Lungen geben das letzte her.

Immer kleiner wird der See unter mir, immer steiler das Gelände, bis ich den Fuß der senkrecht sich erhebenden Granitmassen erreicht habe und damit dieselbe Höhe, auf der die Hirsche stehen müssen. Nun, mit entschlossener, schußbereiter Büchse geht es direkt auf die Stelle zu! Ich schätze, daß mich noch vierhundert Meter

vom Wilde trennen. Eine steilkantige Granitrippe nach der anderen muß überschritten werden. Ein satanisch steiles Gelände!

Jetzt muß es bald soweit sein! Nichts und wieder nichts. War alles nur Vision? Fieberphantasien bis zum letzten aufgepeitschter Nerven? Da kommt wieder ein kleiner Seitenkamm! Hurra! Hier stehen die Fährten! Nagelfrisch! Nun aufpassen! Plötzlich auf siebzig Meter vor mir erscheint das weiße weit ausladende Kapitalgeweih des Haupthirsches! Er scheint auf mich zu sichern! Also backe ich in Deckung meiner Felsbrüstung an, steche und gehe hoch, ins Ziel! Ein phantastischer Anblick ist es, einer der schönsten, die ich je gehabt, aber auch einer, der mich rasend macht! Das dunkel rotbraune Rudel steht auf siebzig Meter vor mir, dicht zusammengedrängt, sichern mich alle weiblichen Tiere an und bilden eine Mauer dunkler Körper! Gedeckt dahinter steht der Hirsch, der Haupthirsch! Nur sein schaufelförmig abgeflachtes Riesengeweih und der pechschwarze Kopf überragen das Kahlwild. Aug in Auge mit dem Kapitalen, der vier Monate mein Wunschziel gewesen, folgen Sekunden der Verzweiflung. Wenn ich nur den Hals des Hirsches sehen könnte! Haß und Wut flammen in mir auf! Was kann ich tun? Soll ich ihm zwischen die Lichter halten?

Noch habe ich's nicht ausgedacht, da wird das Rudel lebendig! Blitzartig werfen sich die Tiere herum und poltern in voller Flucht hangab! Jetzt ist alles verloren! Völlig vom Rudel gedeckt, rast der Kapitale in tollen Fluchten von Fels zu Felsen. Für einen Augenblick erscheint der massige Hals des Hirsches. Instinktmäßig halte ich zwei Meter vor, reiße durch! Peng! Da erscheint der gewaltige Körper des Hirsches hoch bäumend über dem Rudel, wird im steifen Sprung ganz lang und sinkt verendend in sich zusammen! Ein gellender Jauchzer folgt dem scharfen Büchschuß, der dröhnend von den hohen Wänden widerhallt. Das Rudel sprengt in irrer Fahrt davon. Schräg bergab flüchtend, ist es im gleichen Augenblicke hinter der nächsten Granitmauer untergetaucht! Repetieren und auf einen hohen Felskloß springen, ist bei mir Trieb und Handlung zugleich! Erwartungsvoll liegt die Büchse schon an der Backe, da das Wild auf etwa hundertfünfzig Meter wieder auftaucht. Weit vor den Grind des führenden Alttiers zielend, werfe ich die zweite Kugel hin: Blitzartig bricht das fast dreihundert Pfund schwere Stück zusammen. Es schlägt noch mit den Läufen, kommt ins Rutschen. Steil nach unten geht die Fahrt dem Abgrund entgegen — mir zittern die



Der Erfolg des letzten Tages in den Schluchten
des Zwergblauschafes



Starker Zwergblauschafwidder
(beachte die Größenverhältnisse)

Finger! Wird es sich noch fangen? Zu spät! Wie ein Spielball rollt die schwere Masse über die letzten Hindernisse hinweg und fliegt erst zwanzig, dann etwa fünfzig und noch einmal fünfzig Meter immer wieder aufschlagend, daß die Haare der kostbaren Decke fliegen, frei durch die Luft nach unten. Mit schwerem Aufschlag und leider völlig zertrümmertem Schädel landet das Alttier fast zweihundert Meter tiefer auf einer Geröllhalde. Alles das geht so schnell, daß ich kaum mit den Augen folgen kann.

Noch ehe das Tier auf seiner letzten grausigen Todesfahrt zur Ruhe gekommen ist, wird das Rudel noch einmal frei. Gerade habe ich noch Zeit, die dritte Kugel auf das zuletzt verschwindende Stück abzufeuern, höre deutlich dumpfen Kugelschlag; dann ist alles vorüber! Hohl und dumpf heult der Moränensee seine unheimliche Todesmusik. Sonst ist es wieder ganz still geworden in der Hochalpenwelt. Ich aber setze in wenigen Sprüngen hinüber zum Hirsch. Da liegt er, der Sagenhirsch, der Wunschhirsch, der „rote Hirsch“! Glückselig lasse ich mich neben dem Koloß nieder, der hernieder sinkenden kalten Dämmerung ungeachtet, träume ich vor mich hin. Jetzt bin ich zufrieden, dankbar, so unendlich dankbar, daß ich nicht einmal weiß, wem ich danken soll. —

Lieblosend streichelt mein Blick das markante Haupt des kapitalen alten Hirsches und bleibt auf dem weißlich umsäumten Geäse hängen. Trotz aller Zufriedenheit muß ich das eben gewobene Traum- bild wieder zerstören. Nun kommen die Gedanken wieder! Ist das nicht *Cervus albirostris*, von Lhasa her bekannt und von Westtibet? Im britischen Museum zu London hatte ich diese seltenen westtibetischen Hirsche untersucht. Nun hatte ich ihn für Osttibet nachgewiesen!

Bald ist der Jäger bei mir. Rasch wird der Hirsch mit Jacken, Taschentüchern und Handschuhen bedeckt, damit uns die Wölfe nicht noch um der Mühe Lohn bringen. Dann schicke ich den Tibeter zum erstgeschossenen Alttier, um es zu verblenden, während ich selbst dem zweiten folgen will. Auch dieses muß die Kugel haben! Richtig! Schon auf dem Anschuß eine Menge Schweiß! Die Wundfährte steht nach unten. Auf übersteiler, halbsbrecherischer Bahn führt sie mich auf ein Felsenwirrwarr zu! Da rumpelt es auch schon! Achtzig Meter vor mir wird das Stück im Wundbett hoch und poltert davon. Jetzt rasch! Das Tier wird immer schneller; ehe ich festen Fuß gefaßt habe in der teuflischen Wand, ist es schon etwa hundert

Meter fort! Endlich schwimmt das Ziel im Fadenkreuz! Peng: gefehlt, repetiert und noch mal. Da ruckt das Stück zusammen, rast weiter, wird nach zwanzig Fluchten unsicher, schwankt, fällt und rollt den Hang hinab! Halali!

Eisig strahlt der bestirnte Himmel über uns, ehe wir endlich an den Rückmarsch zum Lager denken können. Wo wir sind? Ein Blick zum Himmel genügt. Dort der große Bär! Fünfmal verlängere ich im Geiste den Abstand der Achsensterne: Schon habe ich ihn, den Kleinen Bären und mit ihm den Polarstern! Wir müssen in westlicher Richtung halten! Auf die Pferde! Los! Das ist ein Todesritt über die nächtlichen Hochgebirge! Aber wir schaffen es! Gegen Mitternacht kommen wir im Lager an!

Ich wälze mich die ganze Nacht auf meinem harten Lager hin und her und träume das tollste Zeug zusammen von Wölfen, Luchsen und Leoparden, die die köstliche Beute im Schutze der Dunkelheit in tausend kleine Stückchen zerreißen, ungeachtet aller Bekleidungsstücke, die wir vorsorglich über das erlegte Wild gelegt hatten. Eine Stunde vor Hellwerden schicke ich meinen tibetischen Jäger schon zum Wilde, damit er die Geier und Raben verscheuche. Wir anderen sind auch schon mit sechs Pferden auf dem Wege, während der Sternenglanz noch über der kalten Landschaft liegt. Der Weg ist weit! Wir gönnen den Pferden keine Ruhepause. Immer voran, über die Pässe, durch die Täler, bis wir gegen zehn Uhr die Anschußstelle erreichen. Hoch über dem Tale kreisen schon die Geier, die uns sicher die Felle zerissen hätten, wenn ich den Jäger nicht schon in der Nacht vorausgeschickt hätte. Wir finden den Hirsch und die zwei Tiere in bester Ordnung! Sie sind unberührt, und steifgefroren! Meine Angstträume sind unnütz gewesen. Der Tibeter, als winziger Punkt erkennbar, sitzt hoch oben am Hang und hält dem Hirsch die Totenwacht, bis wir nach halbstündigem schweren Anstieg auch droben sind.

Dann geht es an die Arbeit des Vermessens und Aus-der-Decke-Schlagens. Es sind nämlich fünf Leute notwendig, um den schweren Hirsch von einer Seite auf die andere zu wälzen, wobei ständig Obacht gegeben werden muß, daß der Hirsch nicht in die Tiefe sauft. Nach mehrstündiger Arbeit liegt die erste Decke ausgebreitet im Schnee, die Tibeter schlürfen gierig den geronnenen Schweiß aus der Brusthöhle. Klamm und eisig sind die Finger! Das wertvollste Wildbret wird in den mitgebrachten Ledersäcken verstaут. Dann geht es abwärts zum nächsten Stück. Die Pferde, denen die eisige, vege-

tationslose Höhe von fast fünftausend Metern nicht gefiel, haben sich unterdessen allesamt losgerissen und davongemacht. Ein Tibeter muß sie nun wieder einfangen, während die anderen Decke, Kopf und Wildbret des Hirsches zu Tal tragen.

Wang und ich messen schon das zweite Stück und fangen mit der blutigen Arbeit an. Während der völlig abgebrunsthete Hirsch, trotz seines kolossalen Gewichtes, kein Lot Feist bei sich trug, sind die weiblichen Tiere, die nur dreihundert Pfund wiegen, auch jetzt noch prall von Feist. Daher lösen wir gleich ein Blatt aus, fachen ein Feuer an, welches weit um sich greift und den ganzen mit winterdürren Zwergrhododendren bestandenen Hang in ein loderndes Flammenmeer taucht und rösten uns den saftigen Braten am Spieß. Die anderen Tibeter kommen gerade zum Festmahl zurecht. Außen verkohlt und mit harter Kruste überzogen, ist das Fleisch außerordentlich würzig und von ausgezeichnetem Wohlgeschmack. Dann geht die schwere Arbeit weiter. Sobald die Sonne hinter den Bergen versinkt und die Hänge im tiefen Schatten liegen, fällt die Temperatur fast augenblicklich unter den Gefrierpunkt und erschwert uns die Arbeit sehr. Die Dämmerung sinkt schon herein, da haben wir endlich das Werk beendet. Wang und ich reiten der Karawane vorans dem Lager entgegen. Das versumpfte, nur oberflächlich gefrorene Talbett bietet den Pferden, die abwechselnd auf dem Eise rutschen oder tief in den Morast einbrechen, große Schwierigkeiten. Von Raupe zu Raupe springend, versuchen wir die ermatteten Pferde über das glatte Eis zu führen, wobei die bedauernden Tiere viele Male hart aufs Eis schlagen. Später reiten wir die Pferde mit weitaus besserem Erfolge über die gefährlichen Stellen hinweg. Nie vorher fand ich die alte Reiterregel, daß der gutgeführte Zügel das fünfte Bein des Pferdes sei, besser bestätigt als bei diesem Eisritt. Die Dunkelheit bricht rasch herein. Mit ihrem Kommen setzt eisiger Hochlandwind ein und ist von heftig blasendem, graupelartigem Schnee begleitet. Spitz von vorn weht er uns in die Gesichter und läßt meinen Vollbart bald zu einem einzigen Eislumpen zusammenfrieren.

Dieses alles kann mich nicht hindern, glücklich zu sein. Eines der ganz großen Ziele der Expedition ist erreicht! Zäher Wille mag es gewesen sein, der mir den Erfolg gebracht hat. Neider werden sagen Duse!, Glück oder Zufall! Sei dem wie ihm sei. Ich bin zufrieden.

Endlich flackert tief unten im Tal das gelbe Licht des Lagers zu uns herauf. Bald darauf liege ich im Pelzmantel, des heftigen Schneegestöbers ungeachtet, am wohligen Feuer. Die kapitale Trophäe habe ich in Reichweite aufbauen lassen, um immer wieder die starken eisprossenlosen Stangen zu fühlen und die mächtige Krone des weit nach hinten geschweiften Geweihs zu bewundern. Dieses Geweih ist ebenso schön in seiner Art wie ein kapitales vom europäischen Rothirsch. Es hat noch den Vorteil, daß es kein überentwickeltes vielendiges Kronengeweih ist, sondern eine langendige, zur Abwehr, wie zum Angriff bestgeeignete Kampfswaffe. Ich schmauche meine Pfeife und lasse wir die Rotglut ins Gesicht brennen. Glück- lich und froh über den stramm vollendeten Tag, der mit Sternengefun- kel begann und im Mondglanz beendet wurde.

Gechstes Kapitel

Das Zwergblauschaf

Wie das seltene Wild gefunden wurde. — Ein Jäger wird erschossen. — Zwei hungrige Mägen bewirken einen großen Waldbrand. — Die Vergiftung. — Ob wir Batang wiedersehen? — Der Fluß des goldenen Sandes. — Der Rekordwidder. — Halali! — Heimkehr nach Batang.

Südlich von Batang sollte es mir gelingen, in der tief eingeschnittenen Schlucht des Jangtse nach langwierigem Kampfe ein neues Großtier zu entdecken: Das Zwergblauschaf. Zwölf Exemplare brachte ich zusammen. Dieses kleine Wildschaf bewohnt nur die übersteilen Gras- und Felsenschluchten in Höhenlagen zwischen zweitausendsechshundert und dreitausendfünfhundert Meter. Es lebt unterhalb der Urwaldzone, die seinen Lebensraum von demjenigen des doppelt so großen Hochgebirgsblauschafes im selben geographischen Gebiete trennt. Das Auffinden dieses Tieres wurde zu einem der größten Erfolge der Dolan-Expedition.

Einen ganzen Monat lang hatte ich auf die roten Sagenhirsche in den Hochgebirgen um Batang gewaidwerk't. Meine Kameraden hatten mir geschrieben, daß sie die Jagd längst aufgegeben hätten. Mit wundten Füßen war Dolan nach Batang zum Hauptquartier zurückgekehrt. Für mich war endlich der große Tag gekommen. Der Erfolg war uns beschieden! Stolz und freudetrunken lasse ich das letzte Hochalpenlager abbrechen. Wir wollen tief in die Erosionsschlucht des Jangtse hinabsteigen, um flussaufwärts den Gehängen folgend, nach Batang zurückzukehren. Doch sollte es wieder ganz anders kommen.

Die schönen Tage in den Hochalpen sind nun zu Ende. Der 13. November hatte mir die Hirsche beschert. Ich entlasse die tibetischen Jäger aus meinen Diensten. Gemeinsam ziehen wir mit der Karawane auf den gefährlich holprigen Steilpfaden, die sonst nur von Fußgängern betreten werden, durch die Waldzone hinab. Ich reite in Begleitung der beiden Jäger voraus, um Kleinbögel zu

sammeln. Ein Moschustier, dessen Losung wir mitten auf dem unbegangenen Pfade fanden, springt etwa dreißig Meter vor uns über den Weg. Dann und wann hat ein einzelner Gerau den Weg gekreuzt. Auch Bruchstellen von Bären sind überall zu finden. Es ist fürwahr ein Jammer, daß ich nur zur Winterszeit, wo die Peze schlafen, in diesem herrlichen Lande jagen darf. Langsam und müde trottet mein Pferd dahin. Plötzlich sehe ich rechts vom Wege auf fünfzig Meter Entfernung in den Stecheichenbüschen eine leise Bewegung. Raum habe ich das Pferd durchpariert, da setzt ein gelb-schwarzer Flavigulamarder mit eleganten Fluchten über den Weg. Trotz des rasch aus dem Sattel geworfenen Schnappschusses komme ich glänzend ab. Mitten im Streufegel der groben Schrote macht der fuchsgroße Marder eine Riesenflucht und verschwindet im Stecheichenbestand. Wir finden Schweiß in Menge und folgen lange, bis uns die Wundspur des seltenen Raubzeugs in den Felsalden verloren geht. Niedergeschlagen setzen wir nun die Pirsch fort und erreichen die untere Baumgrenze und damit den Rand des V-förmig eingeschnittenen Cañons, in dessen Tiefe, tausend Meter unter uns, das blaugrüne Band des gischtenden Jangtse brodelte. Überwältigend schön, unfassbar in ihren gigantischen Ausmaßen, liegt vor uns die Schlucht des großen Flusses, in der ich noch so viel Leid und so viel Freude kosten sollte.

Scharf beobachten wir die benachbarten Felsenkämme, bis mein Jäger plötzlich ganz aufgeregt wird und nach vorn in die Klippen deutet. Da, auf zweihundertfünfzig Meter Entfernung flüchtet ein Stück Wild. Nur der Kopf und ab und zu ein Stück des dunklen Rückens tauchen aus dem hohen trocknen Grase auf! Im Nu bin ich rittlings mit dem deckenden Felsen verschmolzen, habe den Bergstock fest in den Boden gerammt und schon schwimmt das Moschustier im Zielfernrohr. Auf dreihundert Meter Entfernung führt eine Steilwand, die das Moschustier überqueren muß, fast senkrecht zum nächsten Seitenkamm hinauf. Ich bin sicher, daß das Wild dort verhoffen wird, und nehme tief Atem. — Die Entfernung ist für ein dreißig Pfund schweres Wild verheult weit. Deshalb zwingen ich mich zur äußersten Ruhe. Wie ein springender kleiner Gummiball flüchtet das elegante Tier in die Wand hinein. Gleich hat es den Kamm erreicht; jetzt stellt es sich breit; der Zielschapel faßt hoch an und der Finger berührt den gestochenen Abzug. Die beiden Jäger neben mir fliegen im Knall des Schusses jauchzend in die Höhe, das Wild ist

einen Augenblick lang von einer Wolke fliegender Haare verhüllt. Das Haar des Moschustieres sitzt nämlich sehr locker und stäubt beim Aufschlag der Kugel in großen Schwaden davon. — Das Stück bricht zusammen, überrollt sich am Hang, kommt wieder auf die Läufe und flüchtet nach unten, wo es im hohen Dürngras verschwindet. Einige Minuten darauf stehen wir vor einem kapitalen Moschusbock, dessen Haken sieben Zentimeter weit aus dem Geäse hervorstecken.

Nun sitzen wir und halten dem Bock die Totenwacht, während das Donnern der Stromschnellen wie leises Rauschen unaufhörlich vom Flusse zu uns heraufdringt. Dann wird der Bock aufgebrochen, und wir schleichen ganz behutsam weiter, bis ich auf einem quadratischen Felsblock eine Menge eingetrockneter Leopardenlosung finde, die ich gewohnheitsmäßig zerpfücke, um sie auf die Nahrungsbestandteile im einzelnen zu untersuchen. Goralhaar hoffte ich in den Excrementen festzustellen — und finde — Schafhaar — Blauschafhaar! Das macht mich stutzig. Wie sollte ein Leopard unterhalb der Baumgrenze Blauschafe schlagen können? Ein Ding der Unmöglichkeit! Wie können Blauschafe in diese von den Leoparden bevorzugte Schluchtregion hinabkommen? Das Auffinden der Lösung bleibt ein Rätsel. Mit wachen Augen pirschen wir weiter, tiefer hinab, dem Lager entgegen, in dem wir bei Einbruch der Dunkelheit ankommen. Dort entspinnt sich eine lebhafteste Diskussion, die bis tief in die Nacht anhält. Zwei meiner Tibeter aus Batang behaupten nämlich, daß in diesen gigantischen Felschluchten Wildschafe vorkämen. Diese ähnelten den Blauschafen der Hochgebirge, doch seien sie viel kleiner, die Gehörne der Böcke mehr geschwungen und auch etwas dunkler in der Färbung. — Die merkwürdige Übereinstimmung dieses Berichtes mit dem Befund der Leopardenlosung am Nachmittage gibt mir zu denken!

Lügen mich die Tibeter an — mit dem Hintergedanken, ihren eigenen Vorteil dabei herauszuschlagen? Oder meinen sie es ehrlich? Auf jeden Fall lasse ich nur einen Teil der Mannschaft mit der Ausbeute der Hirschjagd nach Batang zurückziehen, um die Schluchten nach den Rätselschafen selbst abzusuchen! Nun, da die Tibeter meinen neuen Entschluß hören, behaupten sie wieder allesamt, daß sie von den Schafen nur gehört hätten, daß diese wahrscheinlich gar nicht vorhanden oder so selten seien, daß wir nie und nimmer zu Schuß kommen würden. Ich rieche den Braten und ordne sofort den Weiter-

marſch ſchluchtabwärts an. Es folgen mehrere Tage verzweifelten Suchens nach irgendwelchen Anhaltspunkten, die die Exiſtenz der räſſelhaften Zwergſchafe nachweiſen könnten. In der Tat finde ich etwa ſechshundert Meter über dem Fluß auf einer ſteilen Graſhalde eine halbverwaſchene, keilförmige Fährte, die nur von einem Wildſchaf ſtammen kann! Ich ſende ſofort einen Reiter an Dolan ab mit der etwas gewagten Meldung, daß ich ein neues kleines Schaf gefunden hätte, und ſpreche brieflich die Bitte aus, daß Dolan ſofort kommen möge. Doch der Amerikaner antwortet mir, daß er an das Vorhandenſein des Zwergſchafes nicht glaube und im übrigen immer noch unter ſtarker Fußvereiterung leide, die ihn auch am Kommen hindere. Für alle Fälle ſchickt er mir genügend Proviant mit, ſo daß ich es noch acht bis vierzehn Tage in den Jangtſeſchluchten aushalten kann, obwohl meine Leute ſtark eingechüchtert ſind, weil in den letzten Tagen wieder ganz in der Nähe unſeres Lagers drei Tibeter von Räubern erſchoſſen wurden.

Eines Abends iſt unſer Koch verſchwunden. Aufſcheinend hat er ſich auf der Suche nach Brennholz verlaufen. Es entſteht eine große Aufregung, die während der ſternenklaren Nachtſtunden noch immer ſtärker wird, da die verängſtigte Mannſchaft ſchon das Allerärgeſte annimmt. Ich habe nur Angst, daß der etwas verweichlichte Chi-neſe erfrieren könnte. Aus grünen Juniperus-zweigen fachen wir nun ein mächtig qualmendes Feuer an, das wir die ganze Nacht über unterhalten, ohne daß der Koch erſcheint. Wenn ſich der Ausreißer bis zum nächſten Abend nicht eingefunden haben ſollte, will ich einen Mann mit Brief nach Batang ſchicken, damit der Koch, ſollte er wirklich aus Furcht gemeutert haben, ſofort entlaſſen wird. Es beſtätigt ſich jedoch meine erſte Vermutung. Der Koch hatte ſich tatſächlich verlaufen und findet ſich nach zwanzigſtündiger Abweſenheit in halberforenem und völlig ausgehungertem Zuſtande wieder ein, dem beißenden Hohn und ſchallenden Gelächter der Mannſchaft preisgegeben.

Unterdeſſen hatte ich den Moſchusbeutel des kapitalen Boekes, der für einen Tibeter immerhin ein kleines Vermögen darſtellt, meinen beiden Jägern geſchenkt. Doch der Koch, kaum im Lager angekommen, behauptet ſogleich, daß er ſchlecht behandelt und hintergangen worden ſei. In unverſchämter Weiſe greift der kleine Kerl meinen guten Wang an; ebenſo frech, wie ein winziger Schoßhund, in ſeiner Ehre gekränkt, einen übermächtigen Bernhardiner ankeiſen

würde. Der Koch wird immer ausfallender, versucht, Wang den Moschusbeutel zu entreißen und schlägt ihn mitten ins Gesicht, worauf Wang die bis dahin eisige Ruhe verliert und dem Koch mit einem einzigen Faustschlage zwei Zähne aus dem Munde boxt. Ehe ich mich recht versehe, ist eine wüste Rauferei im Gange, die erst damit endet, daß ich dem Koch zu seinen ausgeschlagenen Zähnen, die er mir wimmernd in der flachen Hand entgegenhält, noch ein paar silberne Rupien dazulege.

Wieder vergehen Tage, und wieder finde ich ein paar Fährten des Kleinen unsichtbaren Rätselschafes. Aber solange wir uns auch in den wilden Schluchten vom Morgengrauen bis spät in die Nacht hinein herumschlagen, es kommt uns kein Stück zu Gesicht. Dann reißt mir die Geduld. Wir ziehen weiter nach Süden, um unser Heil dort zu versuchen, stoßen aber auf unüberwindbare Schluchthänge und müssen mit der Karawane bis zur Baumgrenze hinaufziehen, um sowohl gangbares Gelände als auch Weidegründe für unsere abgehärmten Tiere zu finden. Dabei stoßen wir auf eine einsame Siedlung, wo arme Menschen unter ständiger Räuber-gefahr ihr bißchen Leben dahinstricken. Diese Tibeter erzählen uns von einem Jäger, der tiefer im Tale lebt und schon zwei Zwergblauschafe geschossen haben soll. Das ist mein Mann! Er ist der einzige, der das seltene Wild aus eigener Anschauung zu kennen scheint. Sofort schlagen wir das Lager auf. Zwei Tibeter werden hinuntergeschickt, um den Jäger unter allen Umständen sofort zu mir zu rufen. Nach 10 Stunden ist der bildhübsche junge Kerl bei mir. Er macht einen schneidigen, ganz vorzüglichen Eindruck. Daher wird er sofort in unsere Dienste gestellt. Ich gebe ihm Vorschuß, verspreche ihm eine hohe Belohnung, wenn er mich auf die Zwergschafe zu Schuß bringen kann, und schicke ihn noch am gleichen Abend wieder zu Tal, wo er sich noch mit seiner Familie besprechen will, ehe er uns am nächsten Morgen auf Geheimpfaden in die südlichen Jangtseschluchten führen will. Ich brenne vor Jagdeifer und Ungeduld, die sich auf die gesamte Mannschaft überträgt und eine freudige Kampfstimmung hervorzaubert. Dann verläßt uns der Jäger im Abenddämmern. Noch ein letztes Jodeln, dann hat ihn das Dunkel des Waldes verschluckt.

Der Jäger war auf Nimmerwiedersehen gegangen. Wenn ich gewußt hätte, welch furchtbare Tragödie am nächsten Morgen folgen sollte, dann . . ., ja dann . . . und wenn . . . Jetzt, wo ich dies schreibe,

wühlen die bittersten Selbstvorwürfe in meinem Inneren. Buddha hatte unabwendbar seine schicksalbestimmende Hand im Spiele.

Schon in aller Herrgottsfrühe gebe ich den Befehl zum Abstieg. Wir wollen den Jäger in seiner Behausung abholen. Klingender Frost tönt unter den Hufen der kleinen Karawanenpferde, da wir ahnungslos und voll Hoffnung den Saumpfad nach unten einschlagen. Der Gedanke, endlich in wärmere Regionen absteigen zu können, wird selbst von meinen Tibetern mit Freuden aufgenommen. Wie sich aus den kommenden Ereignissen wenige Stunden später ergibt, sollten wir feststellen, daß wir doch viel zu spät aufgestanden waren. Über eine Stunde schon sind wir auf verwachsenen Waldpfaden abgestiegen. Ich habe ein Moschustier wie ein Schemen abspringen sehen, bin mit Wang auf der Suche nach einem gangbaren Pfad hinabgestiegen, bis wir plötzlich Schüsse hören. Tief aus dem Tale klingen sie dumpf bis zu uns herauf. Zwei-, fünf-, zehn-, fünfzehnmal knallt es da unten. Raubüberfall! ist mein erster und unser einziger Gedanke. Tibeter geben auf Wild keine fünfzehn Schüsse hintereinander ab. Das steht fest! Dafür sind Pulver und Blei, die mit Silber aufgewogen werden, viel zu teuer in diesem Lande. Da gibt es kein langes Hin und Her. Wir verlassen sofort den Saumpfad und gehen in Deckung, um die Halden vor uns scharf mit den Gläsern abzusuchen. Dann werden Vollmantel in die Büchsen und Posten in die Flinten geladen. Nun kann's eigentlich losgehen. Während Wang einstweilen das Feld allein behauptet, pirsche ich vorsichtig in Deckung zurück, um die Karawane unter Schutz nehmen zu können. Der übrige Teil der Mannschaft aber hat die Schüsse ebenso deutlich gehört wie wir. Alle haben die Sachlage richtig erkannt und die Tragtiere vorschriftsmäßig getarnt. Alle Mann liegen im Anschlag und warten auf weitere Anweisungen. Die besten Schützen zur Verteidigung des Gepäcks und der Tiere im Schutze der Felsen zurücklassend, schleiche ich mich mit den weniger zuverlässigen und feigeren Leuten wieder vorsichtig nach vorn. Noch ehe wir Wang erreicht haben, sehe ich etwa vierhundert Meter halb links unter uns, wie sich eine kleine Dackherde aus dem Schutze des Waldes herauschiebt und von fünf Männern begleitet wird, die Vorderladerflinten in ihren Fäusten tragen. Durchs sechzehnfache Glas erkenne ich, wie ganz feine Rauchfäden von den Gewehren aufsteigen. Die Luntten brennen also und die Kerle versuchen nun, ihre Beute steglos hinauf in die Felsen zu treiben. Die

Tatsache, daß die Tiere alle ungesattelt sind, ein paar kleine Dackelbälber sich darunter befinden und sogar eine kurzhaarige braune Chinesenkuh dabei ist, gibt mir völlige Gewißheit, daß wir die Räuber auf frischer Tat ertappt haben. Wir können ihnen den Rückzug abschneiden, ja, es wäre mir ein leichtes, jedem ein Loch in die Rippen zu blasen. Aber welches Recht habe ich dazu? Weiß ich denn, daß ich Mörder vor mir habe, die vor einer Viertelstunde meinen erst gestern geworbenen Jäger meuchlings erschossen haben? Zweifel jagen mir durch den Kopf! Vielleicht haben die Räuber nur Schreckschüsse abgegeben, um die Einwohner der Siedlung davonzutreiben und sich um so sicherer in den Besitz der Beute zu bringen! Ich habe einstweilen kein Recht, in das Leben dieser wilden Naturkinder einzugreifen, und entscheide mich rasch zu folgendem: Wir wollen den Räubern die Beute abjagen, aber keinen töten, solange wir nicht selbst angegriffen werden. Wieder kommen Zweifel! Vielleicht sind es harmlose Tibeter, die nur ihr Vieh in Schutz bringen wollen? Aber dann würde ihnen ja gerade die Waldzone die allerbeste Deckung liefern! Ein vernünftiger Tibeter wird zu dieser grimmigen Jahreszeit bestimmt keine Dackelbälber in die eisigen Höhen hinauftreiben! Also zeigen wir uns offen! Ich selbst bleibe mit vier Leuten in Deckung, während zwei meiner Tibeter auf hervorstehende Felsen springen und den Räubern den Kriegsruf der Ngoloks entgegenjodeln. Das schlägt ein wie der Blitz. Augenblicklich werfen sich die Räuber auf den Boden und kriechen in die Felsen hinein. Dann schwärmen drei der Banditen nach rechts und links aus, um auch uns unter Feuer zu nehmen oder in die Falle zu locken. Aber sie kennen unsere Stärke nicht. Der Rest der Räuber springt wieder auf. Nun hauen sie gewaltig auf die Tiere ein, um sie den sicheren Steilwänden zuzutreiben. Bei mir ist jeder Mann auf seinem Posten. Die Tibeter entbrennen von Mut und rasender Wut, den Kampf auf die Banditen zu eröffnen. Vorerst aber muß ich wissen, was die Banditen vorhaben, und beobachte weiter, bis es offensichtlich wird, daß sie die nächste Deckung gewinnen wollen, um uns zu beschießen. Aber da habt ihr euch verrechnet! Nun gebe ich meinen schlechtesten Schützen, von denen ich weiß, daß sie nicht treffen werden, Befehl, das Feuer zu eröffnen. Die Kugeln heulen hinüber und spritzen unter den Banditen in die Felsen. An solch weittragende Gewehre hatten sie nicht geglaubt. Der Erfolg ist verblüffend. Die Räuber fliehen Hals über Kopf davon, während wir uns in voller Stärke

zeigen und noch eine Salve hinunterjagen. Das geraubte Vieh bricht unter dem Feuer in toller Flucht nach unten durch und — ist gerettet! Nun setzen wir in guter Deckung unseren Marsch fort, um so bald wie möglich die tief unten liegende Siedlung zu erreichen.

Nachdem wir eine gute Viertelstunde steil nach unten durch den Wald gesetzt sind, tauchen auf einer kleinen Bergrutschterrasse plötzlich die Häuser des Weilers vor uns auf. Von Baum zu Baum schleichend, pirschen wir uns näher heran. Dann werden wir von den Weibern und Kindern, die beim Überfall in den Wald geflüchtet waren und nun schüchtern und verängstigt zurückkommen, erblickt. Auf der Stelle machen sie alle wieder kehrt und suchen jammernd zu entkommen, da sie auch uns für Räuber halten und den Tod fürchten. Wir geben uns sofort zu erkennen. Zu Tode erschrocken und vollständig eingeschüchtert, kommen sie alle wieder aus ihren Verstecken hervor, um uns zur Unglücksstelle zu geleiten. Ich will das Grausige nur kurz beschreiben. Ein Anblick wüster Zerstörung und barbarischer Bluttat bietet sich unseren Augen. Die Räuber haben die ganze Siedlung geplündert und alles geraubt, was ihnen nützlich erschienen war. Die Banditen hatten vorher alles gut ausspioniert und geglaubt, daß der Jäger, als einziger, der ein Gewehr besaß, mit mir in den Bergen jagte. Es war ihrer Vorsicht entgangen, daß er gestern Nacht zurückgekehrt war. Deshalb waren sie bei Tagesgrauen erschienen, hatten die Siedlung umzingelt und gaben erst Schreckschüsse ab, um die, wie sie glaubten, völlig unbewaffneten Einwohner in die Flucht zu schlagen. Nun hatte sich mein Jäger zur Wehr gesetzt und wollte einen der Banditen ankriechen, um ihm die Kugel zu geben. Dabei bot er einem anderen Räuber, der im Hinterhalt lag, ein offenes Ziel. Im letzten Augenblick sah er die Falle, in die er geraten war, und versuchte zu fliehen. Dabei fiel er. Die schwere Bleikugel des Banditen war ihm von hinten in den Rücken gefahren und mußte seinen augenblicklichen Tod herbeigeführt haben. Nun drangen die Räuber vor, überwältigten die Männer, fesselten sie und banden sie an Pfähle und Hauspfosten an, um die Wehrlosen mit Gewehrkolben niederzuschlagen. Erst als die Männer alle ohnmächtig an ihren Pfählen hingen und die übrigen Einwohner geflohen waren, begannen die Räuber mit der Plünderung. Dann trieben sie das Vieh von den Weiden zusammen und verschwanden hangaufwärts — bis wir ihnen die Beute abjagten. So finden wir die Siedlung

vor. Ich kochte vor Wut und Mitleid. Wie gut hätte ich die ganze Bande erledigen können. Ja — wenn. Wir befreien die Männer, die trotz ihrer furchtbaren Wunden eine Zähigkeit beweisen, wie sie nur zu bewundern ist. Blutüberströmt erzählen sie uns die ruchlose Mordgeschichte. Während ich einige Leute zum Einholen des Viehs in die Berge schicke, wird die Leiche des ermordeten Jägers aufgebahrt. Die Männer versammeln sich darum und beten im eintönigen Rhythmus, während alle Weiber im Kreise um die junge Witwe und ihre beiden kleinen Kinder sitzen und weinen. Das Klagegeheul ist erschütternd, es gellt mir in der kommenden Nacht und während der nächsten Tage in den Ohren. Der Vater des erschossenen Jägers, ein alter, weißhaariger Tibeter, kann den Tod seines Sohnes nicht fassen. Er droht wahnsinnig zu werden. Herzerschütternde Szenen spielen sich ab. Wir helfen, soweit es in unseren Kräften steht. Am nächsten Tage ziehen wir weiter.

Das Unglück hatte mich ganz vergessen lassen, daß ich nun den einzigen Mann, der die Zwergblauschafe kannte, verloren hatte. Jetzt heißt es, wieder auf eigene Faust alles daranzusetzen, um das Glück zu zwingen. Vorher aber muß ich die Mannschaft beschwichtigen. Der Raubüberfall muß jedem zur Lehre dienen. Alle sollen einsehen, daß wir vor Räubern völlig sicher sind, wenn wir nur zusammenhalten und die unbedingt notwendigen Vorsichtsmaßregeln nie außer acht lassen. Ich lasse daher alle Mann in mein Zelt kommen, um die Mutigen zu loben und die Feigen zu tadeln. Es sind nur zwei, denen das Herz in die Hose gefallen ist. Sie jammern und wollen unbedingt nach Batang zurückziehen. Ich könne „Schalauko“ verüben, ihnen „den Kopf abschlagen“, aber sie gingen keinen Schritt weiter mit mir. „Gut“, sage ich, „Ihr könnt nach Batang zurückkehren, aber ohne Pferde und ohne Waffen. Da könnt Ihr sehen, ob Euch die Räuber kriegen oder nicht. Außerdem seid Ihr sofort entlassen. Ihr bekommt Euer Geld bis zum heutigen Tage voll ausbezahlt und nun schert Euch zum Satan, Ihr feigen Hunde!“ Gleich darauf sind sie entwaffnet, gewisse Körperteile machen mit harten Stiefelsohlen unangenehme Bekanntschaft. Im hohen Bogen fliegen diese Kreaturen zum Zelt hinaus und den Abhang hinunter. — Zwei bis drei Stunden darauf stellen sich die beiden Schwerenöter wieder ein und bitten, bei der Karawane bleiben zu dürfen. Jetzt habe ich die Lacher auf meiner Seite. —

Endlich ziehen wir weiter. Die Karawane soll tief im Schluchtboden die Sanddüne ausnützen, während ich mit zwei Jägern sechshundert bis eintausend Meter darüber in den parallelen Gehängen pirschen will. So wollen wir in der Jangtseschlucht nach Süden ziehen, bis wir auf Zwergblauschafe stoßen. Selbstverständlich müssen Jagd- und Karawanenabteilung in ständiger Sichtverbindung stehen, damit wir uns am Abend beim Lagerschlagen nicht verfehlen und uns bei Gefahr zu Hilfe kommen können. Das Jangtsetal in seiner schroffen Steilheit mit seinen phantastisch verworrenen Formen, den gelben Grashängen, tiefen Runsen, hohen Felsen und dem tiefgrünen, in völliger Ruhe seinen Weg dahinziehenden, mächtigen Fluß ist überwältigend. Morgens, wenn die östliche Seite des Tales noch im dumpfen Schatten dahindämmert, und die Erosionsrunsen wie Bergriffe schwarz und senkrecht abfallen, ist der Anblick märchenhaft. Die ersten Stunden klettern wir zwischen strahlendem Himmel und tiefem Abgrund durch die Gehänge, um nach Fährten Ausschau zu halten. Dabei kann ich voll und ganz das grandiose Schluchtpanorama genießen. Die Erdrisse, oft drei bis vier Meter breit und ebenso tief, gähnen uns entgegen. Ihre Überschreitung erfordert Vorsicht und Geistesgegenwart. Plötzlich stoßen wir mitten im prallen Sonnenlichte auf frische Fährten eines ganzen Rudels dieser Felsengespenster. Stunden um Stunden folgen wir den markanten Trittbildern der Kleinen Schafe, bis wir die Fährten verlieren. Erschöpft wird eine kleine Mittagspause abgehalten. Dann geht es wieder in die Hänge des Stipagrases. Glücklicherweise hat der Wind den stacheligen Gräsern schon alle Samen entführt, so daß wir unbehindert klettern können. Wir bleiben pirschend in den Felsen, bis die Sonnenstrahlen schräg aufstreifen und die Gegentalseite schon in schwarzes Dämmer gehüllt ist. Dann, die Nachtstürme jagen riesige Wolken trockenen Glimmersandes von den Bänken des Flußbettes in tollen Wirbeln durch das Tal und der Wind wirft uns beinahe von den Felsen, steigen wir zum romantischen Lager hinab, das dicht am Flusse, gut gegen Räubersicht gedeckt, aufgeschlagen ist.

Vergeblich suchen wir am Morgen die Felswände und Grashänge ab, schlagen den Weg ins nächste Seitental ein und steigen, langsam an Höhe gewinnend, in die Felsen ein. Deckung ist wenig vorhanden, bis auf etwa dreitausenddreihundert Meter Höhe können wir die Gras- und Felsalden gut einsehen und klettern durch eine niedrige aber dichte Dornenwildnis hinan. Nachdem die Klippen über dem

rauschenden Wildfluß gewonnen sind, schalten wir die erste Rast ein. Wie gewöhnlich rauche ich die Zigarette bis zur Hälfte und gebe sie weiter, damit sie die Runde mache. Der Tibeter löst seinen Rosenkranz vom Armgelenk und betet inbrünstig sein „O mani padme hum“ daher. Da Wang seinen Kameraden in dieser frommen Haltung sieht, kann auch er nicht umhin, es nachzutun. In Ermangelung eines Rosenkranzes löst er eines seiner langen Zopfbänder und nimmt es vor sich in die gefalteten Hände. Dann legt er eine Schleife nach der anderen und zieht sie wieder auf. So genügt auch er seiner religiösen Pflicht und bittet die Götter um Erfolg.

Wie wir aufbrechen, kommt ein „Steinhase“ (*Ochotona*) aus seinem Loche hervor und beobachtet uns still, auf einem Felsblock sitzend, für lange Minuten. Weiter nach oben pirschend, entdecken wir im Gewirr des hohen Grases und der Felsen eine Reihe von Moschustierlagern. Hin und wieder kreuzt auch eine Goralfährt unsern Pfad. Quakend streicht ein herrlicher langbeschnobter Pucrasiahahn (*Pucrasia meyeri*) vor uns ab. So kommt endlich Leben in die Einöde, und ich nehme meinem Jäger die Büchse ab. Unter uns werden die Felsen immer steiler und unzugänglicher. Wir können die zerklüfteten Kamine von oben nicht mehr einsehen, so lösen wir metergroße Felsquader von vielen Zentnern Gewicht und lassen sie donnernd in die Tiefe sausen, wo sie in wilden Sätzen über die Felskämme springen und dröhnend in einer Wolke von Staub und Splintern an den Wänden bersten. Dieses in der Heimat verbotene und daher so beliebte Jugendspiel soll hier in der unwegsamen Wildnis einen guten Zweck erfüllen: nämlich den, das Wild zum Springen zu veranlassen. Aber die Steinrollerei bleibt erfolglos. Eine unzugängliche Felswand erhebt sich über uns. Es ist unsere heilige Pflicht und Schuldigkeit, den beschwerlichen Anstieg in Angriff zu nehmen. Wir steigen an, bis die Zelte unter uns nur noch als winzige Punkte sichtbar sind. Aus der Vogelschau gewinnen wir nun einen guten Überblick über die Siedlungen und Terrassenfelder der Eingeborenen auf der tibetischen Seite der Jangtseschlucht. Jeder Fußbreit ebenen Landes ist dort bewirtschaftet. Die Weiler mit ihren übereinandergeschichteten Feldern sehen wie kleine Schwalbennester aus, die an die Steilwand geklebt sind. Deltaartig haben die Gießbäche den fruchtbaren Humus im Haupttalboden abgesetzt. Fächerförmig, jeden Zoll dieses Schwemmlandes nuzend, breiten sich

die Felder der Eingeborenen immer dort aus, wo ein kleines Flößchen in den Jangtse mündet. Wir nehmen uns Zeit mit dem Anstieg, denn die Sonne ist brennend heiß. Die Hänge sind so steil, daß große Absturzgefahr besteht, und die Felsen sind trügerisch; wir müssen höllisch aufpassen, denn einen Meter weit abrutschen, bedeutet in diesem Gelände, ganz in die Tiefe zu sausen. Kein Stein ist fest genug verankert, um ihm trauen zu können. Der ganze Talhang scheint aus losem Schotter-Konglomerat zu bestehen. Selbst die Kletterschuhe können hier keinen festen Halt finden. Mit Händen und Füßen zugleich eingreifend, ist es allein möglich, voranzukommen. Deshalb weicht das beklemmende Gefühl erst dort, wo die Grashalden beginnen und wir die Hänge ohne Unterbrechung bis zur Waldgrenze hinauf absehen können.

Dann sitzen wir wieder, rollen Steine in die Tiefe und beobachten still. Ich habe schon alle Hoffnung auf Erfolg aufgegeben, da deutet der Tibeter aufgeregt nach oben. Richtig, dort ziehen sechs Stück Wild. Im Glase erkenne ich die weitgeschweiften Gehörne. Hurra! Der Spuk ist aus! Sie sind es, die gesuchten Zwergblauschafe. Ausnahmslos kapitale Hörnträger, die auf vierhundert Meter Entfernung in die Klippen steigen. Ohne zu verhoffen, einer in der Fahrt des anderen, verschwinden sie in den Felsen. Ich vermute, daß sie am Abend wieder auf die Grashänge austreten werden, denn auf diese Entfernung kann unser Wind sie nicht gestört haben, obwohl meine Jäger der Ansicht sind, daß die Schafe auf Nimmerwiedersehen verschwunden sind. Ich will auf jeden Fall hinaufklettern, um, wenn es sein muß, bis zum Abend zu warten. Aber da erscheinen die Widder schon wieder gegen den Horizont: Klotzige Gehörne! Über eine Viertelstunde stehen sie unbeweglich, ehe sie endlich über einem Seitenkamm verschwinden und uns das Zeichen zum Anpirschen geben. Atemlos kommen wir in einer halben Stunde mit miserabilem Winde an die Stelle, wo die Widder zuletzt standen. Wir folgen langsam, haben hinter dem nächsten Kamm ein zerrissenes Felsengelände vor uns, können aber kein Wild ausmachen. Plötzlich steinelt es über uns: Verdammt! Dort auf dreihundert Meter flüchten die Böcke durch die Felsen. Jetzt verhofft einer, ich backe an, doch er poltert schon in rasender Fahrt weiter, so daß ich die Kugel nicht mehr halten kann und — fehle.

In wenigen Sekunden ist das ganze Rudel außer Sicht. Wie gebannt stehen wir und starren über uns in die leeren Wände. Ode



Die Schlucht des Zwergblauschafes bei Batang



Wang in den Seraufelsen

und verlassen ist plötzlich alles um mich her. Mein Inneres ist wie ausgedörrt. Selbst zum Fluchen fehlt mir dieses Mal die Kraft. Ich sinke zusammen, wage nicht aufzusehen vor Scham. Ein Stümper bin ich, ein ganz gemeiner Stümper! Wortlos sitzen wir und warten. Warten auf was? Alles habe ich mir selbst verdorben. Ich könnte mit dem Kopf gegen die Felswand rennen.

In Dunst und Staub gehüllt, steigen wir am Abend wieder zum Lager hinab. Ich fühle mich nicht wohl. Der Kopf brennt. Ob ich krank bin?

Ich befrage meine Mannschaft: „Wollt Ihr nach Batang zurückkehren?“ Die Antwort lautet einstimmig: „Wir bleiben so lange, wie Du es bestimmst, vor allem wollen wir versuchen, die ‚Chrepanhangs‘, die Zwergblauschafe, zu bekommen, die Du doch so gern haben willst“. Sie haben schon gelernt, daß Widerspruch ihre Lage nur verschlechtert, und sie mögen auch einen kleinen Schimmer von der Idee bekommen haben, auf die es ankommt. Fabelhafte Kerle!

In der Nacht ist in der oberen Schluchttalzone etwas Schnee gefallen. Es ist ein friedlicher glanzfroster Morgen. Wie überzuckert liegt die weiße Landschaft. Nachdem wir die untere Baumgrenze erreicht haben, glitzern uns die Schneekristalle in unzähligen Sternchen entgegen. Der reine Schnee bedeckt Busch, Baum und Fels. Gigantisch wie ein gährender Schlund öffnet sich die Jangtseschlucht unter uns. Ganz vorsichtig, jede Vorsichtsmaßregel beachtend, suchen wir die Gras- und Felsenhänge ab und rollen Steine in die Tiefe, bis die Mittagssonne so heftig brennt, daß uns eine ungewollte Müdigkeit überkommt. Alle Glieder scheinen gelähmt, die Sinne abgestumpft zu sein. Deshalb schicke ich den Tibeter zur Beobachtung auf einen anderen Kamm und suche mir selbst eine Felsnase aus, von der ich ein weites Blickfeld über das wilde Cañon habe. Lange beobachte ich einen Flug Felsentauben, die in geschicktem Kurvenspiel die Wände unter mir umkreisen. Auf einmal zickzacken sie durch die Luft, um, vom spitzschwingigen Schatten eines Wanderfalken verfolgt, reißenden Fluges in die Tiefe zu sausen. Mit gewinkelten Flügeln stößt der Falke wie ein Pfeil auf die Tauben hinunter, schlägt aber fehl, um sofort weiterzustreichen. Ein Steinadler segelt vorüber. Dann nichts mehr. Ich rücke mir ein paar Felsbrocken zurecht, damit ich nicht abrollen kann, bringe meine Büchse hinter einem Berberitzenstrauch in Sicherheit, ziehe mir

noch ein paar schmerzende Dornen aus Händen und Füßen, mache mich lang und schlafe eine gute Stunde wohltuend in der prallen subtropischen Sonne. Kalter, kalter Bergwind weckt mich. Die alte Energie ist wieder erwacht. Es wird Zeit, auch die Schafe müssen nun ihr Mittagsschläfchen beendet haben. Ich klettere zu dem Ramm hinauf, wo mein Tibeter beobachten soll, und finde ihn, zu einem Kringel zusammengerollt, fest schlafend vor. Hart wecke ich ihn.

Vorsichtig setzen wir unsere steile Kletterpirsch fort. Drei oder vier tiefe Erosionsrinnen haben wir schon glücklich überquert und hängen gerade keuchend in einer Steilwand, da drücken wir uns fast gleichzeitig, rein reflexmäßig, so eng wie möglich an die Felsen, denn schräg unter uns steht hoch aufgerichtet ein Blauschaf auf vierhundert bis fünfhundert Meter in einer Wand. Eine Minute oder länger verharren wir in dieser peinlichen Lage und entdecken noch drei der felsgrauen Zwergschafe. Durchs Glas erkenne ich einen guten Widder! Der Wind steht gut! Wenn die Felsbrocken, welche unter unserem Gewicht in die Tiefe poltern, nicht zu groß sind, dann muß es heute klappen. Das vorsichtige Umwenden in der Steilwand ist eine Sache für sich. Schließlich gelingt es. Dann rutschen wir in einer tiefen Erosionsrunse hundert Meter talwärts; erklimmen unter Schwierigkeiten den Rand der Runse, schlagen uns hangauf durch die Dornbüsche und erreichen den Ramm, von dem aus es gehen muß. Die Schafe stehen noch immer ruhig äsend auf zweihundert Meter in der Wand. Aber der Nadelkamm ist so steil, so bröckelig und glatt zugleich, daß ich minutenlang nach einer Auflage suchen und auf dem Bauche an dem Felsen entlang rutschen muß. Schließlich klemme ich den einen Fuß fest in eine Felspalte, ziehe das andere Knie dicht unters Kinn, schlinge den Büchsenriemen zweifach um die Hand und visiere hinüber. Teufel auch, da hat mich eine der verdammtten Geißen spitz bekommen und sichert scharf und unverwandt zu mir herauf. Ich darf kein Glied rühren, um nicht alles zunichte zu machen. Eine Ewigkeit scheinen mir diese Sekunden zu dauern, bis das Stück wieder ruhig zu äsen beginnt. Nun suche ich mir den guten Widder, steche ein und ziehe ruhig durch. Im Schuß fliegt der Widder mit allen vier Läufen zugleich in die Luft, fängt sich aber wieder und rast mit dem Rudel in wilder Panik nach unten in die gähnenden Felschründen hinein. Aber die Büchse folgt, zieht mit und brüllt ihr zweites donnerndes Machtwort, so daß der stolze Widder in voller Flucht einen dreimaligen Salto schlägt

und verendend in die Tiefe des Abgrundes poltert. Ich repetiere: peng — eine Geiß bricht zusammen —. Noch einmal dasselbe, ich reiße alle Nervenkraft zusammen und das dritte Zwergblauschaf, ein Jährlingswidder, tritt mitten aus gewaltigem Sprunge heraus seine grausige Fahrt ins Leere an. Nur ein Stück entkommt! Ich bin toll vor Freude und rase, springe, rutsche, falle, die rauchende Büchse in der Hand, hinter meiner kostbarsten Jagdbeute her in die Tiefe, bis ich die Spurbahn finde, auf der der starke Widder abgerollt ist. Dann noch hundert Meter steil nach unten, und ich bin bei ihm, dem ersten, dem allerersten je erbeuteten Zwergblauschaf. Ich wuchte ihn hoch, ich streiche ihm sacht über die Decke, greife an das starke wohlgeformte Gehörn und betaste es. Ja, es ist das, was ich vermutet hatte, ein völlig neues Tier. Der Lohn für so viele Mühe! Wang trägt die beiden anderen Stücke heran, und dann legen wir Strecke. Wang strahlt, und ich klopfe ihm immer wieder auf die Schultern und halte dem edlen Wilde die wohlverdiente Totenwacht, bis mich der kalte Nachtwind aus der Verzückung herausreißt und wir singend über die Felsen zurückklettern, dem Lager entgegen.

In Anbetracht der Erfolge beschließe ich, nun ein langsames Tempo einzuschlagen. Mit Kleintierjagd, die weder Ausdauer noch Entbehrungen fordert, so denke ich mir, werden ein paar angenehme Tage gut zu verbringen sein, ehe wir nach Batang zurückkehren. Wir quartieren uns in einem von seinen Bewohnern verlassenen Hause eines ausgeraubten Weilers ein. Die Einwohner solcher Siedlungen führen unter der ständigen Gefahr, von den Räubern überfallen und ermordet zu werden, ein trauriges Leben. Allabendlich kommen sie alle in einem einzigen Hause zusammen, um die Nacht dort aus Angst vor den Räubern gemeinsam zu verbringen. Diese Menschen gehören einer mit riesigen Kröpfen behafteten Zwergrasse von affenmenschähnlich degeneriertem Typus an. Eine Anzahl der Einwohner ist durch den viele Pfund schweren Kropf derartig entstellt, daß die armen Menschen Drang-Utans bestimmt ähnlicher sehen als Europäern. Ständig beraubt, sind die Leute so arm, daß ihre Kleidung nur aus lauseverfilzten Lumpen besteht. Trotz alledem sind sie sehr gastfrei und beschenken uns mit Milch und Walnüssen. Als Gegenleistung dafür übernehme ich die Aufgabe, die Siedlung für einige Tage mit Wildbret zu versorgen. In ihren Sitten halten diese Saltibeter noch an den ältesten Überlieferungen fest. Unterwürfig grüßen sie sämt-

lich mit dem Zungengruß, und ich muß ehrlich bekennen, daß mir die Zunge nirgends öfter herausgestreckt worden ist als in der kurzen Zeit, die ich bei diesen ärmlichen Menschen verlebte.

Da keiner der räubergeplagten Tibeter eine Schußwaffe besitzt, ist das Wild der Umgebung ungestört. Wir sind also in ein jagdliches Schlaraffenland geraten. Beispielsweise sitze ich im Zelt, mache meine Aufzeichnungen, und keine zwanzig Meter entfernt locken ein paar Fasanenhähne. Ich brauche nur zur Flinte zu greifen, um uns einen guten Braten zu beschaffen. Oder wir gehen die nächsten Hecken ab und können so viele Fasane schießen, wie wir Lust und Appetit haben. Später pirsche ich ganz gemütlich mit Wang tal-auf, um die Felsen nach Gorals abzusuchen. Dabei können wir uns ungestört unterhalten, da das Rauschen des Gießbaches unsere Stimmen laut übertönt. Kaum sind wir eine halbe Stunde unterwegs, da springt schon der erste Moschusbock über die Felsen. Beim Verhoffen reißt ihn meine Kugel zusammen. Nachdem wir mit der Beute zum Lager zurückgekommen sind, stellen sich bald die Tibeter mit den eingeholten Zwergschafen ein, so daß wir mit zoologischer Arbeit vollauf zu tun haben, bis die untergehende Sonne uns zur Pirsch zu mahnen beginnt. An diesem Abend erlege ich einen und am folgenden Tage noch zwei starke Gorals, welche sich als viel dunkler herausstellen als die in Hoko erbeuteten. Hier handelt es sich wieder um eine neue Rasse oder Spielart dieser scheuen Bergantilope. Nach dreitägigem Aufenthalt ist die Kleintiersammlung vervollständigt, die Felle der Gorals und Zwergschafe sind präpariert, so daß wir reich mit Ausbeute beladen nach Batang zurückkehren können. Dort halte ich mich nur zwei Tage auf, um meinen Proviant zu erneuern und die abgehärmten Trag- und Reittiere durch frische zu ersetzen. Es erübrigt sich zu erwähnen, daß meine Kameraden sich nun endlich von der Existenz des Zwergblauschafes überzeugt haben. Hell begeistert will sich Dolan meiner nächsten Fahrt in die Tangtseschluchten anschließen, um selbst sein Heil auf das neuentdeckte Großtier zu versuchen.

Eingeengt zwischen den felsigen Trockenhängen des Batangtales brütet die Sonne schon am frühen Morgen trotz der winterlichen Jahreszeit. Wieder rücken wir zur Suche nach den Zwergschafen aus. Träge und vollgekröpft streicht ein Steinadler auf der anderen Seite des Flusses dicht an den Felsen entlang und blockt auf. Im

Nu bin ich vom Pferde gesprungen, suche einen Fels zur Auflage, halte Oberkante und komme gut ab. Die Kugel schlägt dicht neben dem Kopf des Adlers in die Felsen und hüllt den Vogel sekundenlang in eine dichte weiße Staubwolke ein, so daß man glauben könnte, der Vogel wäre in tausend Fetzen zerrissen. Statt dessen aber kommt er sichtlich verblüfft wieder aus der Staubwolke hervor und scheint auch gleich seine alte Fassung wieder gewonnen zu haben, denn neugierig kreist er um die Stelle, wo der Tod dicht neben ihm in den Felsen schlug.

Das Tal des Batangflusses verengt sich mehr und mehr, je näher wir der Mündung dieses dreißig Meter breiten, reißenden Gebirgsflusses kommen. Donnernd braust das Wasser im schluchtartigen Engtal dahin, um noch zum letzten Male seine ungebundene Freiheit auszutoben, ehe es sich mit dem „großen Fluß“ vereinigt, aber kaum dazu beiträgt, das klare Band des Jangtse wesentlich zu verbreitern. Dort befindet sich eine historische Stelle, an der ein Pionier sein Leben ließ.

Still verharren wir eine Weile am Rande des Saumpfades, wo der Amerikaner Sheldon vor einigen Jahren von Räuberhand ermordet wurde. Später errichteten wir dem weißen Helden ein einfaches Steinkreuz, welches jedoch von den rachsüchtigen Tibetern nach wenigen Tagen zerstört und in den Fluß hinabgeschleudert wurde. Tief unter uns quirlt leise rauschend der Jangtse. In kilometerlangen Windungen zieht sich unser Weg auf staubigem Grunde bis zum Flußbette hinunter, wo wir auf ärmliche Häuser und Ruinen stoßen. Überall werden wir freundlich begrüßt, bis wir in Leh, einer kleinen Talsiedlung, den tiefsten Punkt erreichen. Die Bevölkerung von Leh ist in heller Aufregung: ein starker Leopard hat soeben einen großen Bullen geschlagen. Obwohl wir sofort die Verfolgung aufnehmen, müssen wir bald einsehen, daß wir wieder einmal einige Stunden zu spät gekommen sind.

Dann reiten wir der langsam folgenden Karawane voraus, das enge Seitental hinauf, bis sich die Felszacken greifbar nahe vor uns erheben. In einem verlassenen, von Räubern ausgeplünderten Hause, dessen Torbögen mit Pflocken und Pfählen verrammt sind, beziehen wir Quartier und schmieden den Jagdplan für die kommenden Tage. Die Nacht bricht mit sternflarem Himmel und bissiger Kälte herein. Noch ehe der aufdämmernde Tag die dunklen Schatten verscheucht hat, sind wir im Revier der Zwergblauschafe, sechs-

hundert Meter über dem Jangtse. Die Hänge der Schlucht, in Dunstwolken gehüllt, tragen noch dunkle Konturen, während der mächtige Bergstrom kristallklar und glasig grün zu schimmern beginnt. In den ersten Stunden folgen wir einem kleinen Graspfad. Dann werden die Umrisse zackiger, die Felsen steiler und die Grashalden aalglatt. Nun können wir das seltenste und begehrteste Wild erwarten, die Zwergblauschafe, die ihr rätselhaftes Wesen in den trockenen Wüsten von bröckelndem Steinfels, trügerischen Klippen und stacheligen Stipagras zwischen dem düsteren Wald und dem Flusse treiben. Bald finden wir ihre kleinen, scharf gezeichneten Fährteindrücke und folgen ihnen in der brennenden Sonnenglut, bis die rasch erwärmte Luft über den Felsen zu zittern beginnt und die scharfen Umrisse der steilen Abstürze sich mählich verwischen. Diese unendlichen Felsabhängen mit dem blauen Himmel darüber und den im Lichte des hellen Mittags glänzenden Sandbänke tief unten in der schauernden Tiefe des Talschlandes werden in ihrer berückenden Schönheit unvergeßlich bleiben. Schritt für Schritt geht es etwa achthundert Meter über dem Flusse entlang, daß die kleine Felskarawane, die im Schnecken-tempo da unten grau in grau dahinzieht, wie ein winziger Wurm aussieht. Stunden um Stunden vergehen in ermüdender und äußerst anstrengender Pirsch. Uralte Wechsel, die in der gegenwärtigen Trockenperiode, die dieses gewaltige Engtal von Oktober bis Ende Mai in eine tote Steilwüste verwandelt, dem unerfahrenen Jäger das Vorhandensein von Wildmassen vortäuschen könnten, ziehen sich überall an den Berghängen hin. In Wirklichkeit ist das wenige Wild, die einzelnen Goralen und die kleinen Schafe, nicht eben häufiger als ihre grimmigen Feinde, die Rotwölfe und Leoparden. Ihre Spuren sieht man häufig, und ihre trockene Losung liegt überall auf den Wechsell und hervorspringenden Felsnasen. Es gibt kaum eine Stunde, die man in diesen Felsen pirschend verbringt, ohne daß man ein Zeichen von der gefleckten Großkatze findet. Frage die ältesten und erfahrensten Eingeborenenjäger, wie viele Leoparden sie in ihrem Leben erlegten, so wird Dir zumeist die gleiche Antwort: keinen einzigen. Unter zehn Jägern findet man vielleicht einen, der einen Leoparden gesichtet, geschweige denn erlegt haben will. Ich selbst habe während der drei Jahre, die ich in Tibet verbrachte, auch keinen Leoparden zu Gesicht bekommen.

Bei der Jagd auf die Zwergblauschafe sind die ersten Morgen- und die späten Nachmittagsstunden die günstigsten, da die Schafe

dann zur Aßung ziehen oder in den Felsen stehen, wo sie viel besser zu sehen sind, als wenn sie im hohen Dürngras liegen und nur die Köpfe der sichernden Stücke grau und gelblich aus dem gleichfarbigen Grase hervorschauen. Bei der grellen Beleuchtung der flirrenden Sonnenstrahlen sind die liegenden Schafe nicht leicht von Felsbrocken und Steinen zu unterscheiden und entziehen sich so oft der Aufmerksamkeit des Jägers.

Unbarmherzig brennt die Sonne auf uns herab. Es ist Mittag geworden. Mit äußerster Vorsicht durchklettern wir eine Steilwand und müssen uns wegen der Gefahr des Absturzes im bröckelnden Fels dauernd die Hände reichen. Endlich finden wir ein paar brandfrische Fährten der kleinen Schafe. Jetzt heißt es aufpassen; jeden Augenblick kann das Wild erscheinen. Ich habe keine Lust, noch einmal eine Gelegenheit auf die seltenen Tiere zu versäumen. Es besteht die große Gefahr, daß die Schafe irgendwo unter schattigem Felsvorsprung in sicherer Deckung liegen und uns längst zuschauen, wie wir ängstlich und ungeschickt durch diese Klippen steigen. So geht es nochmals eine halbe Stunde voran, bis ich mich entschieße, haltzumachen, um die heißeste Zeit des Tages an Ort und Stelle vorübergehen zu lassen und mein Tagebuch zu schreiben, ehe wir am Abend, wenn die Schafe wieder rege werden, weiter Umschau halten. Wang schmaucht seine Pfeife, die er, wie jeder Tibetier, mit dem Schwert zusammen unter dem Gürtel hervorholt, während ich nach langem Bemühen endlich Erfolg damit habe, eine kleine Büchse Salsardinen kunstgerecht zu öffnen. Dann erkläre ich Wang, daß diese Fischchen in meiner Heimat kein Menschenfleisch zu fressen bekämen, und beide langen wir kräftig zu. Nach beendetem Mahl lecken wir uns in Ermangelung von Mundtüchern die Finger sauber. Dann beginnen die schriftlichen Arbeiten. Ganz instinktiv äuge ich alle paar Minuten ringsum das Gelände ab, bis mir vierhundert Meter unter uns ein paar dunkle Punkte auffallen. Die habe ich vorher bestimmt nicht gesehen! „Gogosheshace?“ „Was ist das?“ flüsterte ich Wang zu, da der Jäger das Glas trägt. Wang schaut nur ganz kurz hindurch, dann legt er sich langsam auf den Rücken, ich folge ihm und drücke den Hund fest auf den Boden, bis auch er ruhig und fest am Steilhang liegt. „Panyang“ haucht Wang, „die Schafe!“ Nun führe ich langsam das Glas zu den Augen: Wirklich, graugelb wie das anstehende Felsgestein und ebenso starr, steif und unbeweglich stehen dort unten fünf starke Schafe und sichern mit hochgehobenen Köpfen

zu uns herauf. Ich erkenne drei Geißen, einen mittelstarken und einen weitausgelegten kapitalen Bock mit edel- und langgeschwungenem Gehörn. Das ist einer, wie ihn unsere Sammlung noch nicht aufzuweisen hat.

Ganz ruhig und ohne Bewegung liegt das Glas an meinen Augen. „Keine Bewegung machen“, flüstere ich Wang zu. „Sie werden sich wieder beruhigen und sich niedertun, wie sie wahrscheinlich gelegen haben, ehe sie uns eräugten.“ Also rutschen wir, so langsam es eben geht, an den Hang heran, machen uns so klein wie möglich und warten. Wir haben Zeit, sehr viel Zeit! Vorteilhaft ist außerdem, daß wir hoch über dem Winde sitzen und uns mitten in einer stark gebrochenen Felslandschaft befinden, in der wir von den helläugigen Zwergschafen nur schwerlich wahrgenommen werden können. Zehn Minuten vergehen. Da endlich wendet sich die erste Geiß ab und fängt an, ein paar Grashalme zu rupfen. Nach weiteren Sekunden tun die beiden anderen das gleiche, und bald tritt auch der mittelstarke Widder einige Schritte zur Seite. Nur der starke Widder, der einzige, auf den ich's abgesehen habe, steht wie der leibhaftige Satan, schwarz, als scharfe Silhouette, und äugt stur und unbeweglich, die Teufelschnecken hoch erhoben, unverwandt zu uns herauf. Fast eine Viertelstunde steht der Bock in dieser Haltung. Er will und will sich nicht beruhigen.

Alle Glieder beginnen uns in dieser unangenehmen Zwangslage zu schmerzen. Wir können uns nicht bewegen und müssen anhalten. Ganz urplötzlich dreht der Widder bei. Er windet mit kreiselndem Windfang ein paarmal in der Runde und dann kommt er mit hoch erhobenem Haupte spitz auf uns zu. Einmal verschwindet er linker Hand in einer Runse, dann wieder klettert er auf einen Felsblock zur Rechten, aber er kommt, kommt genau auf uns zu. Das Rudel scheint durch des Paschas Neugierde mitgezogen. Auf sechzig Meter Entfernung folgen alle Stücke dem Hauptwidder! Nicht so stürmisch, nicht so begierig, aber sie folgen und kommen im gemüthlichen Trott näher. „Der Große hält uns selbst für Schafe“ flüstere ich Wang zu, der alle Mühe hat, den Hund auf dem Boden zu halten. Sobald der Widder auf dreihundert Meter herangekommen ist, wird die Situation nun schwierig. Zwischen ihm und uns öffnen sich fünf oder sechs sehr tiefe Erosionsrinnen, welche ich nicht übersehen kann. Sollte es dem scharfsinnigen Widder einfallen, einer der Rinnen in der Längsrichtung nach oben zu folgen, so wäre er für uns verloren.

Nachdem die Gefahr erkannt ist, wird auch schon gehandelt. Gerade sind alle Schafe gedeckt, da rutsche ich, so rasch es geht, den Schafen fünfzig Meter entgegen, um die Runsen übersehen zu können. Dann wische ich den Staub vom Objektiv des Zielfernrohres und lehne mich über den Rand der Runse; die Büchse entsichert und halb in Anschlagstellung. Da, hundertfünfzig Meter unter mir das Rudel! Also muß der alte Herr zwischen mir und den Geißen stehen, denn diese halten mit nickenden Köpfen geradewegs auf mich zu. Die nächsten Sekunden sind qualvoll genug, da ich weder festen Fuß fassen noch mich bewegen darf, denn ein Steinchen könnte abbröckeln und alles zunichte machen. Plötzlich klappern Steine unter mir. Ein Felsblock springt! „Er“ zieht heran. Nun habe ich meine völlige Sicherheit wiedergewonnen. Alles geschieht rasend schnell. Mit angebackter Büchse springe ich über den Rand der Runse auf einen Felsblock zu: „Den Augenblick, der Dein ist, voll benutzen“, das ist die Losung in dieser Sekunde höchster Spannung dicht vor der Entscheidung. Der Widder taucht auf! Herrlich als Schattenriß hebt er sich gegen eine sonnenbestrahlte, rubinrot funkelnde Felswand majestätisch ab. Mit wuchtigen Säßen, die stämmigen Hinterläufe wie eiserne Keile in das Gestein setzend, klettert der Pascha nach oben — und verhofft. — Das war sein letzter Traum! Eine einzige hohe Flucht zeichnet mir den Sitz der Kugel, das königliche Wild bricht in sich zusammen und rollend verschwindet es über die Felsbastionen in der Tiefe. „Er liegt“, jauchzend entquillt es meiner Kehle. Wang und Berbl sind im Nu bei mir. Wangs erste Frage: „Der Große?“ „Ja.“ Da lacht er über das ganze Gesicht, wie nur ein Tibeter lachen kann.

Rasch prägen wir uns die vierkantigen Umrisse des Felsens, von dem der Bock seine letzte Fahrt antrat, ein, und dann heßen wir los, um dem flüchtigen Rudel den Weg nach oben abzuschneiden. Mehrere hundert Meter geht es springkletternd über die Felsen, bis wir das nächste Seitental überblicken können, aber gleichzeitig erkennen müssen, daß die Schafe schon flüchtig das Tal gekreuzt haben und nun, als winzige graue Punkte erkennbar, in langen Fluchten, halb im hohen Stipagras versinkend, spitz von uns wegflüchten. Wir gehen sofort in Deckung. Noch immer bleibt die Möglichkeit, daß die Schafe von der nächsten, steil abfallenden Felswand aufgehalten und notgedrungen langsamer werden, so daß ich erneut anpirschen könnte. Ihrer Gewohnheit entsprechend, halten sie auch direkt auf diese Steil-

wand zu. Die Gelegenheit nuzend, springen wir in mächtigen Sätzen fünfzig Meter näher heran, ehe das Wild langsam in die Wand einzieht. Zum Überfluß bleiben die Tiere noch einige Minuten still sichernd in der Wand stehen, ehe sie Sprung nach Sprung, eines in der Fährte des anderen, wie eine durch unsichtbare Zugfäden gehaltene Perlenkette in den Schroffen entlanggleiten, um endlich hinter dem nächsten Kamm unterzutauchen. Nun kann auch uns nichts mehr halten. Wang trägt die Büchse hinter mir her. Der Hund sucht schon zwanzig Schritte voraus nach dem rechten Weg. Er springt von Block zu Block und bleibt zurückäugend an den Stellen stehen, wo wir die Kansen mit ihren aalglatt abfallenden Fregwänden überschreiten können. Diese Kaminartigen Steilrinnen, welche die Schafe mit wenigen Fluchten fast fliegend übersprungen hatten, machen uns armseligen Zweibeinern viel zu schaffen, ehe wir glücklich hinüberkommen. Aber nach einer Viertelstunde stehen wir an der nämlichen Stelle der Steilwand, wo wir die Schafe zuletzt gesehen hatten.

Vor uns dehnt sich weit zerklüftet und zerrissen ein mächtiges Netz von Schluchten, Grasflächen und wild durcheinander gewürfelter und aufeinandergetürmter Felsen, die das Blickfeld zwar auf ein Kleinstes einengen, aber um so mehr Gewißheit geben, daß die Schafe sich in diesem labyrinthischen Berggewirr sicher fühlen und sich mutmaßlich eingestellt haben. Mit entschelter Büchse geht es voran, bis ich schließlich einsehen muß, daß der Rest des Rudels spurlos in der Felsenwildnis untergetaucht ist. Der schützende Berggeist muß sie verschluckt haben. Auch die letzte Möglichkeit darf nicht ungenutzt bleiben, Wang muß wieder zurück und das ganze Felsgewirr noch einmal auf mich zutreiben. Auf diese Weise vergeht noch eine Stunde.

Die Sonne steht schon tief. Leuchtend glühen die Hochalpen über uns. Weit hinter uns kreist ein großer Lämmergeier (*Gypaetus barbatus*) an der Stelle, wo der Bock liegen muß. Es wird höchste Zeit. Eilends heißt es, zurückklettern. Wenn ich auch den Lämmergeier nicht direkt fürchte, da er scheu genug ist und erst eine halbe Stunde kreisen wird, ehe er sich auf einen Felsblock in der Nähe des geschossenen Wildes niederläßt, um das willkommene Festmahl zu beginnen, so bringt das Erscheinen dieses herrlichen Raubvogels doch die weitaus größere Gefahr mit sich, daß er durch sein Kreisen die Himalajageier (*Gyps himalayensis*) aus dem blauen Firmamente

herablockt. Wenn dieses widerlichste und gefräßigste Räuberpack sich erst einmal aus schwindelnder Höhe in Massen auf ein erlegtes Stück Wild herabläßt, wobei einer der gigantischen Vögel den anderen mit sich reißt, dann ist es in knappen zehn bis fünfzehn Minuten um die kostbare Beute geschehen. Diese breitklasternden Monarchen der Lüfte, die den zurückhaltenden Lämmergeier als Sucher benutzen, sind unverschämt genug, sich, ohne zu kreisen, in blinder Freßgier sofort auf die Beute zu stürzen.

Nun, da wir uns dem Anschuß wieder nähern, scheint es unmöglich, den quadratischen Fels, auf dem der Widder das tödliche Geschoß erhielt, aufzufinden. An Stelle des einen tauchen jetzt zwanzig oder mehr Felsen auf, die alle quadratisch sind und alle gleich aussehen. So muß Berbl helfen. Erst vergeht eine lange Zeit, da der Hund schlapp und müde ist. Weit hängt ihm die Zunge aus dem nach Wasser lechzenden Fang. Schließlich findet Berbl den fraglichen Felsblock, um sofort in der gähnenden Tiefe zu verschwinden, während wir den Anschuß genau untersuchen und uns dann mit voller Befriedigung auf dem Felsgrat niederlassen. Wir finden Schnitthaar zu beiden Seiten und eingetrockneten hellroten Schweiß, der noch in trockenem Zustand einige Bläschen enthält, die uns bezeugen, daß die Kugel die Lunge gefaßt haben muß. Mit tiefer Nase arbeitet der brave Hund sich ganz wundervoll seinen Weg nach unten. Tiefer, immer tiefer zieht es den Hund hinab, bis er endlich auf zweihundertfünfzig Meter kurz Laut gibt und totverweisend in wenigen Minuten wieder bei mir ist. Bald darauf stehen wir beim kapitalen Widder. Ohne den Hund hätten wir stundenlang suchen können! Ich mache den Vorschlag, den Widder aus der Decke zu schlagen und nur Kopf, Decke und etwas Wildbret mit zum Lager zurückzunehmen, da der Weg über die halbsbrecherischen Felsen noch volle drei Stunden in Anspruch nehmen wird. Aber da habe ich mich in meinem Wang wieder einmal gründlichst getäuscht. Wie konnte ich auch so vermessen sein, anzunehmen, daß ein Asiate den Geiern Wildfleisch überläßt. Das gibt es einfach nicht. Wang bietet sich an, den siebzig Pfund schweren Widder auf den Schultern zum Lager zu tragen.

Hätten wir nur ahnen können, welch katastrophale Folge der Genuß dieses Wildes für uns alle haben sollte, dann hätten wir das Fleisch nicht tief genug den Geiern zum Fraße in die Schluchten unter uns hinabwerfen können. Aber wer konnte das vorher wissen!

Unterdessen fängt mein Magen ganz gewaltig an zu knurren, und auch Wang bestätigt, daß die anstrengende Jagd nicht ohne Folgen für den seinigen war. „Was hältst Du davon, die Leber zu rösten?“ „Feiner Gedanke“, schmunzelt Wang, dessen Tibetermagen immer für ein paar Pfund Fleisch Platz hat. „Glaubst Du, hier ein Feuer anzünden zu können, ohne daß der ganze Grashang in Flammen aufgeht? Oder sollen wir fünfzig Meter weiter nach unten in die Steinfelder hineinklettern?“

„Buteschin“, „nur keine Angst, es wird nichts passieren“, sagt der Jäger und schon rupft er im Umkreise von zwei bis drei Metern das kurze Gras aus, um das Feuer isolieren zu können. Sorglos sitze ich fünf Meter davon und ziehe die dünne Haut der Leber ab, während Wang das Feuer entfacht. Einige Sekunden lang fressen die züngelnden Flammen das dürre Gras, das der Jäger ihnen zuwirft. Dann eine plötzliche Windbö, Blutqualm schlägt mir ins Gesicht, erstickend heiße Luft raubt den Atem. Wir stehen mit einem Male in einem lodernden Meere explosionsartig fauchender und singender Flammen. Ehe wir recht wissen, was passiert, ist der ganze Grashang in ein tobendes Flammenmeer verwandelt. Donner und Teufel! Ich reiße mein Gewehr, Tagebücher und Glas an mich, brülle Wang zu, den Bock zu packen, und dann flüchten wir in wilder Panik den Steinhalden entgegen. Verfolgt vom sengend knisternden Tod geht es in toller Hatz in die Tiefe, bis wir unter Wind kommen und gerettet sind. Nachdem rasch alle Instrumente überprüft sind und ich befriedigt feststellen kann, daß außer unseren verbrannten Kleidungsstücken nichts weiter Schaden gelitten hat, brechen wir beide in ein dämonisches Gelächter aus und spotten über unseren beiderseitigen Anblick. Kohlschwarz, versengt und dampfend, steht Wang vor mir, den Bock über die stämmigen Schultern geworfen, die Gesichtsmuskeln gespannt, daß die Jochbögen wie Säulen aus seinem lachenden Gesicht hervorsteht. Das Meer der tosenden Flammen, in kilometerweiter Ausdehnung aller Fesseln entbunden, zieht mit ungestümer Gewalt seine verheerende Bahn als brausender Feuersturm nach oben, während unter uns die gähnenden Schründe klaffen. So furchtbar das tobende Element seine ungehinderte Bahn dahinstürmt, so vernichtend sich die rasenden Feuerrosse nach allen Seiten im tollen Wettlauf gegenseitig überbieten, so urgewaltig, so grauenhaft schön ist der Eindruck, den mir dieses kleine Abenteuer für immer hinterlassen wird. Schon hat die jagende Glut des Feuerfächers die Busch-

zone fünfhundert Meter über uns erreicht und vernichtet. Nun tobt sie im Walde, wo der Qualm der sterbenden Stecheichen wie Schwaden von Gewitterwolken mit dem hellen Licht des Himmels kämpfen und die Sonne völlig verdunkeln. Da kommt wirkliches Unheil! Wie dröhnende Donnerschläge sausen erst Steine, nun Felsbrocken und schließlich kompakte Massen schweren Gerölls auf uns hernieder. Die verbrennenden Büsche und Baumstämme fallen unter der Last der Steine zusammen, so daß ein Regen von Steintrümmern in einer Ausdehnung von mehreren hundert Metern wie der glühende Auswurf eines Vulkans den Hang hinabdonnert. Zwanzig bis dreißig Meter weit springen die Felsbrocken durch die Luft. Unberechenbar federn sie auf dem schwelenden Grunde, reißen andere Steine mit sich und pfeifen saugend an uns vorbei oder zischen surrend über unsere Köpfe hinweg in die Tiefe. Wir sind vollständig ungedeckt. Flüchten, oder gar dem Steinhagel den Rücken zukehren, wäre sträflicher Leichtsinns. Alle Gegenstände liegen augenblicklich auf dem Boden. Frei und sprungbereit stehen wir einige Meter voneinander entfernt. Jeder Muskel ist in Alarmbereitschaft! Unverwandt nach oben starrend, bieten wir der Gefahr die Stirn. In den ersten Minuten ist der Steinhagel fast unheimlich. Dann haben wir unsere Ruhe wiedergefunden und spielen beinahe mit den tödlichen Geschossen. Wir springen zur Seite, wenn ein Felsstück uns zu treffen sucht, werfen uns auf den Boden, wenn es über uns hinwegzischt, rufen uns gegenseitig zu, wenn sie zu dicht kommen. Kein Stein kann uns treffen! Bald werden wir immer sicherer, bis uns eine ganze Steinlawine, die kaum fünfzehn Meter rechts von Wang in die gährende Tiefe donnert, doch wieder erbleichen läßt. Plötzlich jault der Hund und überschlägt sich nach hinten. Ein kaum faustgroßes Steinchen hat ihn gestreift. Winselnd sucht das verängstigte Tier bei mir Schutz und behindert mich beim Springen. Bald ist das Steingewitter vorüber. Es fallen nur noch einzelne Brocken, die keine Gefahr mehr bringen. Hoch oben tobt das Feuer im Urwald! Zu unserem Schrecken müssen wir nun feststellen, daß sich der Wind halb gedreht hat. Wenn wir nicht schnell sind, wird uns das Feuer den Rückweg abschneiden. Dreihundert bis vierhundert Meter sind wir noch von der hohen Felswand entfernt, die wir durchklettern müssen, ehe sie vom Meer der Flammen erreicht ist. Während wir nun in aller Eile die abgeworfenen Sachen wieder zusammenlesen, sage ich: „Na, da wären wir ja beinahe verbrannt“, und Wang erwidert

in stoischer Ruhe: „Ja, die Feuergeister sind sehr böse.“ Dann müssen wir wieder lachen, und Wang erzählt mir beim Aufstieg zur Wand, wie einer seiner Jagdkumpane auf diese Weise verbrannt sei, trotz seines Amulettkästchens, das von einem heiligen Lama gesegnet war und ihn eigentlich gegen Feuer gefeit haben sollte.

Das Feuer im Rücken, suchen wir uns unseren Weg! Ich erstaune immer mehr über Wangs heldenhaften Fatalismus, indem er den schweren Bock vor den ständig näher rückenden Flammen herträgt, bis wir endlich die Felswand erreichen und uns sicher fühlen, wie der Vogel Strauß, aber noch lange nicht sicher sind, weil wir nur die Flammen nicht mehr sehen können. Wehe uns, wenn die Wand zu steil sein sollte, Umkehr ist unmöglich! In der Not geht alles. Wang verdient höchstes Lob. Mit dem geschulterten Bock klettert der Kerl wie ein Affe durch die Wand nach unten. Nun endlich sind wir außer aller Gefahr und erreichen bei stockdunkler Nacht das Lager. Dort muß Wang den Spott der ganzen Mannschaft wegen seiner mißglückten Kochkünste über sich ergehen lassen. Bis Mitternacht ist nicht an Schlaf zu denken, weil der Himmel blutrot vom Widerschein des Waldbrandes leuchtet, den zwei hungrige Mägen entfachten.

Da der Waldbrand anderntags noch immer nicht erloschen ist, beschließen wir den Aufbruch und wollen jangtseabwärts bis zur Mündung des nächsten Paralleltales vordringen, um dann wieder höher in die Schafregion einzusteigen. Dolan, dem ich heute meinen Wang als Begleiter mitgebe, hat vor, den ganzen Tag in den Blauschaffelsen zu verbringen, während ich mit „Chimn“ — Dolans tibetischem Jäger — im Flußtale pirschen will. Eine Portion Tsamba, mit Milch zu einem würzigen Brei gekocht, bildet das Frühstück. Dann breche ich mit der kleinen Karawane auf, um in möglichst kurzer Zeit das neue Lager zu erreichen. Gegen Mittag schlagen wir die Zelte wieder auf und hissen die Flaggen, damit Dolan beim Abstieg das Lager nicht verfehle. Ich mache mir heute mit Kleinvogeljagd und Tagebuchschreiben einen gemüthlichen Tag und lasse um drei Uhr zwei Pferde satteln, um im Seitentale auf die dunklen Gorals zu pirschen. Hoch oben schwelt noch immer die Glut unseres gestrigen Feuerchens in den rauchenden Urwaldbeständen, und ich habe gute Hoffnung, auf seltene Wildarten zu stoßen, die dem Waldbrande entkommen sind. Ich bin froh, die Pferde mitgenommen zu haben, da der metertiefe, wild tobende Sturzbach an

vielen Stellen von Felsen so hart bedrängt wird, daß es oft unmöglich ist, den Fluß zu überqueren. Wer würde auch das Durchwaten des Eiswassers zu dieser Jahreszeit besonders schätzen? So schlängeln wir uns langsam an den Steilhängen hinauf. Turmartig, wie Gigantenpaläste, erheben sich die Felsen zu beiden Talseiten. Leise läßt schon die Dämmerung ihre Schatten durch das Tal schleichen, aber wir sitzen noch immer im Sattel und reiten hurtig bergan. Mein Rappe ist so gut geschult, daß ich ihm die Zügel freilasse, und das brave Tier nur mit Schenkelhilfen vorantreibe, um mit freien Augen die hohen Felsen absuchen zu können. Plötzlich, wohl zweihundert Meter fast senkrecht über uns, glaube ich den Kopf einer Bergantilope gegen den Himmel abgezeichnet zu sehen. Oder sollte es ein merkwürdig geformter Stein sein? Ein leiser Pfiff, und schon springen wir von den Gäulen. Ich lege mich flach auf den Rücken, lehne die Schultern gegen einen Felsen und visiere durchs Zielfernrohr hinauf. Donnerwetter, ein guter Goralbock! Scharf hebt sich das kurze massive Gehörn gegen den gelben Dunst des abendlich getrübten Himmels ab. Der Bock fühlt sich sicher und äugt direkt auf uns herab. Eine Bewegung nach vorn, und schon steht er als markante Bildsäule völlig frei da und gibt ein kleines, aber ideal schönes Ziel ab. Meine Büchse wird es schaffen, das weiß ich, und alles andere liegt an mir. Leise tickt der Stecher! Tief atmen. So! „Bergauf, halt gut drauf!“ Noch tänzelt der schwarze Todesstachel auf dem dunklen Wild, dann beruhigt er sich, Oberkante, und mitten hinein! Den Backenstreich, den mir die schwere Büchse gibt, da die Kugel hart schlagend nach oben pfeift, spüre ich kaum, aber ich sehe, wie der Goral im Schuß zusammenfährt und über den Grat davonstürmen will. Wie angewurzelt schauen wir hinauf, wo der Goral nach einigen wenigen Fluchten den Boden verliert und — uns den Rücken zeigend, viele Male sich überschlagend, frei durch die Luft in die Tiefe saust, aber mitten in seiner grausigen Todesfahrt von einer Felszacke aufgefangen wird. Gerade will ich den Jäger hinausschicken, um den Goral bergen zu lassen, da donnert es dumpf, und von Fels zu Fels schlagend, stürzt uns die leichterrungene Beute fast vor die Füße. Es ist ein herrlicher dunkler Bock mit goldleuchtender Kehle und starkem Gehörn. Raum fünfzig Meter weiter gepircht, erkenne ich hoch oben einen zweiten Goral, der leider so gedeckt steht, daß es mir unmöglich ist, ein sicheres Abkommen zu finden. Auf den Schuß

meine ich den Goral gut zeichnen zu sehen, muß aber die Nachsuche auf den morgigen Tag verschieben, da es schon zu dunkel geworden ist. Wir pirschen nun noch etwas höher hinauf und werden plötzlich von einem eigentümlichen Laut aufgeschreckt. Erst halte ich das oft wiederholte Plärren für das helle Schreien eines Gorals, dann für den heißeren Hehlaut eines Rudels Rothunde. Noch ehe wir dies merkwürdige Geschrei lokalisiert haben, ertönt das gellende Hi Hi Hi des Ngolokrufes. Dolan und Wang wollen sich beide totlachen, daß ich auf ihren „Goralschrei“ gründlich hereingefallen bin. Die Dunkelheit nimmt schnell zu, so daß ich Dolan rasch ein Pferd über den Fluß bringe, damit wir sofort zum Lager zurückkehren können, denn wir benötigen das letzte Licht des Tages noch, um die gefährlichen Abstürze überwinden zu können. Unten im Jangtsetale bläst ein furchtbarer Wind, der uns die Sandkörner wie scharfe Eiskristalle in die Gesichter treibt und das Lagerfeuer wie eine fauchende Rage ansacht, so daß wir allesamt hinter einem Steinwall Schutz suchen müssen. In wenigen Minuten ist das Abendessen bereitet. Es gibt zum ersten Male Wildbret von dem gestern erlegten alten Widder. Das Fleisch ist so trocken und zäh, daß wir glücklicherweise nur ganz wenig davon essen und uns dann lang und apathisch auf den Gummimatrassen ausstrecken, anstatt, wie es sonst unsere Gewohnheit war, nach der Abendmahlzeit Tagebuch zu schreiben.

Von dem Augenblick an, wo wir das Fleisch im Magen haben, ist uns die Lust an allem vergangen. Eigentümlich schwach fühlen wir uns. Ich selbst weiß noch nicht recht, was eigentlich in meine Knochen gefahren ist, da klagt Dolan mit schwerer Stimme, daß ihm übel wird. Gleich darauf rennt er rasch ins Freie und erbricht sich. Mir ergeht es zwei Minuten darauf ebenso. Sterbenskrank rufen wir Li und fragen empört, was er in das Essen hineingekocht habe. Li behauptet, daß das Fleisch tadellos sei und wird in seiner Überzeugung dadurch bestärkt, daß alle unsere Tibeter und Chinesen das Fleisch schon vor einer halben Stunde teils im rohen, teils im gekochten Zustande zu sich genommen haben.

Uns aber wird indessen immer elender zumute. Abwechselnd müssen wir hinaus. Kein Ventil hält dicht. Es ist eine Schweinerei ohnegleichen. Wie ich zum dritten Male mit schwankenden Knien in die klare Sternennacht hinauswanke und der Sichelmond die eilenden Wolken wie mit einem Silberhauch überzieht, da röchelt es ums ganze Lager. Wie mit einem Schlage ist die ganze Mann-



Der grimme Serai



Der starke Sambarhirsch



Bereiste Felsenschlucht

schaft ohne Ausnahme krank geworden. Jeder hat mit sich selbst zu tun, nur Berbl ist zur abwechselnden Hilfsbereitschaft gern bereit. Jetzt, wo die ganze Mannschaft zu Tode erschrocken ist, raffen wir unsere letzten Energien zusammen, um nach der genaueren Ursache der Vergiftung zu forschen. Wahrscheinlich handelt es sich um eine Lactalsäurevergiftung. Milchsäure, die sich in der Muskulatur alter, abgemagerter und ermüdeter Tiere aufspeichert, wirkt beim Genuß des Fleisches immer giftig. Irgend etwas Positives können wir jedoch nicht ausfindig machen. *Entgiftungsmedizin* — das ist Milch oder Tierkohle — haben wir unklugerweise nicht bei uns. So verbringen wir eine Nacht fast schlaflos mit vielen unangenehmen Unterbrechungen. Noch nie habe ich eine solche Krankheitskatastrophe erlebt.

Endlich graut der Morgen des 9. Dezember 1934. Die Sonne lacht hell und klar vom stahlblauen Himmel auf unser Krankenlager hernieder. Wir fühlen uns allesamt hundsmiserabel und schlapp! Keiner jedoch will als Schwächling gelten. Dolan und ich lügen uns mit erzwungenem Humor gegenseitig vor, daß es uns glänzend ginge. Auf diese Weise reden wir uns ein, den Weitermarsch und Aufstieg von zweitausendsechshundert auf dreitausendfünfhundert Meter bis zu unserem nächsten Lager glatt erzwingen zu können, geben Befehl zum Aufbruch und marschieren los. Dolan und Ghimny wollen auf Blauschafe jagen, Dendru soll die Karawane auf einem steilen „Räuberpfade“, den ich vor Wochen ausfindig machte, nach oben führen, während Wang und ich den letztbeschossenen Goral nachsuchen wollen, um über die Felsen zum Lager hinaufzuklettern: „Waidmannsheil und Waidmannsdank.“ Wenn nur einer von uns eine Vorahnung gehabt hätte, wie dreckig es uns gehen sollte, wir hätten Goral Goral sein lassen und wären auf der Stelle umgekehrt.

Zunächst geht alles gut. Nur der Kopf brummt, als wenn er zerspringen wolle. Beim Einstieg zum Goralanschuß müssen wir weit öfter als gewöhnlich mit hängenden Köpfen Halt einlegen. Am Anschuß finden wir etwas Schweiß und Schnitthaar; die Wundfährte steht in eine zerklüftete Steilwand hinein, so müssen wir Berbl zurücklassen und uns auf gut Glück an den Dorngebüsch und durch die Kamine in die Wand hineinstemmen, bis mir plötzlich kalter Schweiß aus den Poren dringt und Wang mit verquollenen Augen und aufgedunsenem, krebsrotem Gesicht auch nicht mehr weiter kann. Nun geben wir augenblicklich die Nachsuche auf und sind heilfroh,

überhaupt aus der Wand herauszukommen. Aber da setzt das Leiden erst ein. Unten bei den Pferden sinken wir wie ein Häuflein Elend zusammen, zwingen uns aber nach wenigen Minuten zum Weitermarsch talauf. Alle hundert Meter müssen wir pausieren und brechen uns die Galle aus dem Halse. Obwohl unsere Mägen längst leer sein müssen, hält der Brechreiz an. Meine Fragen an Wang bleiben alle unbeantwortet! Es ist zum Verzweifeln! Was machen? Der Kopf brennt wie Feuer, der Magen wird von Krämpfen zusammengeschnürt, die Eingeweide versagen jeglichen Dienst, dazu frieren wir wie die Hunde, obwohl es die Sonne recht gut meint. Ich krieche schließlich in meinen Pelz, binde das Pferd an einen Busch und rolle mich mit Wang zusammen auf den Boden. Dann schlafe ich vor Erschöpfung ein, bis Wang mich wieder weckt und meint, daß wir langsam weiter müßten, wenn wir hier nicht sterben wollten. Beide kennen wir die Richtung zum Lager und deshalb halte ich es für angebracht, getrennte Wege einzuschlagen, damit wenigstens einer das Lager unter allen Umständen erreicht, um Hilfe für den anderen zu holen. Nun reiße ich das letzte bißchen übrig gebliebener Energie zusammen, um aufs Pferd zu steigen. Wang hilft mir. Die Büchse auf dem Rücken, einen derben Stoc in der einen, die Bügel in der anderen Hand und die Füße fest in die Bügel geklemmt, so geht es weglos, steglos das Tal hinauf. Dicht vor mir poltert ein Pucrasiahahn auf und fällt gleich wieder im Dornengestrüpp ein. Dieser Vogel stellt die einzige und gleichzeitig auch die seltenste Fasanenart dar, von der ich noch kein Exemplar in der Sammlung habe. Da hilft nichts, den muß ich haben, wenn auch der verdammte Magen brummt! Also runter vom Pferd und gewartet, bis Wang mit der Schrotflinte erscheint. „Verbl, schön such vor“ und dann steht der Hund bombenfest. Der herrliche Schopffasan geht hoch und will mir direkt über den Kopf streichen: Rums, da saust er in die Büsche — und ist mein. Ich freue mich sehr, nun alle Hühnervögel in der Sammlung vertreten zu haben. Der Hahn wird am Sattel befestigt. Weiter geht es. Hart treibe ich den Gaul an, nur Schnelligkeit kann mich retten, da die Kräfte immer mehr nachzulassen beginnen. Wie ein Schlachtroß zieht der Schwarze durch die Büsche, die Äste schlagen mir ins Gesicht und meine Pelzmütze wird vom Kopfe geschleudert und bleibt liegen. Als mir schwindlig zu werden droht, krampfe ich mich in der Mähne des Tieres fest. Streckenweise muß ich im eiskalt spritzen-

den Wasser reiten. Mitten durch die quirlenden Stromschnellen geht es hindurch, die Dornendickung zu beiden Seiten läßt keinen anderen Weg zu. Winselnd folgt der arme Hund, der mich sicher für wahnsinnig hält. — Viel kann daran auch nicht fehlen. — Endlich taucht, etwa vierhundert Meter über mir, die lichte Stelle auf, wo wir heute Lager schlagen wollten. Jetzt gibt es kein Halten mehr, ich muß den Hang hinauf. Das Pferd scheut, da sich die Dornen in seine Haut spießen, doch Stockhiebe helfen nach. Ruckweise, so daß ich die Teufel in meinem Bauche poltern höre, geht es steil hinan. Vorerst geben uns die Dornenbüsche etwas Halt, bis der Gaul plötzlich abrutscht, und wir beide zehn Meter nach unten sausen, aber unverfehrt in den Dornen hängen bleiben. Einige Zeit liegen Pferd und Reiter, ohne sich rühren zu können. „Pferdchen, Du hast Deine Pflicht getan, jetzt muß ich mir allein weiterhelfen.“ Es wäre gelacht, wenn ich es nicht schaffen würde. Ich bringe das Pferd in einigermaßen horizontale Lage, binde es am Zügel an, schnalle allen überflüssigen Ballast am Sattel fest und kriechе bergan. Alle fünf bis zehn Schritte sinke ich im dürrеn Gras kraftlos zusammen. Das Gras ist trocken und spröde, es zerstäubt geradezu unter der Last des Körpers, so daß mir erstickender Staub in die Nase dringt und an den trockenen Schleimhäuten festklebt. Dann zähle ich meine Atemzüge und zähle genau die Anzahl der Schritte, die ich nach je hundert rastenden Atemzügen leisten kann. So kann ich an der gegenüberliegenden Talseite beobachten, wie ich langsam aber sicher an Höhe gewinne, trotzdem ich mich immer wieder erbrechen muß. Schon winkt der lichte Grasfeld. Gerade befinde ich mich in einer wüsten, doppelmannshohen Dornendickung, da krachen die Büsche dicht vor mir, als ob ein Rind hindurchbräche. Kopf und Hals zeigend, steht schwarz wie der leibhaftige Teufel ein kapitaler Sambar vor mir und äugt mich an, doch wie ich die Büsche heben will, versagen meine Arme vor Schwäche. Fort poltert der Hirsch, dreißig Meter weiter, dann steht er wieder. Ich lasse den Sambar in Frieden. Hast Glück gehabt, alter Junge, mich in diesem Zustand zu treffen!

Höher und höher kriechе ich auf allen vieren hinauf, bis ich auf einem Pfad stehe, dem ich mit mehr Mut und größerer Gewißheit folge und, noch mehrere hundert Meter entfernt, das helle Dach des Zeltes erkenne. Nun, angesichts der Rettung, wo beinahe alles überstanden ist und ich triumphieren könnte, versagt der Körper vollständig. Stumm, lautlos, flappe ich zusammen, kriechе auf einen

Felsen, von dem ich das Zelt erkennen kann und fange an, um Hilfe zu rufen. Keine Antwort ertönt, das Lager scheint tot und ausgestorben. Schon fange ich an, heiser zu werden. Plötzlich taucht Wang vor mir auf. Der brave Kerl hatte meine Rufe gehört und kam zurück, obwohl er das Lager schon fast erreicht hatte. Aber wie sieht der treue Jäger aus! Völlig zusammengefallen, mehr tot als lebendig, sitzt er wieder bei mir, wie vor vier Stunden, als wir den Schopfhahn schossen. Nun beginnen wir gemeinsam um Hilfe zu rufen.

Dendru, der stämmigste der ganzen Mannschaft, hört uns endlich und bringt Pferde herab, während er selbst hinuntersteigt, um meinen Gaul und vor allem den Fasan zu holen. Am Lager angekommen, bietet sich uns ein grauenerregender Anblick. Alle sitzen um's Feuer, grau, stumm, apathisch, ohne sich zu rühren! Das ist eine sterbende Mannschaft. Sollen wir alle zusammen hier oben verrecken? Ich streife nur meine Strümpfe ab und krieche in meinen Schlaffack, um endlich Ruhe zu finden. Bei fast völliger Dunkelheit kommt der tapfere Dendru mit meinem Pferde an. Er ist der einzige, der stark genug ist, mir Rede und Antwort zu stehen und berichten kann, daß er auch einen bösen Anstieg gehabt hat, und daß bei allen die Krankheit unter den gleichen Symptomen aufgetreten ist.

Dolans Ausbleiben beängstigt mich; unruhig wälze ich mich im Bett herum. Ich lasse ein großes Feuer anzünden und alle zehn Minuten einen Schuß abfeuern. Es ist nun schon stockfinstere Nacht, ohne daß sich Dolan durch Schüsse bemerkbar gemacht hätte. Trashi, der noch leidlich auf dem Posten ist, kommt von seiner Suche entmutigt zurück. Was kann getan werden? Plötzlich hallt von weit her ein scharfer Büchschenschuß durch die kalte Dezembernacht. — Rollend donnert ihm unser Schrotschuß als Antwort entgegen. Noch einmal singt eine Kugel durch die Nacht: die Antwort Dolans, daß er sich auf der rechten Spur befindet. Nach einer Weile trifft der Amerikaner im Lager ein. Finster dreinschauend, mit eingefallenem, wachsgelbem Gesicht tritt er ins Zelt. Dolan hat einen der schwersten Tage seines Lebens durchgemacht. — Erst Schweigen — dann rollende Blicke; und nun, mit trockener, schwacher, aber zornbebender Stimme: „Narr, verdammter, ohne Sinn für Weg und Zeit“ und ich ebenso grimmig: „Wenn Deine verweichlichten Därme nicht wollen, kann ich nichts daran ändern, blödsinniger Esel.“ So geht es hin und her, scharf und bissig, bis ein allgemeiner Anfall den immer härter

werdenden Redewechsel abbricht. Wir müssen unsere Kräfte sparen, wer weiß, ob wir jemals Batang wiedersehen werden. Und dann? Ja, dann lachen wir uns schmerzlich an und haben uns längst vergeben. Nachtragend ist keiner von uns. Beide müssen wir eingestehen, daß der falsche Ehrgeiz in den Morgenstunden vor dem Abmarsch beinahe verhängnisvoll geworden wäre. Jetzt sind wir froh, daß wir wieder alle beisammen sind. Die Freude überwiegt, zu zweit läßt sich ein Leiden besser erdulden. — Expeditionskameradschaft. — Ein Schluß heißen Tees, als einzige Nahrung des ganzen Tages, dann verglimmt die Kerze. Nacht, kalte, funkelnde Hochlandnacht umfängt das Krankenlager auf dreitausendfünfhundert Meter Höhe.

Beim Erwachen befinden wir uns alle in einem hoffnungslosen Zustande und sind kaum in der Lage, das niedergebrannte Feuer wieder zu entfachen. Noch immer quält uns der widerliche Brechreiz. Den ganzen Vormittag über müssen wir im Bett bleiben, ohne fähig zu sein, uns überhaupt nur aufrichten zu können. Der Anblick der zusammengerollten, im Fieberschlaf dahindämmernden Mannschaft, mit den aufgedunsenen und völlig entstellten Gesichtern, ist in der That herzerreißend. Alle sehen um zwanzig Jahre gealtert aus. Aus kraftstrotzenden, lustigen Tibetern sind im Verlaufe von kaum vierundzwanzig Stunden dahinwelkende Greise geworden. Stumm und traurig stehen die Pferde mit hängenden Köpfen um das Lager, als ob sie uns bemitheiden wollten. So vergehen drei volle Tage im Fieber, ohne daß ich noch eine rechte Erinnerung daran habe. Wir nehmen keine Nahrung zu uns, kriechen ab und zu aus dem Zelt, um nach der Mannschaft zu sehen und dämmern im Halbschlaf dahin. Trotz aller Schwäche und Unbeholfenheit fängt man an, sich vor sich selbst zu ekeln. Wir sind alle so abgekommen, daß es uns nicht möglich ist, ein Tier zu satteln oder einen Reiter auf das Pferd zu heben und ihn festzuschnallen, damit er in Batang Medizin holen kann. So sind wir hilflos auf den Platz gebannt, ohne zu wissen, ob wir durchkommen werden. Wir schöpfen aber nach dem fünften Tage neue Hoffnung, weil eine Verschlechterung der Lage nicht eintritt. Wir sind nur so unsagbar schlapp und müde, haben aber einen glänzenden Galgenhumor, der uns beide hochhält. Wir glauben an baldige Genesung, denn wie ein Hund hier oben zu krepieren, das gibt es einfach nicht. Am Tage kochen wir uns ein Reis-süppchen und nehmen etwas Nahrung zu uns. Sobald die Kräfte sich wieder zu sammeln beginnen, kommt uns die Natur selbst zu Hilfe. In der

direkten Lagerumgebung wimmelte es von Fasanen, deren zartes Fleisch, mit Reis zusammengekocht, die vortrefflichste Krankennahrung abgibt, die man sich denken kann. Unterdessen haben wir Trashi mit der Weisung abgesandt, aus Batang Medizin zu holen. Die Erwartung seiner Rückkehr weckt die Lebensgeister immer mehr. Am späten Nachmittag des nächstfolgenden Tages — die Sonne ist schon hinter den Bergriesen untergetaucht — sehen wir einen Reiter vom Tale heraufkommen. Es ist Trashi, er bringt die Medizin! Kohle und Lagatium, auf welche wir uns mit Heißhunger stürzen. Am nächsten Morgen hören die lähmenden Schmerzen in Armen und Beinen auf, der Kopf wird klarer, und, obwohl wir noch sehr schwach „auf den Läufen“ sind, nehmen wir seit nunmehr fünf Tagen die erste wirkliche Mahlzeit zu uns, um mit wachsender Freude und voller Zufriedenheit zu erkennen, wie die Leidenskameraden einer nach dem anderen förmlich ausblühen, Farbe gewinnen und wieder mit denselben klaren Augen um sich blicken, wie wir es vor der Krankheitskatastrophe von unseren treuen Begleitern gewohnt waren. Wir wollen nun nach Batang zurückkehren, um von dort erst zu neuer Fahrt zu rüsten.

Das gelang uns auch: wir konnten Weihnachten in Batang verleben. Aber es wurde kein frohes Fest, denn still und in leiser Wehmut dachte jeder an die Seinen in der Heimat.

Morgen ist Silvester. Das neue Jahr wollen wir nicht in Schwermut beginnen, dazu haben wir zu viele Aufgaben: gilt es doch, mehr und Genaueres über das jüngst entdeckte Talblauschaf zu erkunden. Denn noch stehen sich zwei Meinungen gegenüber: Dolan behauptet fest, daß mein letzter, etwa sechsjähriger Widder, der Vergiftete, voll erwachsen gewesen wäre und an der Grenze seiner Gehörnentwicklung gestanden hätte, weil die Zwergblauschafe entsprechend ihrer geringen Körpergröße auch viel schwächere Gehörne als das Große Blauschaf der Hochgebirge tragen müßten. Dagegen bin ich der Ansicht, daß das Zwergblauschaf ein ebenso starkes Gehörn trägt wie sein großer Vetter von den hohen Bergen. Ich halte das Zwergschaf für den im Verhältnis zu seiner Körpergröße herrlichsten Gehörnträger aller wilden Schafe.

So beschließen wir, in verschiedenen Richtungen auf Jagd zu ziehen, und in der Glut meiner Begeisterung habe ich gesagt, daß ich ohne den Kapitalen dieses Mal nicht zurückkommen werde!

Unterdessen ist es in den Jangtseschluchten bitter kalt geworden. Talaufwärts wehen Böen eisigen Staubwindes und werfen den Sand

zu Dünen auf. Die Luft ist so trocken, daß die Lippen aufspringen, und der feinkörnige Sand sich schmerzhaft in den Rissen festsetzt. Wie aus einem Höllenschlund fegen uns die dichten Sandstürme heißend entgegen, so daß man die Augen schließen und das Gesicht ver-
mummen muß und trotzdem Mund und Nase voll knirschenden Sandes bekommt. Von den fegenden Sandwolken ist der Weg ver-
weht und der Himmel verdunkelt. „Fluß des goldenen Sandes“, Du bist zur Qual für uns geworden!

Am Abend beziehen wir unser altes Haus in der Räuber-
siedlung. Ich kann kaum schlafen vor Kälte und verbringe eine
ruheloze Nacht, bis ein Hahn kräht, der von den Räubern verschont
wurde und als alleiniger Hansherr in dieser gottverlassenen Ruine
sein Recht behauptet.

Der letzte Tag des alten Jahres vergeht in gewohntem
Arbeitsrhythmus. Am Abend, todmüde von der ergebnislosen
Blauschapirsch „nach Hause“ gekommen, erkläre ich meiner Mann-
schaft die Bedeutung dieses Tages in unseren Ländern und schenke
jedem eine Tasse tibetischen Weines, der in der heiteren Runde an
der Feuerstatt des alten Hauses den Gang allen Alkohols geht. Ich
lege mich frühzeitig aufs Ohr, um ruhigen Gewissens ins neue Jahr
hinüberzuschlafen. Diese Rechnung mache ich als Europäer, ohne
zu wissen, daß auch eine tibetische Neujahrsnacht ihre ganz besonderen
Reize haben kann. —

Es mag gerade zwölf Uhr sein — ich kann das nicht feststellen, da
seit vielen Monaten Sonne und Sterne meine rohen Zeitangaben
bestimmen —, da werfe ich plötzlich die dicken Pelze von meinem Lager
und springe auf. Was ist denn los? Ich hörte doch etwas? —
Wirre, wilde Schreie, dann gellende Jodler brechen sich an den Fels-
wänden. Dann wieder eisige Stille. — Räuber!

Im Nu ist die ganze Mannschaft auf den Beinen — besser
auf den Knien, denn bei uns gilt das ungeschriebene Gesetz, daß jeder
Mann zusammengeschossen werden darf, der bei einem Nachtüberfall
stehend angetroffen wird. Auf diese Art und Weise soll vermieden
werden, daß wir im Getümmel eines nächtlichen Überfalles unsere
eigenen Leute erschießen. Wang kriecht mit der schußbereiten Ma-
schinenpistole auf allen vieren hinter mir her, um den Haupteingang
zu verteidigen. Die übrige Mannschaft besetzt die Mauern, um die
Tiere überwachen zu können. Gewohnheitsmäßig werfe ich den
Sicherheitsflügel meiner Büchse nach links herum — und äuge vor-

sichtig hinaus in die eisige Stille der kalten Nacht. Die krumme Sichel des matten Mondes wirft fahlblaues Silberlicht über die thronenden Felswände ringsum. Schon will ich mich wieder beruhigen, da alle unsere Tiere fest angekoppelt und alle Gepäcksstücke in Sicherheit sind, da fällt scharf wie Peitschenschlag auf dreißig Meter Entfernung ein dröhnender Schuß, der von den johlenden Kriegerufen der lauernden Räuber beantwortet wird. Dann peitscht eine ganze Salve von Schüssen durch die Nacht. Heulend pfeifen die Kugeln über unsere Köpfe! „Hi—hi—hi—hi—Ja—hu—hu—hi“ gellen die Schreie der Banditen. Ringsum in den Büschen wird es lebendig, es heult und gellt durch die Nacht, als wenn uns ein Rudel hungriger Wölfe umgäbe. Nun erlauben wir uns auch ein Wörtchen mitzureden. „Rat tat tat tat tat tat tat“ nach der einen und „Rat tat tat tat“ nach der anderen Seite bellt unser kleines Maschinengewehr in die Nacht hinaus, gerade dorthin, wo die meisten Schreie erklangen. Augenblicklich herrscht Ruhe. Solch Teufelsgewehr hatten die Räuber denn doch nicht bei uns vermutet. Nun schicke ich meine Leute hinaus, um die Verfolgung des Gesindels aufzunehmen. Kriechend verschwinden sie in der Dunkelheit. Nach wenigen Minuten fallen noch etwa zwanzig Schüsse, dann brechen meine Tibeter in gellendes Kriegsgeschrei aus, um den Lumpen unsere Verachtung zu zeigen. Kurze Zeit darauf sind alle Mann wieder versammelt. Ihre Schüsse auf die flüchtenden Pferdediebe, die uns durch blinden Alarm in die Flucht schlagen wollten, waren in der Dunkelheit alle fehlgegangen. Gott sei Dank! Ein blutiger Neujahrsanfang wäre kein gutes Omen gewesen. So aber war es ein echter Neujahrszauber und sicherlich mein romantischstes Silbesterschießen für lange Zeit.

Am Neujahrsmorgen liegt die Landschaft im stillen Frieden. Nur eine Handvoll abgeschossener Patronenhülsen am Boden zeugt noch von dem Spuk der vergangenen Nacht. Ich hebe eines der blanken Dinger auf und lasse es in meine Tasche gleiten.

Gestern noch von Sandstürmen durchweht, liegt das Tal des großen Flusses heute im gleißenden Frühlichte der subtropischen Wintersonne. Sie übergießt die Dünen des weichen Sandes mit einem goldenen Schein und haucht den Atem des Friedens. Mit mächtigen Schwingen über die dunkelgrüne Wasserfläche gleitend, werfen die Kormorane ihre großen Schatten auf die ruhige Fläche des murmelnden Jangtse. Die gewaltige Landschaft des mächtigen

Engtales mit ihren riesenhaft übersteigerten Ausmaßen liegt heute so klar und so offen, daß man meinen möchte, eine Reliefkarte von vollendeter Form breite sich aus. In der Ferne funkeln die silbernen Berge des ewigen Schnees. Ruhig und in völliger Abgeschlossenheit stapfen unsere Tiere lautlos durch die windgewellte Decke des „goldenen Sandes“. Wir wandern und wandern, bis das grüne Wasser schwarz wird, bis die dunklen Felsen sich vergolden und die weißen Berge purpurn werden im verglimmenden Schein des letzten Alpen-glühens. In phantastischen Umrissen starren die Felsen gigantenhaft zum sternensunkelnden Firmamente empor. Wir reiten und reiten! Im Zauberschein des Mondes wirkt die Landschaft noch riesenhafter als im Lichte des hellen Tages. Ich sitze im Sattel, lasse mich tragen und habe den Sinn für Ort und Schwere verloren. Ich vermeine im All zu schweben. Unter meinen Füßen spiegeln sich die Sterne im Fluß, über mir dehnt sich ein weites Meer mit tausend hell erleuchteten Schiffchen darauf. Die Kälte spüre ich nicht, die Dornensträucher, welche mir ins Gesicht schlagen, merke ich nicht. Alles ist gleich, oben und unten, alles wirkt dämonenhaft und ist unheimlich schön.

Tage vergehen, wir ziehen weiter, ohne daß wir die geringsten Anzeichen der Zwergschafe finden können. Eines Nachmittags pirschen wir in halber Höhe des großartigen V-Tales entlang.

Je weiter wir uns vom Flusse entfernen, desto heftiger wird der Wind, und, sobald wir die Höhe erreicht haben, in der die Schafe am liebsten ihren Einstand nehmen, ist der Wind zum Sturm geworden. Heulend pfeift der Orkan in die Gesichter, die Augen beginnen zu tränen, es ist völlig unmöglich, in den Felsen vorwärts zu pirschen, weil wir ständig der Gefahr ausgesetzt sind, von einer Bö erfasst und hinabgerissen zu werden. Man kann sein eigenes Wort nicht verstehen. Die Pelzmützen müssen wir trotz der Sturmriemen wegstecken. Die langen Haare fliegen, daß es seine Art hat, und die steilen Flächen des langen trockenen Grases flattern und wehen in unheimlicher Geschwindigkeit; man glaubt, dem Boden entrückt zu sein, so rasch laufen die Wellen des Windes in heulendem Tempo über sie hinweg und reißen die letzten Stipasamen los, die sich stechend in die Haut bohren. Es ist vollständig unmöglich, an die Weiterführung der Jagd zu denken. So klettern wir höher hinauf und machen einen großen Umweg um die gefährlichsten Felsen, bis wir uns auf allen vieren über die Grashänge hinablassen und schließlich nach zwei Stunden wieder im Tale

aufkommen, wo der Sturm noch unangenehmer tobt. Hier unten ist er aber nur lästige Beigabe, während er in den Hängen ein großes Gefahrenmoment in sich barg. Dort hatte man das ängstliche Gefühl völliger Hilflosigkeit; hier kann ich den Sandsturm „genießen“. Er peitscht den rasenden Fluß nach allen Regeln und erweckt den Anschein, als ob der mächtige Strom plötzlich seine Laufrichtung verändert habe, so unglaublich rollen weißgischende Wellen bergauf, um zischend mit den lusterfüllenden Sandmassen zu verschmelzen. Der Weg ist verweht, die tränenden Augen schmerzen und brennen wie Feuer, als ob sie von hundert Nadeln durchbohrt würden. Mitten in die Gesichter hämmert der Sturm. Mit halbgeschlossenen Lidern, die sich nur zu einem kleinen Schlitz öffnen, um den Sandnebel zu durchbohren, reiten wir dahin, haben Nase und Ohren voll Sand, und im Munde zwischen den Zähnen knirscht der alles durchdringende, unendlich feine Staub. Feucht und wild schlägt uns der körnige Nebel, der die Sonne verdunkelt, entgegen. Aber wir finden unseren Weg zurück. Endlich tauchen die Ruinen von Drupalong, wo sich seit kurzem unser Lager befindet, wie Basteien vor mir auf. Ich treibe meinen Gaul zum vollen Galopp an und reite schneidig ein. Wang hat eine dunkelrotbraune Patina bekommen, dieser Sandsturm hat selbst seine lederne Mongolenhaut entzündet. Wenn ich noch einen Spiegel mein eigen nennen würde, so könnte ich sicher feststellen, daß ich noch teuflischer aussehe, denn mir quillt Blut aus den aufgesprungenen Lippen, und von der Nase kann ich ganze Lappen abgeschälter Haut ziehen. Eine halbe Stunde dauert es, bis wir den Sand aus Ohren, Nase und Mund entfernt haben. Raum ist die Reinigung beendet, ist auch der Sturm schon vorüber. Ruhig fließt der Jangtse in seinem Bett, und auf den Felsen spielt ein letzter Glutschein sinkender Sonne.

Wie das jammernde Klagen armer Seelen klingt der Schrei futterSuchender Kogtänse bei Tageserwachen vom Flusse herauf und macht meine Sinne wieder lebendig. Aber mein Körper ist zerschlagen. Lahm und gefühllos machten mich die tollen Klettereien der letzten Tage. Noch wenige Minuten will ich mir den Schafpelz über die Ohren ziehen, um im willenlosen Halbschlaf weiterzudämmern. Doch mein Zelt steht nicht mehr irgendwo im öden Jangtsetal, sondern in einer wichtigen „Grenzburg“ zwischen China und Tibet: Drupalong ist eine chinesische Festung, erbaut an der Stelle, wo die Karawanen aus Lhasa den Jangtse überschreiten müssen, um

in's Innere Chinas zu gelangen. So komme ich einfach nicht dazu, den wohltuenden Schlaf zu finden. Denn plötzlich klingen die Kriegstrompeten der Lhasasoldaten scharf und gellend von der anderen Seite des Flusses herüber und werden von den Machthabern dieser Seite hohl und röchelnd beantwortet. Verloren heulen die Töne über den großen Fluß und hallen von den Felswänden wie die Schreie eines Hungernden über den Dächern einer großen Stadt. Alle Versuche des Menschen, seine Macht zu zeigen, sind in dieser Landschaft klein und nichtig. Der poßennarbige Soldat setzt stolz seine Trompete ab, klappt den zerrissenen Kragen seines zerzausten Filzmantels hoch, hält das Gewehr mit dem aufgepflanzten Bajonett zwischen den Knien und starrt grimmig ins Leere. Für heute hat er seiner Pflicht genügt. Nun wartet er auf die Sonne, die bald ins Tal heruntersteigen wird; dann wird er seine wollene Uniform ausziehen und nach Läusen jagen. Chinas Macht steht fest verankert.

Der Koch bringt mir Tee und Tsamba; die Pferde sind gesattelt. Bald sind wir zu viert auf dem Wege. Der Tibeter von Drupalong kennt einen Saumpfad, der für Pferde gangbar ist und nach oben in die Blauschaffelsen führen soll. Ihm folgen wir viele Stunden lang, bis wir nach langwierig kaltem Ritt durch die Einöde der grauen Felsen die ersten Stechheidenbüsche der unteren Waldgrenze erreichen. Schlotternd hängen wir alle auf den ausgehungerten Säulen, die mit den Hufen nach Wasser schlagen, aber keines finden. Die ersehnten Niederschläge, die die Schlucht nur zur Regenzeit für zwei bis drei Monate in ein grünendes Paradies verwandeln, sind seit vielen Wochen ausgeblieben. Nicht nur die Kräuter, nein, auch die Büsche und selbst die Dornensträucher sind so dürr und ausgetrocknet, daß sie spröde zerbrechen, wenn man sich an ihren bloßgelegten Wurzeln beim Klettern anhalten will. Am allerzerbrechlichsten aber ist das Gras, das lange, wehende Stipagras mit den hinterlistig stechenden Samen. Wie Glas splitternd, schneidet es Wunden in die Hände, oder die Bruchstücke spießen sich durch die Haut und gleiten unter ihr entlang. Bei der Kälte aber sind die Hände starr und gegen Schmerzen völlig unempfindlich, so daß die Wunden erst dann, wenn auch unsere Talseite pralles Sonnenlicht empfängt, zu schmerzen beginnen. So pirschen wir zwischen dem smaragdgrünen Wasser und dem stählernen Himmel durch die tote Einöde des gewaltigsten aller Schluchttäler. Ich verspreche mir nicht viel von der heutigen Jagd, da die Schafe der Stürme wegen sicherlich viele Kilo-

meter weiter nach Süden abgewandert sind, dorthin, wo das Gelände steiler, die Schlucht noch schroffer und die Felsen viel gewaltiger sich türmen als hier. Als hochspezialisierte Tiere des offenen Geländes flüchten diese Zwergschafe nämlich nicht, wie es sonst die Regel bei den Wildschafen ist, nach oben, da ihnen dort das Entkommen seit uralter Zeit durch einen dichten Urwaldgürtel, der ihre Sonderentwicklung veranlaßte, völlig abgeschnitten ist. Daher bleibt den Zwergschafen, die den Witterungsunbilden oder ihren Verfolgern weder nach unten noch nach oben ausweichen können, nur der Weg offen, parallel zum großen Flusse zu ziehen, wenn sie ihren Feinden entkommen wollen.

Daher ziehen auch wir parallel zum Fluß nach Süden den hohen unnahbaren Felsen entgegen. An der Schichtung des Gerölls im Flußbett kann man nur schwach feststellen, wo die Eingeborenen ihre Pferde entlanggeführt haben. Von einem Weg als solchem ist wenig zu spüren. Hier muß der einsame Wanderer den sicheren Instinkt des Urmenschen besitzen, um mehr ahnend als erkennend die einzige Richtung innezuhalten. Wehe ihm und seinem verängstigten Pferde, wenn er sich irreleiten läßt! Wir folgen einem winzigen Pfade, der nur von menschlichen Trägern oder kleinen Eseln begangen werden kann. Viele Pferde und Maultiere und noch weit mehr Daß liegen dort unten im Jangtse begraben, wo die Schaumfluten in wilden Katarakten durch den dröhnenden Höllenschlund über die Felsblockaden hinunterdonnern, um sich erst nach Meilen wieder zu beruhigen und sachte zwischen himmelragenden Felswänden dahinzugleiten. Vor uns fällt fast überhängend eine sechshundert Meter hohe Steilwand zum Fluß hinab. Sie bildet ein Hindernis, das auf den ersten Blick nur für einen geübten Seilkletterer und waghalsigen Bergsteiger, aber nicht für ein Reitpferd passierbar erscheint. Noch sitzen wir im Sattel, starren mit etwas zweifelhaften Gefühlen geradeaus in die Wand. Es scheint, als ob eine Spinne einen einzigen dünnen Faden dort entlang gezogen habe, wie an einer Hauswand. Dieses Fädchen ist unser Weg, den die Tibeter im Laufe der Jahrhunderte mit primitiven Hämmern in den anstehenden Fels geschlagen haben.

Wenn auf solchen Steigen zwei Reiter aufeinanderprallen, und zwei Pferdeköpfe, um jähe Felsenecken auftauchend, sich plötzlich gegenüberstehen, dann sitzt den Tieren der grimmige Tod im Sattel. Umwenden ist unmöglich. Ein Zurück gibt es nicht. Das Los oder das Schwert muß dann entscheiden, welches der Tiere in den Abgrund

gestoßen werden muß, um auf dem Felsen zu zerschellen und lautlos in dem schäumenden Höllenrachen des Jangtse zu verschwinden — wie ein Körnchen Sand. Beim Einstieg schallen unsere warnenden „Tu hi hi ha, Ha hu hu hi“ gellend in die starre schweigende Landschaft. Langgezogen und wimmernd kommen die gebrochenen Töne im Widerhall zurück. Unsere Augen sind nach vorn gerichtet, unsere Ohren aufs äußerste gespannt. Außer dem Echo der eigenen Rufe wird uns keine Antwort!

Also los! Es ist mehr als bewunderungswürdig, wie sich unsere Pferde, ohne im geringsten zu zaudern, über den schwersten aller bisher begangenen Pfade ziehen lassen. Die Steigbügel, Feldflasche, Fernrohrfutteral, Kameras und alle anderen Gegenstände, die an die Felswand anstoßend, das Tier in die Tiefe reißen könnten, sind sämtlich über den Sattel geschlagen und hängen nun frei über dem gähnenden Abgrund und schlagen in rhythmischer Pendelbewegung hin und her. Atemraubend, wirklich phantastisch ist dieser etwa ein Kilometer lange Gang „durch die Luft“. Jagend haben wir ja fast täglich solche Situationen. Aber da sind wir allein, die Jäger und ich. Wir sind sicher im Berg und nehmen lachend jede Wand, von der ich am ersten Tage der Expedition gedacht hatte, daß sie „lebensgefährlich und unmöglich zu begehen“ sei. Gefahr ist vielleicht der relativste Begriff auf Erden. Prieländes Spiel kann es für den einen sein, der es nicht erwähnt, und Lebensgefahr für den anderen, der abends ins Lager kommt und statt Tagebuch zu schreiben „Heldentaten“ erzählt. Für einen Tibeter aber ist ein Gang um die Gedächtniskirche in Berlin sicherlich weit beängstigender als die wochenlange zeremonielle Umkreisung eines heiligen Gletscherriesen von achttausend Meter Höhe. Heute bin ich um meinen braven Rappen, das schnellste Pferd, das ich je geritten habe, mehr besorgt als eine Glucke, deren Entenküken von einem schmalen Brettsteg fielen und lustig im Wasser herumpaddeln. Mein „Schwarzer“ legt die Ohren an, setzt Huf vor Huf. Sicher wie ein Seiltänzer schreitet das schwere Pferd zwischen den Wellen und den Wolken durch die Wand. Oft ist der Weg gerade so schmal, daß ich ihn mit einer ausgespreizten Hand, gemessen vom Daumen nagel bis zur Spitze des Kleinen Fingers, bequem überspannen kann. Das ist mein Standardmaß: zweiundzwanzig Zentimeter. Ab und zu, wenn das Pferd sicheren Grund unter den Hufen hat, dann verweile ich etwas oder flettere höher in die Felsen, nur, um das

grandiose Bild zu genießen und Aufnahmen zu machen. Schon nach mehreren hundert Metern wird es mir zur Gewißheit, daß mein Pferd nicht abstürzen wird, und ich atme erleichtert auf. Nur um die anderen Gänse bin ich noch etwas besorgt, da sie die wichtigsten Instrumente tragen. Leider schwindet mit der wiederkehrenden Sicherheit auch die ganze Romantik dahin. Gewohnheit tritt an ihre Stelle, und in einer Viertelstunde haben wir die Wand glücklich hinter uns, durchqueren die Schlucht und reiten, ständig nach Schafen ausspähend, am Felshang entlang. Wieder beruhigt fließt unter uns das smaragdgrüne Band des Jangtse dahin, auf welchem ein ausgefärbter männlicher Gänsefäger (*Mergus merganser orientalis*), wie eine schwimmende Perle, im Glanz der Morgensonne fischt. Es ist ein packendes Bild, den weißschimmernden Tauchfischer zu beobachten. Genkrecht schaue ich auf seine weißen Flügeldecken und vermeine seinen Schatten auf dem felsigen Grunde des kristallklaren Wassers zu sehen. Alles ist so rein, so klar und durchsichtig. Plötzlich winkelt der schöne langgestreckte Vogel seine Schwingen, nimmt den Kopf hoch und im gleichen Augenblicke ist er untergetaucht. Wie ein wirbelndes Torpedo schießt er unter Wasser gegen die Strömung an, verschwindet für Augenblicke durch die Brechung der Lichtstrahlen, wird als schimmerndes Band wieder sichtbar und erscheint nach fast sechzig Sekunden wieder wie eine Luftblase an der Oberfläche. Eine Minute ruht er aus und beginnt von neuem sein lustiges Taucherspiel, bis er gesättigt ist oder die kleinen Silberfischchen alle das Weite gesucht haben. Nun schwimmt er in die Mitte der Strömung hinaus und läßt sich rasend schnell flussab treiben. Ich lasse ihn nicht aus dem Blickfeld des Glases entkommen, denn kaum zweihundert Meter unterhalb befindet sich eine heftig wirbelnde Stromschnelle. Wild schäumender Gischt umtost dort einige einsam aus dem Wasser hervorstehende Felsen, auf denen hoch aufgerichtet je ein schwarzer Kormoran sitzt, um von der Fischweid zu ruhen. Tänzeln und schaukelt mein Gänsefäger wie ein leichter, mit Federn bunt bedeckter Spielball flach im Wasser liegend heran und stürzt sich tollkühn verwegen in die zischen- den wilden Wasser, deren Höllenzirkus jedes Boot im Nu zermalmt und in die grausige Tiefe hinabgezogen hätte. Da segelt der stolze Vogel umschäumt und umgischet mit erhobenem Kopfe blitzschnell und sicher hindurch, ohne nur ein einziges Mal zu verschwinden. Und dann strebt er, wie im Triumphe die Schwingen lüftend, auf

eine Geröllbank zu, schwimmt bis dicht an die rundgeschliffenen Granitblöcke heran und bleibt unbeweglich liegen. Er hat genug gejagt, erst am Abend wird ihn der Hunger wieder wecken.

Nir geht es gerade umgekehrt; ich habe heute noch nichts erjagt und muß bis zum Abend etwas geleistet haben. Hell strahlen unsere Augen, da sich endlich die großen Felsen erheben und sich zu einem einzigen, nur von kleinen Grasflächen unterbrochenem Steinlabyrinth zusammenschieben. Hier „riecht“ es nach Schafen! Da müssen wir hinein! Die steile Grashalde eines alluvialen Geröllfächers auszunutzen, halten wir schräg bergan und pirschen, allen überflüssigen Ballast bei den Pferden zurücklassend, mit offenen Augen und klaren Sinnen wandeln. Vorsichtig auftretend, vermeiden wir allen Steinschlag und halten an jedem Felsvorsprung erst gründlich Umschau, ehe es behutsam weitergeht. Da erstarre ich — denn fünfhundert Meter senkrecht über uns steht, vom flutenden Licht der goldenen Morgenstrahlen umgossen, die heraldische Figur eines wilden Schafes. Frei gegen den stählernen Himmel hebt sich die Silhouette des Bergwildes wie ein Standbild ab. Völlig unbeweglich steht es da oben, und im Glas erkenne ich, daß es der ist, den ich haben muß, der ganz Kapitale. Im sanften Bogen weit geschweift, spannt sich die Auslage des kolossalen Gehörnes, das mir in der aufwallenden Begeisterung größer erscheint als der ganze Körper. Sicher hat er dort oben in den Felsen gedöst, um sich die ersten Sonnenstrahlen auf die Decke brennen zu lassen. Nun steht der Widder als unumschränkter Herrscher seines Reiches auf dem Horn eines Felsens und sichert unverwandt auf uns herab, als wenn er sich empören wollte über unsere Unmaßung, sein Königtum zu betreten. Vielleicht hat er auch eines der zweibeinigen Raubtiere nie so nahe gesehen und will nun seine Neugier befriedigen. Denn ich möchte daran zweifeln, ob je ein Eingeborener dieses Felsenchaos betreten hat, solange der Kapitalwidder es beherrscht.

Es ist weniger die Entfernung als vielmehr der große Höhenunterschied zwischen ihm und uns, der dem Widder völlige Sicherheit gibt. Während wir eifrig überlegen, was wir tun sollen, bewegt er nicht einmal die Spitze seines mächtigen Hauptschmuckes. Trugig behauptet er das Feld. Der Wind steht bergwärts. Von unten her ist also gar nichts zu machen. Streng nehme ich mir vor, keine Glückskarte zu spielen. Ich will keinesfalls weiter als zweihundert Meter schießen. Wang haucht mir leise ein tibetisches

Spruchwort zu: „Nur wenn der Esel langsam geht, die Pforte Lhasas offen steht.“ Wir nennen es „Eile mit Weile“. Hast recht Wang! Alles will reiflich überlegt sein. Wir müssen den Widder in weitem Bogen übersteigen, um uns dann langsam durch die Steilwand auf das Wild herabzuarbeiten. Ich schätze, daß der Widder noch mindestens eine Viertelstunde nach unserem Verschwinden auf diese Stelle herabhängt, besonders wenn ich meine Jacke hier liegen lasse. In der nächsten Stunde wird er dann ständig etwas höher in die Wand ziehen, um sich wieder niederzutun. Nach der teuflisch verworrenen Felsbildung zu urteilen, bin ich sicher, daß er die Wand über Tag nicht verlassen wird.

Wang stimmt meinem fertigen Plan erst zu, sobald ich eine Handvoll trockener Grashalme in die Luft geworfen habe. Der Wind steht steil nach oben. Ohne Aufregung zu verraten, schieben wir uns in gebückter Haltung ganz langsam hinter die nächste Felsbarriere und klettern dann in rasender Eile nach unten. Ich kann es nicht lassen, noch einen einzigen Blick hinaufzuwerfen, nur um mit inniger Zufriedenheit festzustellen, daß „er“ seinen Stand noch innehat. Anschließend geht es parallel zum Hang, bis sich eine kaminartige Erosionsrinne nach oben öffnet. Besser hätten wir es nicht treffen können, so denke ich. Eine atemraubende Kletterei beginnt. Nicht in der stillen Hoffnung auf einen baldigen Schuß alle zehn bis zwanzig Schritte stehenbleibend, nur um Lunge und Pulse zu beruhigen, sondern unter Hergabe der letzten Kraftreserven, ohne Rast und ohne zu verpusten, stemmen wir uns, ziehen wir uns in die Felsen hinauf, denn „er“ ist ja noch weit, sehr weit. Auch brauchen wir vorläufig keine besondere Obacht auf Steinschlag zu geben, denn die Entfernung muß noch fast achthundert Meter betragen, deshalb rollen die Steintrümmer unter unseren Füßen in die Tiefe, als ob wir selbst ein Rudel Wild wären. Hundert Meter haben wir wohl auf diese Art schon hinter uns gebracht. Die Schläfen beginnen hart zu hämmern und der Schweiß dringt aus allen Poren, während sich die Runse über uns zum Kamin verengt. Auf einmal sausen uns Steine von oben entgegen — Himmel und Hölle! Wer hätte daran gedacht? Wir stehen wie vom Schlag getroffen, da reißt mich Wang an der Schulter und flüstert: „Schieß“!

„Teufel, alte Tante“, knirscht's mir zwischen den Zähnen, denn eine alte Bibbe von Zwergschafgeiß setzt auf nur siebenzig Meter mit eleganten Fluchten durch den Kamin. Die Geiß hat die Richtung



Tempelgemälde, einen Beschützer des Lamaismus darstellend,
im Batangkloster



Einsames Tibetkloster



Kloster
der Sakya-Sekte

nach oben. Genau dorthin, wo der Bock stehen muß. Mit hämmern-
den Pulsen und schnaubend vor Wut, die Büchse in zitternden
Händen, lehne ich mich an die kalte Wand des glatten Felsens.
Noch stehen wir beide wie begossene Pudel, fluchend, schweißgebadet,
vor Nachsicht behebend. Kein Zweifel: die flüchtende Geiß wird den
Bock mitreißen und mich um das letzte große Ziel bringen. Wurmend
jagen mir solch dunkle Gedanken durchs Hirn und lassen nur noch
einen ganz kleinen Hoffnungsschimmer übrig — da beginnt es schon
wieder zu steineln! Auch das noch! Nun setzt das ganze nachfolgende
Rudel wie ein wallendes, wippendes Silberband auf der Fährte der
Leitgeiß durch den Kamin! Ich zähle eins, zwei, drei, bis neun! Alles
sind Geißen. Nun bin ich sicher, daß der Kapitalwidder verloren ist.
Deshalb bin ich fest entschlossen, den vielleicht nachfolgenden Widder,
auch wenn es nur ein guter ist, unter allen Umständen zu schießen.
Eine Sekunde später erscheint er auch schon. Er ist doppelt so stark
wie die Geißen, seine schwarzen Läufe glänzen, sein mächtiger Haupt-
schmuck prahlt. Es ist ein „sehr guter“. Jetzt gilt es. Ich ziehe
mit, halte weit vor den Stich, ziehe durch. Peitschend heult die
Kugel hinauf. Mit einer einzigen mächtigen Flucht ist der Widder
verschwunden. Nun voran! Wir springen, aller tiefen Schründe
ungeachtet, über die Wand des Kamins hinaus dem nächsten Fels-
kamm entgegen. Ich rase voraus, Wang folgt mit der Büchse auf
meinen Fersen. Es gelingt. Ruckartig schwingen wir uns auf die
Granitblöcke und spähen hinüber. Auf zweihundertfünfzig Meter
flüchtet das ganze Rudel in toller Fahrt dahin, hoch darüber aber steht
noch immer der kapitale Widder am selben Ort, als wenn er ein Stand-
bild sei. Ob er aushalten wird? Wir liegen flach auf dem Boden
im Anschlag. Nein, er springt ab! In eine einzige Staubwolke
gehüllt, faust er den Hang hinab, wird nun von einer Steinalbe
gedeckt — und ehe ich ihn wiedersehe — hat er sich schon zum Rudel
gesellt und befindet sich längst außer Schußweite. Ich bin ver-
zweifelt. Wir sitzen und starren dorthin, wo der Urwidder mit dem
Rudel verschwand. Minuten vergehen. Da poltert es schon wieder
über uns. So sehr wir aber unsere Augen anstrengen, wir können
nichts entdecken, denn was wir hörten, war der dumpfe Widerhall
schlagender Steine gegen eine Wand. Sie täuschten uns in der
Richtung. Dann tauchen auf dreihundertfünfzig Meter drei Schafe
auf. Da mir der Schuß zu gewagt erscheint, pirsche ich rasch
näher, finde einen Steinblock, der gute Auflage bietet und halte, so-

bald das stärkste Stück einen Augenblick sichert, einen halben Meter über die Mitte des Rückens, lasse fliegen, höre Kugelschlag und sehe wie das geschossene Wild die Richtung der anderen verläßt und nach unten flüchtet. Plötzlich wirbelt Staub auf in der Fährte des kranken Stückes. Ein Zeichen, daß das Wild unsicher wird und die stahlharten Schalen nicht mehr greifen wollen. Noch zwei bis drei Fluchten, dann rollt es verendet und bleibt still liegen. Na, das war wenigstens ein schöner Schuß! Ehe wir aber hinaufklettern, um das letzte geschossene Schaf zu bergen, schicke ich Wang auf den ersten Anschuß zum Kamin zurück. Der Jäger besteht allerdings fest darauf, daß ich den Bock glatt gefehlt habe, aber das hilft ihm nichts, seiner Pflicht Genüge tun zu müssen.

Nachdem meine Zigarette zu Ende geraucht und Wang noch immer nicht wieder zurückgekommen ist, fange ich an, unruhig zu werden, und will auch zum Kamm zurücksteigen; doch Wang erscheint endlich und bringt einen sehr guten Widder mit abgezirkeltem Blattschuß heran. Er war nur noch zwanzig Schritt gegangen, ehe er zusammengebrochen war, wo er, zwischen zwei Felsblöcken eingekleilt, vom Jäger gefunden wurde. Dieser Widder ist zwar nicht mit dem ganz kapitalen zu vergleichen, doch trägt er einen guten Hauptschmuck. Befriedigt lassen wir uns einige Minuten nieder, um den weiteren Schlachtplan des Tages zu schmieden. Dann holen wir das zweite Stück Wild heran und verblenden beide, indem wir Kleidungsstücke auf sie legen und wehende Taschentücher an die Gehörne binden. Da wir beide der Ansicht sind, daß die Beute gegen Geiersicht hinlänglich gedeckt ist, sende ich Wang mit der Weisung zum Lager zurück, daß die ganze Karawane nachkommen und am Fluß Lager schlagen soll. Ich selbst will alle Energie daran setzen, das flüchtige Rudel wieder einzuholen, um erst bei Dunkelheit wieder abzustiegen. Es ist noch früh am Tage, so daß ich meine Kräfte einteilen muß. Ich pirsche auch so umsichtig heute, da ich keinen Begleiter bei mir habe und genau weiß, daß ein gebrochenes, verstauchtes oder geprelltes Bein zu mindesten eine kalte Nacht, wenn nicht gar eine Katastrophe bedeutet. Beinahe ist es sträflicher Leichtsin, in diesem Kolossalfels einen ganzen Tag lang allein herumzuklettern, zumal man bei einem unvorhergesehenen Unglücksfall auf eine schwache Mannschaft von nie völlig verlässlichen Eingeborenen angewiesen ist.

Erst stemme ich mich mehrere hundert Meter nach oben, bis der Fangtse wieder ganz schmal geworden ist. Dann geht

es von Seitenkamm zu Seitenkamm vorans, um mit dem Glase die Felsen einsehen und absuchen zu können. Noch bin ich mir unschlüssig wohin ich mich wenden soll, ob flußauf oder flußab. Zu beiden Seiten nämlich scheinen die Felsen für den Menschen in gleicher Weise ungangbar, während sie gleichwohl geeignet sind, ein flüchtiges Schafrudel aufzuhalten und den schenen Tieren die Angst vor ihren Verfolgern zu nehmen. Leider ist es wegen des trockenen Bodens unmöglich, Fährtenbilder zu lesen, so daß ich lange zweifelnd überlege, welches Felsenwirrniss dem Kapitalen am zusagendsten gewesen sein könnte. Schon will ich mich fast für den Weg flußab entscheiden, da beginnt die Luft zu brausen. Urgewaltig und aus heiterem Himmel setzt plötzlich ein wenige Minuten anhaltender Wirbelsturm ein, der mir fast die Kleider vom Leibe reißt und meine Pelzkappe in alle Winde trägt. Sie entschwindet meinen Blicken als winziges Pünktchen am blauen, wolkenlosen Himmel. Durch diesen reinen Zufall bin ich mit einem Male der Qual der Wahl enthoben; denn ohne Kopfbedeckung kann ich nicht gegen die Sonne pirschen. Ein Sonnensich wäre mir trotz der niederen Lufttemperatur sicher. Also geht es mit der Sonne im Rücken voran. Unendlich langwierig ist die Pirsch, schwierig und manchmal auch halsbrecherisch. Nach vielen hoffnungslosen Stunden scheint das Tal in dem blauen Nebeldunst der Dämmerung unter meinen Füßen wegzusinken; kalter Wind segt von unten herauf. Ich bin müde und entmutigt. Der letzte Hoffnungsschimmer schwand mit den schrägen Strahlenbündeln der untergehenden Sonne, die die Hochalpenwelt noch zweitausend Meter über mir in reinstes Purpur taucht. Ich kann tief unten noch kein Zelt, kein Pferd und keinen meiner Männer erkennen, dabei wird es in einer halben Stunde dunkel sein! Wie griesgrämige Gespenster dieser Felsendämmerung flackern mir böse Gedanken in schwankender Ungewißheit durchs Hirn, während ich durch graues Gewänd ins Engtal hinabsteige.

Schon habe ich die halbe Höhe erreicht, da beginnt es vor mir tief in der Wand zu steineln. Obwohl das Gelände sich vollkommen offen vor mir breitet, kann ich keine Bewegung, geschweige denn ein Stück Wild entdecken. Rätselhaft! Vielleicht habe ich mich getäuscht. Aber da steinelt es ja schon wieder, so deutlich, daß kein Zweifel bestehen kann. Ich habe Blauschafe vor mir! Bei dem Gedanken allein schon wallt mir das Blut in den Schläfen. Jetzt kommt der letzte Einsatz! Es dauert noch etwa fünf Minuten,

bis ich auf fast fünfhundert Meter Entfernung das erste Schaf erkenne — und dann zähle ich eins, drei, fünf, sieben, neun; alles Geißen oder doch nur junge Widder mit schwachen Gehörnen. Bei der Zahl neun aber schreke ich zusammen, — zählte ich nicht heute morgen schon einmal neun Geißen? Fieberhaft suche ich weiter, die alte Jagdpassion kocht in den Adern. Wo ist „er“? Noch einmal zähle ich die Schafe flüchtig durch: zehn, und beim zehnten bleibe ich hängen, denn dieses Stück tritt gerade hinter einem Felsen hervor und bebend sehe ich, daß dieses Schaf viel stärker ist als alle anderen. Ich muß meine Ellbogen auf die Knie stützen, um das zitternde Glas ruhig halten zu können. Dann wendet dieses Schaf den Kopf. „Er“ ist es, der gewaltige Kapitalwidder von heute morgen! Sobald ich ihn ganz sicher erkannt habe, bin ich wieder eisige Ruhe, denn jetzt muß mir die Dunkelheit zu Hilfe kommen. Es gibt nur eine Lösung. Ich muß völlig frei und ungedeckt den Hang hinabzugleiten suchen, um auf Schußweite heranzukommen. Zeit ist nicht zu verlieren, jede Minute wird es dunkler. Der Schuß wird ohnehin weit genug sein. Die Büchse über die Brust geworfen, geht es rutschend über die glatten Wände hinab. Hundert Meter — zweihundert Meter bin ich schon näher gekommen. Mit jedem Schritt, mit jedem fallenden Riesel wird das Spiel gefährlicher. Alle Bewegungen führe ich schlangenhaft gleitend aus, bis auf fünfzig Meter vor mir ein Fels erscheint, den ich als willkommene Auflage benutzen kann. Ich erreiche ihn, nehme meinen Schal ab, knäule ihn zusammen, fertige die Auflage, reinige das Zielfernrohr, lege ein paar Ersatzpatronen zurecht, hole tief Atem, schiebe die Büchse Zentimeter für Zentimeter über den Fels und wälze mich hinterdrein. So, ich bin bereit. Die Entfernung ist noch immer teuflisch weit, aber es ist ausgeschlossen, näher heranzukommen. Deshalb beobachte ich die ersten Minuten, denn bei solchen Entfernungen muß man die Ruhe selbst sein. Geringstes Mucken, das beim Schuß auf den sechzig bis hundert Meter entfernten Rehbock kaum Einfluß hätte, läßt die Kugel bei dieser Distanz gleich einen halben Meter neben dem Wilde in die Felsen hauen. Je länger ich warte, desto näher ziehen die Schafe! Wenn sie das Tempo einhalten, muß es mit dem ersten Schusse auf den Kapitalen klappen. Nur nicht voreilig schießen! Das ist immer der schlimmste Fehler, wenn das Wild keinen Verdacht hat und ganz vertraut ist.

Da, was ist das? Das geht ja wie ein Ruck durch das ganze Rudel! Der Kapitale äugt scharf nach unten. Jetzt steht er genau

so unter mir, wie er heute morgen im sicheren Fels über mir thronte. Tief im Tale sehe ich, nur als schwarze Punkte erkennbar, mein Lente kommen. Dies ist also der Grund! Mit einem Satz ist der Bock schon etwas höher gesprungen. Kurz entschlossen packe ich an, halte erst auf den Rücken, dann zirka zehn Zentimeter darüber: Raus haut die Kugel, und den Bock wirft's herum . . . aber er kommt wieder auf die Läufe.

In wildem Chaos spritzt das Rudel nach allen Seiten auseinander, den Bock aber halte ich im Zielfernrohr und feuere noch drei Schuß in so rascher Folge, daß er keine zehn Meter vom ersten Anschuß, anscheinend schwer krank, hinter einem Felsen verschwindet und nicht mehr auftaucht. Schon ist das Rudel über dem nächsten Kamm untergetaucht, da sehe ich meine beiden Jäger von unten heraufkommen! Ich dirigiere sie genau dorthin, wo der starke Bock untergetaucht war, aber sie können nichts finden. Nervös durchsteige ich nun selbst die Wand und klettere zum Anschuß hinab. Dort finde ich Schweiß! Schweiß in Unmengen, wie mit der Kanne gegossen. Der Widder muß abgerutscht sein und richtig, ehe es noch ganz dunkel ist, finden wir den Kapitalen, einen wirklichen Mordswidder, dessen Gehörn zweiundachtzig Zentimeter mißt und im Verhältnis zur Größe des Wildes das gewaltigste Schafgehörn ist, daß ich je gesehen habe. Wenn ich den Kopf umlege, so reicht die Spitze des Gehörns bis in die Nierengegend. Ich bin überglücklich! Dann sinke ich erschöpft zusammen. Das ist die Reaktion auf die letzten Tage, die nicht einer Jagd, sondern nur der tollen Haß eines tobfüchtigen Hundes ähnlich waren.

Tags darauf sage ich den Schluchten der Bergblauschafe ein letztes Lebewohl. Ich schlage mir die Büchse übers Kreuz, steige aufs Pferd und hänge wie ein Traumwandler im Sattel. Halb schlafend, halb wachend, trägt mich der „Schwarze“ willig und sicher über die Felsenklüfte dahin. Unten am Fluß folgt eine Generalreinigung, sie war bitter nötig, denn es war wieder einmal so weit, daß ich anfing, mich vor mir selbst zu ekeln.

In frischen Kleidern fühle ich mich wie neugeboren, schreibe mein Tagebuch, lese im Faust und kann im vollsten Einklang meiner Seele behaupten, daß ich glücklich bin. Später tausche ich die treue Büchse gegen die Schrotflinte ein, und es folgt eine Niederjagd, so reizvoll und so spannend, daß sie auf mich wie eine Erlösung wirkt nach diesen

Wochen verzweifelten Kampfes mit den dräuenden Felswänden über mir.

Ganz langsam, Schritt für Schritt, bewegen wir uns in dem brusthohen Dornendickicht des Talbodens entlang. Schon nach fünf Minuten tönt's „Gock, Gock“ und prasselnd gehen zwei vollausgefederte Fasanenhähne (*Phasianus colchicus elegans*) hoch. Eine saubere Doublette wirft beide sich in der Luft überschlagenden Vogel in die Büsche zurück. „Such verloren Apport, so brav mein Hund“ — purr geht der dritte Hahn hoch und will ganz niedrig über die Büsche abstreichen. Da bekomme ich den bronzeschillernden Vogel noch einmal frei und reiße vor. Im Schuß himmelt der Hahn, rasend peitschen seine Flügel die Luft, als wenn sie ins Leere schlagen und heben den Vogel senkrecht empor. Dann versagen die Schwingen ihren Dienst, goldgrün schimmert der Hahn im Sonnengeflitter und fällt verendet zu Boden. Unterdessen hat Berbl die beiden ersten Hähne apportiert, und, während sie den dritten holt, geht der vierte Hahn hoch und folgt dem Schicksal seiner Vorgänger. Hiernach arbeitet Berbl mit tiefer Nase vor mir und steht bombenfest vor. Ein Hase saust heraus. Bauz, schon schlägt er Rad. Meine Begleiter, die noch nie gesehen haben, wie man flüchtiges Wild schießt, sind außer Rand und Band vor Freude. Der nächste Hahn will direkt über mich hinwegstreichen, Kopf und Körper des Vogels kommen getrennt zur Erde. So geht die lustige Jagd weiter, bis die Tibeter nach einer halben Stunde zehn Hähne und einen Hasen tragen. —

Nun setzen wir uns in den hohen Dünen sand des smaragdgrünen Jangtse, der als klares Wellenband sanft murmelnd dahinfließt. Mein Blick wandert nochmals in die Felsen hinein und bleibt oben hängen. Ich brauche nur die Augen zu schließen, um noch einmal in diesen Wänden zu stehen. Vor mir der Abgrund, unter mir die gähnende Kluft und darüber stählern und hart das weite Zelt des tiefblauen Himmels. Alle spannenden Ereignisse der letzten Tage gleiten nochmal im Geiste an mir vorüber und — die Augen wieder öffnend, sehe ich einen Steinadler dicht am Felsenrande vorübergleiten. Ich war ja nur der Tyrann dieser glorreichen Landschaft, aber der kühne Flieger dort droben ist ihr steter Beherrscher. —

Wieder troten die Karawanentiere, eines hinter dem andern dahin, bis am Abend Drupalong erreicht ist. Es ist ein zerfallener Ort, der im Kampf mit den Innertibetern duzende von Malen zerstört wurde

und beinahe nur aus Ruinen besteht. Grau, schmutzig und verwahrloßt ragen die Trümmerhaufen der Hauswände empor. Von wärmefangenden Felswänden völlig eingeschlossen, grünen die künstlich bewässerten Felder der Siedlung schon im matten Glanz der sprießenden Gerste. Hohe Walnußbäume, der übliche Tschorten (Reliquien-schrein) und lange Wände hochgetürmter, auf engstem Raum übereinandergeschichteter Gebetssteine säumen die ärmliche Felsenoase. Wir quartieren uns ein.

Neben einigen mageren Schweinen, deren Rücken wie Nadelkämme aufragen, daß alle Dornfortsätze der Wirbelsäule deutlich hervorstehe, und ein paar rauhhaarigen Kühen, deren Bäuche aufgebläht sind, und deren Beckenknochen wie ein Gerüst über dem Fell hervorschauen, sitzen vierzehn Menschen in blauem undurchsichtigen Rauche um eine offene Feuerstatt. Ein blinder Greis, der seinen alten Rosenkranz mit dreckstarrenden Fingern und schnarchend monotonem Gemurmel ableiert, hockt neben der Frau des Hauses . . . Sie muß früher einmal eine stattliche Tibeterin gewesen sein . . . Ihre dunklen Augen blitzen auch heute noch und ihre von Schmutz starrenden Gesichtszüge lassen noch Merkmale ehemaliger Schönheit erkennen. An ihrer kraftlos welken Brust saugt das kleinste Kind, das kaum einige Wochen alt sein kann. Ihr Mann wurde vor drei Monaten beim letzten Raubüberfall erschossen, und man raubte auch fast alle Vorräte. Rund um diese vom Leid gehärmte Mutter zähle ich nicht weniger als elf Kinder jeglichen Alters in allen Größen. Halbnackt, abgemagert, mit riesigen Wasserköpfen und rachitischen Knochen bieten sie einen erbarmungswürdigen Anblick . . . Sie sitzen im Dreck oder warten hohläugig mit untergeschlagenen Beinen auf die einzige kleine Tsambaschale, in der sich eine wässerig trübe Suppe aus Tsamba und Wasser befindet. Die Schale geht reihum, alle lecken die Finger. Keiner ist satt geworden. Ich werfe den Kindern ein paar Silberstücke zu, um die sie sich heftig streiten, bis der älteste Junge sie alle an sich gerissen hat und mit der Beute im Dunkeln verschwindet. Die Mutter erzählt mir, daß sie noch drei Kinder mehr gehabt hätte, die aber gestorben seien. Seit fünfzehn Jahren hat diese fruchtbare Frau in jedem Jahre einem Kind das Leben gegeben. —

Ich wüрге rasch mein Essen hinunter, denn die hohläugigen Blicke der Kinder sind mir unerträglich — und verschwinde in meinem Zelt, das unterdessen auf dem Flachdach errichtet worden ist. Erlösend atme ich auf. Nun kommen Neugierige aus den andern Häusern

herbei, Burschen und Mädchen schauen durch die Ritzen der Zelttüre, lösen dann die Bänder und kommen herein, um sich im Halbkreis um mich herum zu setzen. Ich lasse sie ruhig gewähren. Ein solches Schauspiel haben sie alle noch nicht gesehen. Weiße Haut ist ihnen ganz neu. Eines der Mädchen ist frech genug ganz nahe an mich heranzukommen, um meine Haut zu betasten. Sie schüttelt den Kopf, da sie sieht, daß ich weder Kalk noch Farbe verwandt habe. Befriedigt ziehen meine späten Gäste wieder ab, und ich ziehe mir die Decke über die Ohren.

Im Morgendämmern des darauffolgenden Wintertages schnüren wir unser Bündel und marschieren los, nicht ohne der gastfreundlichen Bevölkerung Drupalongs Wildbret und Silber zur Vergütung der gastfreundlichen Aufnahme zurückgelassen zu haben. — Wir wollen heute noch Batang erreichen, halten die Pferde zu fördernder Gangart an und müssen wegen des holperig steinigen Geländes mehr auf den Saumpfad achten, als daß wir unsere Aufmerksamkeit der uns umgebenden Natur schenken könnten. —

Da plötzlich ein Tosen, Krachen und markerschütterndes Detonieren, als ob die Bergwelt aus den Fesseln springen und bersten wolle. Hinüber und herüber hallt das Echo des infernalischen Getöses. Einige Kilometer vor uns ist eine gewaltige Felslawine mehr als tausend Meter in die Tiefe gegangen und liegt nun im Fluß begraben. Unvergleichlich ist der Eindruck, den die urplötzliche Änderung der Wasserfarbe des mächtigen Stromes auf mich macht. Wie vom Lineal gezogen trennen sich die grünen und die von der Katastrophe gelbbraun gefärbten Fluten des Jangtsekiangs. Nach einer weiteren halben Stunde erreichen wir den Ort des elementaren Geschehnisses. Fast der ganze Berghang zwischen zwei Tälchen ist in den Fluß gestürzt. Gott sei Dank liegt der Schauplatz des Dramas auf der andern, westlichen Seite des Flusses, so daß wir unsern Weg ungestört fortsetzen können.

Während der kurzen Mittagspause pirsche ich in den Uferfelsen zwei wunderschöne Stockenten (*Anas boschas*) an und bringe sie beide zur Strecke. Die Vögel liegen weit draußen im Strom, treiben rasch ab, so daß keine Wahl bleibt. Sehr zum Entsetzen meiner Tibeter, von denen keiner schwimmen kann, streife ich mir rasch die Kleider vom Leib und mit Kopfsprung geht's in die eisige Flut, die mir die Kehle zusammenschnürt und mir das Atmen erschwert. Schwimmend apportiere ich beide Enten und werde ab heute von meinen Tibetern mit mehr Ehrfurcht behandelt.

In Leh, kurz vor Batang, gibt's noch einmal einen kleinen Zwischenfall. Dort befindet sich eine militärische Befestigung, die von einem halben hundert Soldaten gehalten wird. Nachdem ich vom Kommandeur freundlichst begrüßt worden und ohne allen Aufenthalt schlanke durchgeritten war, schien sich die Laune des hohen Festungsoffiziers plötzlich geändert zu haben, denn er ließ die nachfolgende Karawanenmannschaft überrumpeln, entwaffnen und kurzerhand gefangen nehmen. In der That handelt es sich um eine unverschämte Schikane und große Taktlosigkeit des Offiziers in Leh. Zuerst wurden unsere Leute angerufen und mußten ihre Pässe zeigen. Dabei entspann sich ungefähr folgendes Gespräch. Wang: „Wißt ihr denn nicht, daß wir zu der Gefolgschaft der großen weißen Herren gehören? Ihr habt kein Recht, uns anzuhalten.“ Darauf ertönt ein gellender Pfiff auf einer Trillerpfeife und im Nu sahen sich unsere Leute von Schwerbewaffneten umzingelt. Dendru überlegte, ob er schießen sollte; ich habe dem Himmel zu danken, daß er es nicht tat. Unsere Männer wurden entwaffnet, worauf Wang sich ermächtigt fühlte, dem Kommandanten folgende Schmeichelede zu halten: „Du Hund, du dreckiges Schildkrötenei, glaubst du wohl, du könntest Deine Feigheit an uns austoben.“ Da fällt ihm wutschnaufend der Offizier in die Parade und tobt los: „Ihr Bastarde, ihr Halbblütigen, ihr sollt es büßen, mit euren fremden Teufeln hier durchziehen zu wollen. Und das laßt euch ein für allemal gesagt sein, wenn eure Herren noch einmal so vermessen sind, mein Hoheitsgebiet betreten zu wollen, so werden sie an diesen Bäumen — und damit deutete er auf ein paar hohe Pappeln mit weitausladenden Ästen, an denen noch ein paar dicke Stricke baumelten — aufgehängt und euch schlagen wir die Köpfe ab, werfen euch in den Fluß, damit die Fische euere Leiber fressen.“ Nach dieser salbunglosen Einleitung wurden meine Männer in ein dunkles Loch gesperrt. Dendru war es noch vor der Verhaftung gelungen, rasch etwas Butter und Tsamba zu ergattern, da er sich anscheinend gleich auf eine längere Zeit im Kasten gefaßt machte. Am Abend breitet er dann seine Schätze aus, um sie zu verteilen, da öffnet sich die Türe der Gefängniszelle, Soldaten erscheinen und essen alles vor den Augen meiner Leute auf. Glücklicherweise brauchten die Armsten nicht mehr lange zu brummen, denn als wir die Geschichte in Batang erfuhren, wurde der Leh-Kommandant gezwungen, die Gefangenen freizugeben, und er verlor obendrein noch gewaltig an „Gesicht“.

Siebentes Kapitel

Batang-Erlebnisse

Gorals. — Auf der Fährte des Großblauschafes. — Der schwerverdienste Gerau. — Sambarjagden. — Wieder Batang. — Vielmännerheirat. — Die Linkeischiräuber.

Gegen drei Uhr nachmittags beginnt die Sonne langsam aus den Hängen der Batangberge zu weichen. Da brechen wir auf. Achthundert Meter hoch wollen wir in den Felsen steigen, um die Klippen nach Gorals abzusuchen. Nach üblem, aalglatten Anstieg erreichen wir endlich den Rand der schroffen Felsen und klettern fünfzig Meter steil hinab, um auf einer alles überragenden Felsen-nase einen geeigneten Stand zu beziehen. Gerade haben wir uns wohnlich eingerichtet, da wird senkrecht unter mir eine schwache Bewegung bemerkbar. Durchs achtfache Zielfernrohr visiere ich hinunter und gewahre einen Goral, der wie ein Fuchs durch die Büsche schleicht. Genau von oben fährt ihm meine Kugel durch die Brust und läßt ihn, sich überrollend, in den Büschen hängen bleiben. Bei der Nachsuche flüchtet plötzlich ein Moschusbock davon und taucht, bevor die Büchse an der Backe liegt, über dem nächsten Steilkamm unter. Wenige Sekunden später erscheint er hundert Meter weiter, verschwindet wieder in den Rhododendren und hopft nach oben. Jetzt ziehe ich mit. Peng, da schleudert ihn mein Geschöß frei durch die Luft nach unten, wo er auf einer Halde mit gutem Schuß verendet liegen bleibt. Schwer bepackt, klettern wir bald dicht hintereinander durch die Wände nach unten. Um nicht von der Dunkelheit überrascht zu werden, wird ein Höllentempo eingeschlagen, bis die Lagerfeuer traulich heraufwinken.

Wieder geht's vor Tagwerden in die Berge. Ich lasse meine beiden Jäger zurück, damit sie sich für die kommende, beschwerliche

Kletterei erst voll Tsamba schlagen können und frischen Mutes sind. Bis die Jäger kommen, suche ich die Berge vor mir nach Gorals ab und verrenke mir beinahe den Hals. Das Glas benutze ich nur zum Absuchen der dunklen Schluchten und höhlenartigen Felsennischen, da es mit seinem kleinen Gesichtsfeld zum Finden des Wildes ebenso wenig geeignet ist wie eine Lupe zum Deuten eines Figurbildes. Es kommt bei dieser Felsjagd lediglich darauf an, die erste Bewegung des Gorals zu erhaschen. Dann allerdings kann das Glas zum positiven Ausmachen des einmal gefundenen Wildes wertvolle Dienste leisten. Die Sonne beginnt langsam ihre blendenden Lichtstrahlen auf die höchsten Zinnen zu werfen, allmählich gleitet der grelle Schein an den glatten Wänden hernieder, da sehe ich in der Steilwand über mir, wie sich ein Busch bewegt und ein starker dunkler Goral auf den Plan tritt. Am Bergstoß angestrichen, halte ich etwas über die Rückenlinie und reiße Funken. Im Schuß scheint's den Goral zusammenzureißen, doch setzt er mit einer gewaltigen Flucht nach unten. Mitten in dieser saufenden Todesflucht hebt sich der Goral plötzlich von der Wand ab, wirbelt und windet sich um die eigene Achse, bis er zwanzig Meter tiefer in die Kronen der Stecheichen hineinschlägt.

Ich setze mich in die Sonne und warte bis meine Jäger erscheinen. Sie lachen über ihre breiten Gesichter wie ich ihnen den Goral melde, und brauchen eine halbe Stunde, um die Beute zu bergen. —

Den Rest des Tages wollen wir den großen Blauschafen widmen und steigen in die Hochalpenregion hinauf. Winzig, wie ein silbernes Fädchen, zieht der Fluß tief unten seinen Weg in tausend Krümmungen dahin. Sein Rauschen klingt so entfernt, wie der hohle Steinschlag über den Halden, die uns überrücken. So geht's in brennender Sonnenglut dem über fünftausend Meter hohen Hauptkamm entgegen. Brennender Durst schnürt unsere Kehlen zu. Die Geröllbahnen zwischen den zerklüfteten Wänden müssen ein Dorado für die Blauschafe sein. Kreuz und quer ziehen die seit Jahren ausgetretenen Wechsel darüber hin. Halden von hochgeschichteten, wild durcheinandergewürfelten Granitquadern versperren den Weg. Dieser porphyrische Granit, der mit großen Feldspatkrystallen durchsetzt ist, bildet den Grundstoß der tibetischen Gebirgsformation. Die Dolomitwände aber, die hier und da durchbrechen, verleihen ihr durch ihre Schroffen und Zacken den Reiz der Wildheit.

Von Fels zu Felsen springend, prüfen wir vorsichtig die mächtigen Quader auf ihre Gleichgewichtslage, die leider sehr labil ist.

Wang folgt mit der Büchse, und nach ihm kommt Berbl, meine Hündin. Sie läuft nicht wie wir Gefahr, mit einem der sich lösenden Steine in die gährende Tiefe gerissen zu werden, zeigt sich aber weiblich genug, bei jedem Felsabsatz zu wimmern und vor jedem etwas gewagten Sprung ein winselndes Konzert zu veranstalten.

Auch ich hätte das Wehklagen beinahe gelernt, aber aus einem andern Grunde. Gerade wage ich wieder einen weiten Sprung, da kippt der Felsblock unter meiner Last seitlich um, wirft mich in die Luft und poltert mit mir in eine sehr enge und finstere Felspalte hinein. Wider Erwarten schlage ich mir nur die Schienbeine auf und reiße mir ein paar lange Hautseken von den Knöcheln der Hände. So glücklich der Sturz auch war, schmerzhaft sind die Wunden doch. Wang hilft mir aus meinem Gefängnis heraus, und dann setzen wir unsere Springpartie fort.

Horch, was ist das? Ein lieblicher Laut gurgelt unter unsern Füßen hervor. Es ist die quirlende Stimme eines winzigen Quellächleins, die von unten heraufdringt. Viele Menschen hätten dieses herzerquickende Geräusch nur den Qualen des Tantalus gleichsetzen können, denn die tonnenschweren Steinblöcke, die den Quell bedecken, hätte ein Odysseus kaum zur Seite schieben können, und die Felsenritzen, die zum Wasser hinunterführen, sind grade so eng, daß eine Männerfaust sich nicht mehr durchzwängen kann. Tibeter aber sind findige Burschen. Während ich noch unschlüssig stehe und überlege, kommt Wang mit einem langen Grashalm, legt sich flach auf den Bauch und versucht das Wasser einzusaugen. Der Grashalm ist zu kurz. Also nehme ich mit ein paar Griffen die Schrotflinte auseinander und schiebe den Lauf durch die Ritze zum Wasser hinunter. Es glückt! Dasselbe stählerne Rohr, welches so viel Tod in dieser stillen Natur verbreitet hat, dient uns nun dazu, den kostbaren Lebenssaft aus dem Schoß des Berges zu saugen. Bald trocknet die Sonne den Gewehrlauf ab. Weiter geht die halsbrecherische Pirsch.

Blauschafzeichen finden wir in Unmengen und hoffen, jeden Augenblick auf Wild zu stoßen. Wir schleichen über die Hänge, sehen alle Schluchten ein, entdecken aber nur 5 Tetraogallushühner (*Tetraogallus tibetanus*), die die Köpfe dicht zusammenstecken. Trotz besten Rundblicks bleibt die stundenlange Suche ergebnislos. Nun lege ich mich eine halbe Stunde zwischen zwei Felsblöcke, lasse mich im Windschutz von der Sonne durchwärmen und halte ein Nickerchen, bis die Sonne tiefer steht.

Das Blauschafrudel aber, daß sich vor kurzer Zeit noch in diesem Gehänge aufgehalten haben muß, scheint über alle Berge gezogen zu sein. Wir beginnen den Abstieg und folgen der Schlucht, in deren Schrund sich die Tetraogallushühner vor Stunden laut schreiend in reißendem Sturzflug um die Felsnadeln warfen. Von den Hühnern ist nichts mehr zu sehen. So muß ich mich heute mit ein paar Schneefinken (*Leucosticte brandti walteri*) und einer Alpenbraunelle (*Prunella collaris nipalensis*) für die Sammlung begnügen. Dann rutschen wir in großer Eile über die Geröllhalden zwischen höchsten Dolomittfelsen hindurch achthundert Meter talwärts, bis uns nur noch zweihundert Meter von dem Talboden trennen. Da hört die angenehme Rutschbahn auf. Senkrecht fallen die glatten Felsen die letzten hundert Meter ins Tal. Es ist nur unsere Müdigkeit, die uns daran hindert zurückzukehren, um den nochmaligen Aufstieg und die Umgehung des schier unüberwindbaren Hindernisses durchzuführen. Ohne ein Wort zu verlieren, grade als müßte es so sein, stürzen wir uns in das mehr als wahnsinnige Beginnen, die Wand unter uns ohne Seil zu nehmen. Kurz entschlossen lasse ich alle Gegenstände zurück, klettere die ersten Meter hinab, prüfe Felsnasen und Risse auf ihre Klammerfestigkeit, suche mir festen Stand und warte, bis Wang in Schwung kommt. Der tollkühne Gefelle läßt die Gewehre alle oben, packt Berbl unter den Arm und reicht mir den um sein Leben zitternden Hund mit fester Hand nach unten. Berbl scheint die Gefahr zu erkennen. Sie bleibt in die Felsen gekrallt stehen, wo ich sie hinstelle, und wartet, bis ich die Gewehre weitere fünf Meter nach unten gebracht habe. Langsam und vorsichtig geht's von Stufe zu Stufe hinab. Manchmal tritt mir der kalte Schweiß auf die Stirn, besonders wenn der Felsen zu bröckeln beginnt und der Schrund sich wie ein Drachenmaul aufstut. Oft überlegen wir minutenlang wie es weiter gehen soll, aber es geht und in einer halben Stunde ist das Gefährlichste geschafft. Dreiviertel Stunden später trinken wir heißen Tee, essen Murmeltierspeck und lassen uns die wohlige Glut des Lagerfeuers in die Gesichter scheinen. —

Als nächstes Ziel setze ich mir die Erlegung eines starken Geraus.

Nach wohltnender Nachtruhe werden die Befehle ausgegeben, und dann geht's mit frischen Kräften los. Durch dornige Buschhänge windet sich die Karawane nach oben, bis uns endlich der trockene Stecheichenwald aufnimmt, um langsam in die wilde Zone der Kon-

feren und Baumrhododendren mit ihren Schroffen und Klüften überzugehen. Zwei Stunden mögen wir schon bergauf geritten sein, ohne viel mehr als ein paar warnende Lachdrosseln (*Janthocincla elliotii*) und feste, mit silbergesäumten Wippschwänzen dahinhuschende Goldsteißhörnchen (*Dremomys pernei*) gesehen zu haben. Endlich überschreiten wir den Kamm und treffen unerwartet auf eine hochgelegene Menschengiedlung, deren wenige erdfarbene Häuser unmittelbar über dem Abgrunde thronen. Dahinter erheben sich dichte Wälder, die von fahlen, schneeblickenden Hochalpen überragt werden. Auf dem Flachdache eines dieser Häuser werden wir von den freundlichen Bewohnern mit Buttertee bewirtet. Ein bildhübsches, fast europäisch aussehendes Mädchen mit rotbraunen Haaren läßt ungeniert ihren Schafpelz von den Schultern gleiten und bringt unsern Pferden einige Bündel duftigen Heus. Hier lassen wir uns wohnlich nieder und beschließen nach kurzen Erkundungstreifen, uns für die Nacht einzurichten. Im rußschwarzen, balkenschweren Gewölbe des Tibeterhauses lastet eine schwere Luft. Ein undefinierbarer, beizender Geruch von Qualm und trockenen Fellen, von ranziger Butter und vielen Männern durchschwängert den Raum. Solange der Schlaf anhält, narkotisiert mich dieser Gestank, aber gegen vier Uhr morgens, da sich die Kälte durch alle Fugen und Ritzen einzuschleichen beginnt und ich in Erwartung des Morgens erwache, werden die Gerüche unerträglich. In Gedanken versunken schleichen die Stunden nur langsam dahin. Um sechs Uhr wird die Mannschaft wach, Tee wird gekocht, Tsamba gegessen. Sowie der fahle Morgen bläulich grau über den Schneeriesen heraufdämmt, geht's hinaus in das eisige Frühlicht des neuen Tages.

Er ist umwoben von jenem bleigrauen Dämmerchein einer feindunstigen Luft, die für die kalten Wintermorgen Tibets so charakteristisch ist. Sie hält an, bis die Sonne die Felsen mit glühendem Gold überzieht und der Wälder dunkle Schatten in lichtgrüne Felder aufteilt, um am Abend wieder einzusetzen, wenn der Himmelswagen als blutroter Ball aus dem wolkenlosen Himmel auf die fernen Schneegipfel hinabsinkt und die Natur augenblicklich in eisige Totenstarre versetzt. Diese erste Stunde des dämmernden tibetischen Wintermorgens, wenn die Bäche unter ihren schnörkelhaft phantastischen Eismänteln nur leise raunen, verwünsche ich am meisten. Die Füße scheinen an den Steigbügeln anzufrieren und die Hände gleichen Eisklumpen, die sich in die Zügel verkrampfen. Hart und

hohl klingt der rhythmische Tritt der schwer arbeitenden Pferde durch die in unheimlicher Totenstille verharrende Bergwelt. Den Blick auf den zackigen Dolomitgraten, deren tiefschwarze Silhouetten deutlicher und schärfer gegen den gelbrötlichen Morgenhimmel abstechen, reiten wir bergan. In einen Hauch von Purpur gekleidet sind sie die ersten, die die belebende Wärme des aufgehenden Tagesgestirns gierig einsaugen. Der einsame Lämmergeier wiegt sich in den Strahlen der Frühsonne und badet sein goldschwarzes Gefieder. Wir müssen noch lange reiten bis das Sonnenlicht auch unser Blut in Wallung bringt und wir mit der Frühpirsch durch den kalten Schnee beginnen können. Bedächtig winden wir uns am steilen Felsenhang hinauf und vermeiden die hohen Schneewehen, die in den Klamm Schluchten, deren Schründe die tiefkreisende Winter Sonne nie erreicht, zu meterdicken Lagern verharrscht, liegen geblieben sind. Wir greifen nach den überhängenden sparrigen Ästen der niedrig kümmernden Rhododendren und stemmen uns mehr durch Armkraft empor, als wir die Beine verwenden oder die kalten Füße und schmerzenden Knie auf dem glatten Boden nachschieben können. In gebückter Haltung durchqueren wir die düsteren, astverschlungenen Tunnelgewölbe hoher Baumrhododendren. Dort finden wir, hoch angehäuft unter den hängenden Stämmen der Alpenrosen, zum erstenmal die Losung vom Geräu. Über uns lichten sich die Bestände zu windzerfetzten, sterbensmüden Krummhölzern. Unter uns gähnen schroff, wild und grausig die Abstürze steiler Klippen, und vor uns dehnt sich zu beiden Seiten der Talschlucht der dunkle Koniferenwald. So mag es der Geräu leiden, je wilder, desto lieber ist es ihm.

Alle paar Minuten, wenn sich unterhohft freier Ausblick bietet, halten wir an, um, auf den Bergstock gestützt, die Hänge abzusuchen. Immer in gleicher Höhe geht's weiter, bis der Jäger plötzlich stehen bleibt und vor Aufregung fiebernd, nach vorn deutet. „Geräu“ flüstert er! Nun erkenne ich ihn auch. Außer Schußweite steht das urige schwarze Wild mit schimmernd weißer Mähne unbeweglich zwischen den hohen Rhododendrenbüschen. Unglaublich trugig, verhaltene Kraft in jeder Faser seines vierkantigen Körpers, schiebt er sich einige Schritte vor. Hundert Meter muß ich noch näher herankriechen, dann mag es gelingen! Gerade schiebe ich mich durch die ersten Büsche, um hinter einem Felskloß Deckung zu nehmen, da zieht der Geräu die Vorderläufe dicht unter den Körper und läßt sich fallen. Jedernd fangen die rasch wieder gestreckten Vorderläufe

den gewaltigen Saß auf, und im gleichen Augenblick ist der Spuß verschwunden. —

Nach stundenlangem, ergebnislosem Anfsiß steigen wir bergauf, lassen die Buschgrenze hinter uns und klettern zwischen turmhohen Felsen hindurch einem Paß entgegen. Am Sattel angekommen, weht uns pfeifender Eiswind um die Ohren. Rundum aber erheben sich in weißer Gletscherpracht die sechstausend Meter hohen Schneeriesen von Linkeichi, dem Räuberland. In einer sonnenbeschiienenen Höhle, dicht aneinandergedreßt, essen wir unsern Mittagstamba. Ich will anschließend mit meinem Tibeter höher in die Wände steigen mit der Absicht, zur Abenddämmerung wieder zur Gerauzone herunterzuklettern. Plöglisch klatscht etwas neben uns in die Felsen. Dumpf hallt ein Schuß! Dann noch einer und wieder pfeifen uns die Kugeln um die Ohren. Aber schon liegen wir platt auf dem Boden und spähen nach den Räubern aus, die sich irgendwo im Hinterhalt verborgen halten. Trotz eifrigen Suchens gelingt es nicht, die Banditen ausfindig zu machen, um ihnen eins auszuwischen. Wir liegen bis zum Einbruch der Dämmerung ohne etwas gesehen zu haben. Dann krageln wir die schwindelnden Felsen hinab, kämpfen uns bei Nacht durch den fürchterlichen Rhododendron-Urwald, brechen uns fast die Knochen, kommen aber wohlbehalten im Lager an, wo mich nach der schmackhaften Fleischsuppe bald der gesunde Schlaf übermannt.

Die zweite Hälfte dieser kalten Nacht auf viertausenddreihundert Meter Höhe ist ruhe- und schlaflos. Hell leuchtet der Mond durch das Zeltdach. Schreckhaft fahre ich im Halbschlaf einige Male hoch, nur um festzustellen, daß der eisige Mond noch hoch am Himmel steht. Plöglisch ist die Dämmerung da, und bald sind wir auf dem Wege zur unteren Urwaldgrenze. Nach unserer gestrigen Erfahrung muß die Mehrzahl der Geraus wegen der großen Nachtkälte von minus zwanzig Grad in tieferen Regionen stehen. Der düstere Hochwald liegt noch in tiefem Halbdämmer, die höchsten Gipfelkegel werden gerade von den ersten Sonnenstrahlen berührt, da erreichen wir die großen Steilhänge. Viele, kaum zehn Meter breite, doch sehr glatte gletscherartige Eiszälle bereiten uns große Schwierigkeiten, aber noch ist es früh genug, um die kostbare Zeit der ersten Morgenstunden voll ausnuzen zu können. Nach drei Seiten fallen die Felsen zum Flußbett ab. Dichter Wald und undurchdringliche Stecheichendickungen dehnen sich da unten aus. Eine Stunde sitzen wir auf der obersten Felszacke, dann hat uns die Sonne erreicht und wir steigen



Dendru als Brautführer auf der Vielmännerhochzeit



Einer der armen Kropfmenschen aus dem Yangtsetale

langsam die Klippen hinab, finden eine Menge frischer Cerauzeichen, können aber in den folgenden drei Stunden, die wir mit bestem Einblick verpirschen, oder auf die Bergstöcke gestützt, über Steilwände hinweg in die Tiefe zu schauen, kein Stück Wild festmachen. Tot und ausgestorben scheint die Natur, bis zirpend und zwitschernd ein lustiger Schwarm von gestreiften Mausvögeln (*Proparus striaticollis*) auf der Bildfläche erscheint. In ihrem dichten Plustergefieder, mit den runden flugen Köpfchen und den hellen bläulichen Augen schwirren und hüpfen die winzigen Tierchen von Ast zu Ast. Bei unserm Anblick geraten sie in große Aufregung, fliegen alle zusammen in den nächstbesten Stedcheibenbusch, schnarren ganz fein und piepen beinahe unhörbar. Neugierig, einer nach dem andern kommen sie dann bis auf einen Meter heran, mustern uns lange und schwirren davon. Dann ist wieder Grabesstille um uns, bis von irgendwo erst der melodische Glockenton und dann das Teufelslachen des Schwarzspechtes (*Dryocopus martius khamensis*) herüberschallt. Die Frühsonnenstrahlen wärmen uns in wenigen Minuten durch, und wir beginnen den Rückmarsch. Denn, wenn die Sonne hoch am Himmel steht, ist kein Cerau unterwegs. Gegen vier Uhr nachmittags erst, wenn die Sonne langsam wieder aus den Felsstälern weicht, um kalte, dunkle Schatten zurückzulassen, wenn der Wind von den Gletschern herabweht, dann schüttelt der mürrische Cerau seinen dunklen zottigen Pelz mit der langen weißen Mähne und verläßt sein Lager. Schritt für Schritt zieht er voran, bleibt mitunter minutenlang wie eine Bildsäule sichernd stehen und nugt behutsam jede Deckung aus, um sich seinen Asungsplätzen zu nähern. Vor Dunkelheit aber tritt er auf den freien Flächen nicht aus. Nur von der Gegentalseite kann man ihn sehen, wenn er langsam durch die Bestände bricht und sich gedeckt fühlt. Hier liegt das Geheimnis des grimmigen Ceraus und seiner wilden Umgebung. Auf weite Entfernung kann man ihn öfter, auf Schußweite aber nur selten zu sehen bekommen. Über Täler hinweg leuchtet seine weiße Mähne, am gleichen Hange aber deckt ihn das Unterholz.

Bis halb vier Uhr schreibe ich Tagebuch, dann werden die Zelt-schatten lang. Rauher knarrender Hühnerruf sagt mir, daß es Zeit wird. Ein halbe Stunde steinigem Weges nur, und dann dehnen sie sich wieder die Klippen und Hänge. Noch steht die Sonne hoch am Himmel. Wir legen die erste Beobachtungspauze ein und suchen abwechselnd die Kilometerweiten Hänge mit dem Glase ab.

Da gibt's mir einen Ruck durch Mark und Bein! Dreihundert Meter unter uns, zwei Kilometer entfernt, sehe ich einen kleinen schwarzen Strich mit weißer Nackenlinie langsam sich dahinbewegen und in einigen hohen Büschen verschwinden. Im Eiltempo, so rasch es die Steinhalden zulassen, setzen wir nach unten, hauen uns mit den Rhododendrendickungen herum und erreichen den nadselcharfen Felsgrat, den ich mir als Merkstein setzte. Verärgert müssen wir nun feststellen, daß wir die Entfernung wieder einmal weit unterschätzt hatten. Es sind noch mindestens vierhundert bis fünfhundert Meter bis zum Hange, wo wir den Gerau gesehen hatten. Nun suchen wir jeden Busch und jeden Strauch mit dem Glase ab. Kein Gerau zeigt sich! Nur eine „Herde“ weißer Dhrfasanen tut sich plötzlich auf. Wie Schneeflocken gleiten die großen schneeweißen Vögel, vom Winde getragen, lautlos über den dunkelgrünen Fichtenwipfeln dahin, um tief im Tal einzufallen, kurz zu sichern und auf Asung zu ziehen.

Plötzlich fällt unten ein dröhnender Schuß. Kreischend fahren die Dhrfasanen auseinander. Einer bleibt liegen. Da tritt ein tibetischer Jäger aus dem Walde hervor und hebt ihn auf. Der Mann ahnt nicht, daß er mir eine große Gelegenheit verdarb.

Bis zur Dunkelheit pirschen wir behutsam das Gelände ab, ohne auch nur eine Spur zu sehen. Hoffnungslos treten wir den Rückmarsch an.

Die Sterne beginnen wieder matter zu schimmern, da sitzen wir in den Sätteln und reiten den tieferen Gerauregionen, die unter viertausend Meter liegen, entgegen. Die Karawane hat die Weisung erhalten, am nächsten Kleinen Gletscher Eis loszubrechen, dieses auf die Tiere zu verladen und uns zu folgen, da es in der Nähe des heutigen Lagerplatzes kein Wasser gibt. Wo uns gestern abend der starke Gerau entkommen war, setzen wir uns an, frieren die erste Stunde jämmerlich und werden obendrein von einem zwerchfellererschütternden Husten gequält. Schon kommt die Sonne über die Berge gestiegen. Da lasse ich den Tibeter hoch auf dem Felsen zurück und klettere selbst tiefer hinab, um noch steiler in die Bergschründen einsehen zu können. Da ich dem Tibeter das Glas gelassen habe, bin ich beim Beobachten etwas behindert, helfe mir aber nach alterprobter Weise aus, indem ich alle irgendwie verdächtigen Punkte durch einen nahestehenden Felsen oder Baum zur Deckung bringe, um nach einer Weile feststellen zu können, ob sie den Platz gewechselt oder eine andere Form angenommen haben. Auf einmal ist einer meiner

schwarzen Punkte verschwunden. Richtig, da bewegt sich eine dunkle Masse hin und her. Sofort signalisiere ich zum Jäger hinauf. Der aber kann selbst mit Hilfe des Glases nichts feststellen! Also klettere ich in Deckung des Rammes wieder nach oben, reiße dem Tibeter das Glas aus der Hand und habe einen starken Gerau vor mir. Es besteht keine Möglichkeit, auf Schußweite heranzukommen. Rasch entscheide ich mich. Der Jäger soll mir das Wild zudrücken, während ich versuchen will, den Hang zu umschlagen. Eine halbe Stunde später stehe ich schußbereit. Nach langen Minuten ängstlichen Wartens höre ich das schwere Eingreifen harter Schalen und mache mich fertig. Näher bricht es heran, ganz deutlich höre ich jetzt das schwere Wild vorüberrollen. Endlich sehe ich Büsche in Bewegung, und dann erscheint in rumpelnder Flucht der Kopf des Geraus — und verschwindet im gleichen Augenblick über dem Grat in dem himmelhohen Felsen. „So eine Schweinerei“ knirsche ich zwischen den Zähnen. Diese Pechsträhne steht mir bald zum Hals heraus. Das muß anders werden!

Am Abend sitze ich mit böser Erkältung am selben windgelegten Felsbange. Der Tibeter neben mir schläft vor Ermattung. Es wird dunkler, rasch steigt die Sonne bis zu den höchsten Blauschafgipfeln empor. Es ist gerade so weit, daß die scharfen Silhouetten der zackigen Tibetmassive zu verschwimmen beginnen. Da steht urplötzlich, auf zwanzig Meter, der Gerau, wie ein Berggeist, neben mir — und ist verschwunden, ehe ich noch recht weiß ob es Spuk oder Wirklichkeit war. Wie ein Fuchs war er herangeschlichen und wie ein Schemen untergetaucht. Es ist zum Haarausraufen. Meine Erkältung ist vergessen. Jetzt geht es um die Ehre, du oder ich, das schwöre ich dir!

Im Lager brauen die Tibeter einen schauerlichen Sud zurecht. Wie in einer Hegenküche wird zuerst ein kopfgroßer Klumpen ranziger Butter ausgelassen und die darin schwimmenden Dakhaare entfernt. Wenn die Butter brodeln, wird eine Pulle tibetischen Gerstenschnapses mit dem Erfolg hinzugegossen, daß das Gefäß Feuer fängt und die Flammen meterhoch in die eisstarrende Nacht hinausgeschlagen. Der Wind heult seine schauerliche Musik dazu. Nachdem die Flammen erfolgreich bekämpft sind, gießen wir uns dieses schauerhafte Geföf in rauhen Mengen die Kehle herunter, bis der Gaumen kleeht und der Bart von Fett trieft. Dann geht es in die Schlaffade — und am andern Morgen ist die Erkältung weg. —

Kälter noch werden die eisigen Nächte, schärfer noch toben die grausamen Winde. Aber das Pech will nicht weichen. Tage vergehen, zornig und wild will ich endlich mein Mißgeschick wenden. Wieder einmal haben wir das Lager abgeschlagen und sind auf der Suche nach einem neuen. Es ist fast dunkel — bitterkalt weht uns der kalte Hochlandswind in die Gesichter, das Thermometer zeigt minus fünfundzwanzig Grad Celsius.

Beim allerletzten Abendschein, die westlichen Berge sind grade noch als Silhouetten gegen den orangefarbig glühenden Himmel zu sehen, erreichen wir den Lagerplatz, koppeln die Pferde und suchen nach Brennholz, um ein Feuer zu schüren. Die Kälte ist so grimmig, daß die Finger völlig gefühllos sind und die Streichhölzer nicht greifen können. Wir sind der Verzweiflung nahe! Nachdem die Schachtel fast verbraucht ist, gelingt es endlich. In kurzer Zeit dehnen wir unsere steifen Glieder der wohligh wärmenden Glut entgegen. Die Kälte frißt von hinten, die Glut von vorn. Um die Wölfe fernzuhalten, gellen von Zeit zu Zeit unsere Jodler durch die unheimliche Stille der sternfunkelnden Hochgebirgsnacht.

Die Abendmahlzeit ist reichlich, bei großer Kälte kann man mit vollem Magen besser schlafen als mit leerem. Das Zubettgehen im Tibetwinter will gelernt sein. Erstens muß man acht geben, daß die Lippenhaut nicht am Ventil der Gummimatrake kleben bleibt und zweitens entledigt man sich nicht der Kleider, sondern im Gegenteil, man zieht sich noch viel wärmer an. Alle Joppen und Pelzmäntel werden übergezogen, dann packt man sich in seine drei Schlaffäcke und läßt sich mit Pferddecken zudecken, so daß die ganze Bettstatt wie ein Sarg aussieht. Trotzdem friert man jämmerlich und muß sich am andern Morgen die Knie gegenseitig gelenkig machen. Das Aufstehen wird zur Qual jeden Morgen. Der Energieaufwand, der nötig ist, um die warmen Hüllen von sich zu werfen und die Vorbereitungen zur Frühpirsch zu treffen, ist bei weitem der größte des ganzen Tages.

Ich setze heute morgen Wang zur Beobachtung an und pirsche selbst tiefer in die Schluchten hinab, wo ich einen alten Bekannten habe, der mich schon zweimal genarrt hat. Ich hoffe, daß der Gerad der großen Kälte wegen in den felsigen Osthängen stehen wird, wo die Sonne zuerst hinkommt. Mir ist es auch lieber, aus dem kalten Schnee herauszukommen und die ersten warmen Strahlen zu suchen. Gerade überschreite ich den Felskamm über den weitgedehnten Stech-

eichendickungen, da fahre ich unwillkürlich zusammen, weil ich unvorsichtigerweise einen Stein löste, der, von Fels zu Fels springend, in die Schlucht hinunterpoltert. Keine fünfzig Meter unter mir aber bricht es gewaltig in der Dichtung. Dann wieder Totenstille. Vergebens suche ich die schirmartig sich breitende Mauer mit den Blicken zu durchbohren, da höre ich wieder Aste krachen, das Rauschen des dürrn Laubes und den hellflirrenden Schlag abrollender Steine. Der Gerau, denn nur ein solcher kann es in diesem halbsbrecherischen Gelände sein, zieht spitz von mir fort grade auf den Felskamm zu, wo die Sonne soeben hochkommt und mir blendend entgegenscheint, daß ich nicht viel mehr erkennen kann als den fahlen zackigen Grat. Plötzlich steinelt es! Mit der Hand die Augen schirmend, sehe ich den wilden, weißbemähten Gerau den nadelscharfen Kamm mit Leichtigkeit erklimmen. Und dann verhofft er. Ich liege längst auf dem Bauch und versuche das Zielfernrohr einzurichten. Es mißlingt! Verflucht! Die Sonne blendet zu sehr. Wut und gleichzeitig die Angst, das langersehnte Wild zu verlieren, peitschen mir die Nerven auf. Das Blut hämmert in den Adern. Der Gerau steht noch immer wie eine Statue und starrt zu mir herüber. Ich kann ihn nicht entkommen lassen, ich muß schießen. Ob ich drauf bin oder nicht. Schließlich glaube ich die Umrisse des Wildes im Fernrohr zu erkennen, steche ein und ziehe ab, ohne zu wissen, ob ein Felsblock oder der Gerau im Zielfernrohr zu sehen war. Auf den Schuß gellt vielfaches Echo in den Felsen. Dann Grabesstille, ich repetiere durch! Teufel! Der Gerau steht noch immer, wendet dann kurz um und verschwindet mit lautem Geprassel nach unten. Wieder lastet Todesstille ringsum, dann tost es noch mal in den Büschen. Einmal scheint das schlagende Geräusch dreißig Meter vor mir, mal über mir und manchmal tief unter mir zu sein. Aber dann ist alles still. Eine ganze halbe Stunde warte ich noch, dann kletterte ich ganz leise zurück, um Wang zur Nachsuche zu holen. Wegen des übersteilen Geländes kann der Jäger zuerst den Anschuß nicht erreichen und rollt eine ganze Batterie von Steinen in die Tiefe. Einige Male fahre ich zusammen, vermeine ein Stück Wild flüchten zu hören, aber immer wieder sind es nur die Felsblöcke, die unsichtbar dröhnend nach unten fallen. Mir entschwindet die Hoffnung. Langsam kletternd verschwindet Wang in den dunklen Stecheichen. Mit gespannten Sinnen beobachte ich, die Minuten werden mir zur Ewigkeit, dann erscheint der Jäger auf einem aus der Dichtung heraus-

springenden Felsen und schüttelt bedenklich den Kopf. Nun dirigiere ich ihn gewaltsam zum Anschuß hinauf. Zwanzig bis dreißig Meter muß der arme Kerl durch das lockere, fast senkrechte Felsgewirr klettern. Noch zehn Meter, dann muß er am Anschuß sein. Aber so weit kommt er gar nicht. Denn auf einmal bückt er sich, nimmt etwas in die Hand, bückt sich wieder, und wie ein Schweißhund mit tiefer Nase saust er wieder in schräger Richtung in die Tiefe. „Siehst du Schweiß“ schreie ich ihm an — und „viel Schweiß, guter Schweiß“ ruft er zurück. „Soll ich kommen?“ „Ja!“ Und schon breche ich mir Bahn nach unten. Nach wenigen Minuten halbrecherischer Kletterei höre ich Wangs gellenden Weidruf durch die düstere Dichtung schallen: „Tasela, tot, verendet.“ Wir stimmen ein Freudengeheul an, das sich mit dem Getöse abrollender Steine vermischt, und dann liegt der kapitale Cerau mit bestem Blattschuß vor mir. Ein Ungetüm von zottigem Aussehen, das noch im Tode den Eindruck von unbändiger Kraft und Wildheit macht. Wie ein starkes Wildschwein, so kantig und robust wirkt diese hirschgroße Felsantilope. Schwermütig liegt der lange Kopf zur Seite und im kapitalen Dolchgehörn spiegelt sich die Sonne. Weidmanns dank!

Der Gambar ist das heimlichste Buschdschungelwild, das ich kenne. Er wurde im eigentlichen Tibet bisher noch nie von weißen Forschern erbeutet. Wenn man in Ermangelung guter Jagdhunde auf die stille Jagd, die Pirsch und den Ansitz angewiesen ist, so muß man schon im frühen Dämmerchein auf dem Posten sein, um das unglaublich vorsichtige Dichtungswild auf Lichtungen und Halben beim Einwechseln in seine Tageseinstände mit Erfolg abfangen zu können.

Vom tropischen Indien kommend, ist der riesige Gambarhirsch, den meridionalen Stromfurchen folgend, bis tief nach Tibet eingedrungen. In seinem heimlichen Wesen hat der Hirsch seine tropischen Dschungeleigenschaften noch völlig beibehalten. Nachts tritt er auf Blößen und Wiesen, wechselt aber vor Tau und Tag wieder in sichere Deckung zurück, wo die dichten Stecheichenwälder, deren Einzelbäume sparrig und vielteilig verzweigt sind, seinen bevorzugten Einstand bilden.

Solche und ähnliche Feststellungen habe ich in den letzten Wochen viele machen können.

Jetzt hoche ich auf hoher Felswarte im Walddale von Leh bei Batang. Dolan sitzt zweihundert Meter weiter auf einem Felsen

und sichert hinab auf die wüste Dichtung, die uns langsam zugetrieben wird. Mehrere Stunden ist das Treiben nun schon im Gange, ohne daß sich ein Stück Wild gezeigt hätte. Wahrscheinlich fühlen sich die Gambars in der Dornenwüstenei so sicher, daß sie einfach liegen bleiben oder — durch die Treiberkette zurückbrechen. Eine Stunde gebe ich noch zu und steige dann selbst in die Dichtungen hinab, um mich von der Hoffnungslosigkeit des Treibens selbst zu überzeugen.

Raum aber bin ich einige hundert Meter durch die fast undurchdringliche Wildnis schräg nach unten gepircht, da berene ich fast den groben Unfug, denn das Schußfeld ist minimal und die drahtigen Lianen und Dornengestrüppe gestalten das Vorwärtsarbeiten zur Qual. Dann erheben sich schroffe Felsäulen, zwischen deren Schründen sich wieder Dichtungen ausbreiten. Dorthin bahne ich meinen Weg, bis die Felsen erreicht sind und ich einen besseren Überblick gewinne. Hier muß Wild stecken! Überall stoße ich auf frische Gambarfährten und Betten, die so groß sind, daß eine Kuh darin gelegen haben könnte. Nachdem die höchste Felskuppe erklimmen ist, mache ich mich schußfertig und beginne, in die Hände zu klatschen, um das Wild aufzuscheuchen. Da rauscht es in den Büschen und bricht unter mir fort. Laut krachen die morschen Stecheichen! Endlich auf hundert Meter steil unter mir, sehe ich die Büsche hin- und her-schlagen und folge mit angeschlagener Büchse dem flüchtenden Wilde. Zwanzig bis dreißig mächtige Fluchten, dann glänzt es schwarz und leuchtet rot durch die Büsche und in langen gewaltigen Sägen jagt ein mächtiger Gambarhirsch über eine kleine Lichtung dahin. Zeit ist nicht zu verlieren, einen Meter vorhaltend reiße ich durch. Der Gambar zeichnet gut, bricht zusammen, wirft den langen schwarzen Wedel senkrecht in die Luft, ändert seine Richtung und ist, noch ehe die nächste Kugel in die Kammer gleitet, über einen Seitenkamm verschwunden. Ich zweifle nicht, daß der Gambar mit gutem Schuß liegen muß.

Dann geht's zum Anschuß. Mit einem solchen Wirrwarr von übereinandergeschobenen und durcheinandergeworfenen Felsbrocken hatte ich jedoch nicht gerechnet. Die alles überdachende, dichtverfilzte Dornendichtung gestattet keinen freien Ausblick, so daß ich mir im dumpfmodernen Halbdunkel meinen Weg wie durch einen Tunnel bahnen muß. Obendrein ist die Menge frischer Gambarfährten verwirrend, dabei finde ich Bett neben Bett und Losung neben Losung. Mir schwindet die Hoffnung! Auf diese Weise ist es un-

möglich, die Anschußrichtung beizubehalten. Im wirren Umherraten ist es nur die Sonne, deren Strahlen schwach hindurchschimmern, die die Arbeit etwas erleichtert. So bleibt mir nichts übrig, als auf gut Glück das Dornendorado zu durchsuchen. Vergeblich! Nach einer Stunde kommt mir Wang, der den Schuß gehört hatte, zu Hilfe, und dann versuchen wir zusammen, die Dichtung zu durchbrechen. Vier Stunden später müssen wir die Zwecklosigkeit des Unternehmens einsehen, brechen die Nachsuche aber erst ab, nachdem auch die Hunde versagt haben und wir den wildschäumenden Flußlauf, von dem der kranke Sambar mitgerissen sein könnte, auf Kilometerlänge abgesucht hatten.

Diese Scharte muß ausgewetzt werden. Mit noch größerer Energie setze ich in den nächstfolgenden Tagen alles daran, das Glück zu zwingen.

Schneetauben (*Columba leuconota*), blendend weiß wie glitzernde Demanten, kreisen in großen Schwärmen über uns und streichen an den Felswänden entlang. Im Talbett schäumt das kristallklare Naß in wilden Katarakten über die Felsbänke, die im glitzernden Sonnenlicht phantastisch schön anzuschauen sind und meterhohe Hauben blendenden Eises aufgesetzt haben. An den Schluchtwänden hängen gigantische, fünf bis sieben Meter lange baumstarke Eiszapfen herunter, die den Eindruck einer zauberhaft schönen Tropfsteinhöhle erwecken. Rasch steigt das satthelle Band der Abendsonnenstrahlen an den himmelragenden Felsdomen empor, langsam sinkt die Sonne den westlichen Gipfelzacken entgegen und nimmt den Farbenzauber der Landschaft mit sich fort. Was bleibt, ist ein eisiges, dumpfes Schluchttal, vom bitterkalten Paßwind durchweht. So gebe ich dem Pferd die Sporen, biege in ein schroffes Seitentälchen ein und folge einer tiefgefurchten Erosionsrinne nach oben, bis die untere Baumgrenze, wo die dunklen Märchenwälder beginnen, erreicht ist. Hier versagt das brave Pferd seinen Dienst und wird gekoppelt. Zu Fuß geht's weiter bergan, bis die markanten Formen einiger alter Sambarfährten fest umrissen im Erdreich stehen.

Der volle Mond steht als silberne Scheibe über den platinfunkelnden Hochgebirgsriesen. Leise schleicht die Nacht heran. Geisterhaft bleich fallen die Strahlen durch dichtes Gezweig und beleuchten den Weg durch die vereiste schlafende Wildnis. —

Zum Lager zurückgekommen wird beim gemeinsamen Abendmahl der Schlachtplan für den kommenden Tag geschmiedet. Zwei

Stunden vor Hellwerden muß aufgebrochen werden, wenn es mit dem Sambar Klappen soll. —

Bitterkalt gleist der Mond gespenstisch hernieder. Riesenhaft ziehen unsere grotesk verzerrten Schatten vor uns her den steilen Berg hinan. Totenstille herrscht ringsumher, nur das taktmäßige Schlagen der Pferdehufe klingt hart durch die unheimliche Stille der langen Winternacht. Gute eineinhalb Stunden folgen wir dem „großen Weg“ bergauf, bis der Mond hinter den Bergen verschwindet und wir für wenige Minuten völlig im Dunkeln reiten. Dann plötzlich heben sich die Umrisse der Schneeberge am östlichen Himmel ab. Ein matteller Schein überglänzt die Bergdome, gewinnt zusehends an Ausdehnung und nimmt Farbe an. Nun wird es Zeit! Der Tibetier führt die Pferde zurück, während Wang und ich so rasch es eben geht, durch einen Wust von mannshohem Gras und Dornensträuchern, die von mächtigen weitausladenden Stecheichenbeständen überschirmt werden, hangan steigen. Die Dämmerung bricht an und beraubt die verzackten, knorrigen, kohl-schwarzen Stümpfe der verbrannten Stecheichen ihres geheimnissvollen Schleiers. Im matten Glanz der Sternennacht hatten sie alle wie gespenstige Sambars mit riesenhaften Geweihen ausgesehen. Fauchend bläst der Gletscherwind von den Höhen hernieder und bewegt die langen gelbgrauen Büschel der Schmelengräser, daß sie uns ziehendes Wild vortäuschen.

Im Halbdunkel spricht der Jäger mit imponierender Sicherheit eine Geraufährte an. Es ist nicht leicht die Fährte des Sambars von der fast gleichgroßen des Geraus zu unterscheiden. Der Unterschied beider Trittbilder besteht darin, daß die Fährte des Sambars mehr noch als diejenige anderer Hirscharten an den Schalenenden abgerundet ist, während die des Geraus scharfkantig, eckig und gespreizt im Boden steht. Wir pirschen, so behutsam wir können, parallel zum Hang und müssen alle Sinne wachhalten, da das hohe Gras stellenweise bis über unsere Köpfe reicht. Der Überblick ist denkbar schlecht. Bald finden wir eine ganz kapitale, brandfrische Sambarfährte und folgen ihr mit überlegener Ruhe, bleiben alle zehn bis zwanzig Schritt stehen, um das Gelände ringsum scharf abzusuchen. Dann stehen wir vor einem Sambarlager, wo das hohe Gras in weitem Umfange plattgewälzt zu Boden gedrückt ist. Hier muß sich das starke Stück in der vergangenen Nacht niedergetan haben, denn die Losung, die wir im Bett finden, ist noch ganz frisch.

Noch vorsichtiger geht's weiter. Die Fährte steht schräg nach unten auf einen dichten Stecheichenbestand zu, der noch im düsteren Halbdämmer liegt. Wieder wird eine längere Beobachtungspause eingelegt. Beide äugen wir über das Grasdschungel hinweg nach unten und versuchen das Halbdunkel des Urwaldes zu durchbohren. Auf einmal macht eine Schar weißer Ohrfasanen einen Höllenlärm! Anscheinend können sich die Vögel vor cholerischen Zornausbrüchen nicht genug tun. Irgend etwas muß da unten los sein. Mehrere Minuten schon starre ich stur und unüberwandt dorthin, wo die Fasanen auf zweihundertfünfzig Meter in einem fort herumgackeln. Plötzlich fällt mir eine dunkle Masse auf, die die Formen eines Wildkörpers hat. Durchs Glas ist auch nicht mehr festzustellen als mit bloßem Auge. Wird wohl ein Stein sein, der mich da narrt. Aber sicher bin ich meiner Sache nicht, da es noch zu dämmerig ist, um mit Gewißheit ansprechen zu können. Da, zum Teufel auch, der Stein bewegt sich! Leise reicht der treue Wang mir die Büchse zu. Im Zielfernrohr erkenne ich Schalenwild, allem Anschein nach ein Moschustier. Ich schleiche einige Schritte nach vorn, um den Grashalmen, die mir im Gesichtsfelde stehen, zu entgehen. Dann visiere ich nach unten, wo sich das vermeintliche Moschustier bewegt. Da sehe ich einen langen schlagenden Wedel, der von rotem Spiegel umrahmt ist. Ein Sambar! Rasch kämpfe ich die wallende Erregung nieder. Nur ruhig, ruhig, ruhig! Die Entfernung ist ver-teufelt weit. Ich halte das Stück für ein Kalb, da sein Spiegel kaum über das Gras hinausragt. Nun behalte ich das Stück, das in starrem, völlig unbeweglichem Sichern wie angewurzelt steht, fest im Zielfernrohr, bin wieder eisige Ruhe und warte darauf, daß es sich breit stellen möge. Verflucht, da bewegt es sich vorwärts und wäre mit wenigen Schritten auf Nimmerwiedersehen in der Dichtung untergetaucht, wenn ... Nun deutscher Waidmann, verzeih mir! Das Fadenkreuz taucht spitz von hinten in den roten Spiegel unter, in heller Verzweiflung ziehe ich ab. Weder Zeichen noch sonst ein Anzeichen, das über den Sitz der Kugel Aufschluß geben könnte, ist zu sehen. Aber das Stück verhält. Im gleichen Augenblick liegt die durchrepetierte Büchse wieder an der Backe. Raus haut die zweite Kugel. Nach ein paar Schritten wird das Tier ganz lang und steif und taucht unter. „Dadala“ getroffen, entfährt es uns jauchzend zugleich. Wir beschließen, die Nachsache sofort zu beginnen, da das Stück mit Weidwundschuß nicht weit ziehen wird, ehe es sich nieder-

tut. Also klettern wir steil nach unten los. Hundert Meter vom Anschuß sehe ich eine Bewegung in den Büschen, ohne daß die Zeit gereicht hätte, eine weitere Kugel anzubringen. Heimlich stehlen wir uns zum Anschuß, wo nur Schnitthaar, aber kein Tropfen Schweiß zu finden ist. Dann stelle ich Wang so an, daß er die Grasflächen übersehen kann und drücke die Dichtung, in der das kranke Wild entschwand, auf den Tibeter zu. Mit schußfertiger Büchse, halb im Anschlag, trete ich in die mannshohe leidlich übersichtliche Dornendichtung. Nach zehn Schritten schon geht das Tier in wahrhaft gewaltigen Fluchten vor mir hoch. In ungeheuerlichen Sprüngen setzt der schwere Hirsch mit polterndem Krachen über die Büsche, daß man ihn für völlig gesund halten könnte. Wie einen Schrotschuß, so werfe ich die Kugel hinterher, renne, springe durch die Büsche, repetiere gleichzeitig und will ihm den Weg abschneiden. Es gelingt! Noch einmal sehe ich auf vierzig Schritte den roten Spiegel leuchten. Mit erhobener Fahne rast der Sambar, da erreicht ihn die vierte Kugel. Jetzt sehe ich das erste Zeichen: Die Fahne klappt im Schuß nach unten und der Sambar verschwindet. Langsam und siegesgewiß folge ich der Fährte, höre schlegeln und stehe bald vor dem verendenden Wilde, einem kolossalen weiblichen Stück, das sich in seiner dunklen Decke trefflich ausnimmt. Die erste Untersuchung gilt dem Sitz der Kugeln. Wir finden sie alle vier. Die beiden flüchtigen Schüsse durchs Zielfernrohr machen mir ganz besondere Freude. Die erste dieser beiden Kugeln sitzt Zentrum Spiegel, die zweite, nur drei Zentimeter davon entfernt, hat die Wurzel der langen Fahne, den ganzen Wildkörper, kleines Gescheide, Leber, Lunge und Herz glatt durchschlagen. Später finden wir sie am Blatt unter der Decke wieder. Mit Anstrengung aller Kräfte (der Sambar wiegt zweihundertsiebzehn Kilogramm), ziehen wir die herrliche Beute auf eine offene Stelle und halten Totenwache, bis ich Wang ins Tal schicke, um Pferde zum Abtransport zu holen.

Ich schlafe bald neben meiner Beute ein, bis die Tibeter gegen Mittag mit drei Pferden und einem Esel erscheinen und mich wecken. Sie sind alle außer sich vor Freude, da sie wissen, wie mühevoll und schwierig die Jagd auf dieses nächtliche Hochwild ist. Während ich an die Vermessungsarbeiten gehe, macht sich Wang mit den mächtigen Tränendrüsen zu schaffen, aus denen er ganze Klumpen harzig wohlriechenden Sekretes entfernt. Dabei hält er mir einen tierphysiologischen Vortrag und behauptet, daß die Tränendrüsen des Sambars

nächtlicherweile als Augen dienten, weil die Lichter nur für Tagessehen geeignet wären. Das Sekret verabfolgen die Tibeter als hochangesehene Medizin, wenn es „Zwischen Herz und Magen“ wehtut.

Die blutige Arbeit nimmt einige Stunden in Anspruch. Dann ziehen wir gemeinsam zum Lager hinab, um den Rest des Tages zu präparieren und Tagebuch zu schreiben.

Am nächsten Morgen sind wir wieder lange vor Tagesanbruch auf den Beinen und reiten denselben langen Pfad im Glanz des Vollmondes zu den Grasblößen hinauf. Eines Uhus dumpfe Stimme schallt zum letzten Male aus den Felswänden. Wir schlagen uns durch die Dornenhalden nach oben. Bald genießen wir einen wundervollen Rundblick über Grasdschungel, Brandschläge und uralte Stecheichendickungen, die der Waldbrand vor vielen Jahren aus irgendeinem Grund unversehrt gelassen hat. Anschließend pirschen wir noch zwei volle Stunden, kriechen durch die Dornen und beobachten, ohne daß ein Stück Schalenwild vor die Büchse kommt. Alsdann suchen wir nach Sambarart ein Lager, schieben uns in die Büsche ein und tun es dem Wild gleich. Wir verschlafen die Stunden von neun Uhr morgens bis drei Uhr nachmittags.

Vor Kälte fröstelnd wachen wir auf. Lange Schatten mahnen zur Abendpirsch. Wie der Sambar seine Decke schüttelt, wenn er sein Lager verläßt, so klopfen wir uns das dürre Gras aus den Haaren, ziehen uns die ärgsten Dornen aus Armen und Beinen und schieben uns ganz langsam voran, als ob wir selbst auf Lösung ziehen wollten. Die Sonne steht noch verhältnismäßig hoch. Wir haben Zeit, sehr viel Zeit. Wir setzen uns auf einen gefallen moosüberwucherten Riesenstamm. Der Tibeter entblößt seinen bronzebraunen Oberkörper und sucht in seinem Filzrock nach Läusen, während ich die letzten Sonnenstrahlen des winterlichen Spätnachmittags in Vorahnung einer kalten Nacht in mich aufsauge.

Meine Blicke schweifen hinauf zu dem ewig endlosen Gemälde der Hochalpenwelt. Ich sehe die hellen Schwärme der Schneetauben vorüberziehen, bis sie in flammender Ferne von der Weite des unendlichen Raumes verschluckt werden. Meine Gedanken ziehen im Kreise der Erinnerungen wie eine ständig sich drehende Gebetsmühle, und meine Hoffnung flattert voran, wie die wehenden Gebetsfahnen auf den unsichtbaren Pässen über mir. Ich sehe zwei Lämmergeier kreisen, goldüberflutet schimmert ihr heraldisches Gefieder im funkelnden Licht der schrägen Sonnenstrahlen. Von den Eisriesen herunter,

wo ich vor einem Monat auf der Fährte des roten Hirschtes lag, schimmert der weiße reine Schnee und verschlingt mit seinem spiegelnden Glanz die scharfen Umrisse der karstigen Hochalpen. Dann schwindet die Sonne, die Luft wird eisig und die Konturen der Berge zeichnen sich im Schattenriß markant und gewaltig gegen das flutende Licht des tibetischen Himmels. — Auf! Mein Jäger schlägt vor, tief unten im Tal am brausenden Sturzbach entlang zu pirschen. Ich willige ein, denn bei der seit Monaten schon anhaltenden Trockenheit ist es leicht möglich, daß die Sambars in der Nähe des Wassers ihren Tageseinstand gesucht haben. Steil ist diese Pirsch und unerquicklich, denn die Übersicht ist nur gering und die Hoffnung schwindet wieder, obschon wir eine Menge frischer und alter Sambarfährten finden. Wieder stehen wir und lauschen. Wie der flüchtige Schatten eines Augenblicks, so stürmt reißenden Fluges ein alter Hühnerhabicht beutesuchend über dem Dach der Stecheichen dahin.

Plötzlich murmelt es unten im Tal, als ob Gnomen erwachten und die Elfen jammerten. Und dann singt es und pfeift es, und ehe wir uns versehen haben, naht es heran wie die wilde Jagd. Fauchend und rauschend, bebend und johlend brausen diese wilden Sturmrosse in schwindelndem Galopp über das vor Sekunden noch schlafende Tal hinweg. Wir stehen starr, mehr verwundert als verängstigt unter dem Eindruck dieses Sturmes, der da heranzieht mit tosendem Gebrüll. Und schon hat er auch uns erreicht. Aste krachen, fallende Bäume dröhnen und lassen die Erde schwingen. Jetzt ist keine Zeit mehr für romantische Betrachtungen. Vor uns entspinnt sich ein schrecklicher Kampf. Fauchend fährt der Wind in die sparrige Krone einer viele hundert Jahre alten gewaltigen Fichte. Tausend schlagen die Böen in ihr dunkles Astgewirr. Der alte Baum zittert, Stamm und Wurzeln stöhnen und ächzen im Todeskampf mit den Dämonen des Windes. Die Krone schwankt wie der Pendel einer riesigen Uhr, deren Gehwerk der Spannung ihrer rostigen Feder nicht mehr standhalten kann. Immer toller greift der wilde Sturm ein, überall krachen die Bäume zusammen und knicken wie Streichhölzer um uns her. Wir drücken uns dicht an einen Felsen, der uns vor den fallenden Bäumen schützen soll. Chaos um, unter und über uns. Ein Höllenlärm. Und noch immer kämpft die alte Riesenfichte um ihr Leben, bis splitternd und dröhnend ihr mächtiger Leib mit ohrenbetäubendem Krach erst langsam und dann rasend schnell zur Erde sinkt. Der Riesenstamm durchhaut die

Kronen der Steicheichen. Äste sausen wie Geschößsplitter um uns her. Mit dumpfem Schlag ist die Tragödie beendet.

Wir stehen im rasenden Taumel befangen, und, da wir uns wenden, ist der Sturm gegangen, so wie er gekommen war — wild und schrecklich.

Unheimliche Stille umfängt uns wieder. Hunderte von Bäumen sind gefallen.

Neben den hundert Toten stehen aber Millionen Lebendiger. Sie werden wieder grünen und weiterfruchten. Was uns eben zutiefst ergriff, das bedeutet nur ein leises Schwingen für den ewigen Bestand des schwarzen tibetischen Urwaldes. Fast bereue ich, daß der Sturm so schnell vorüberbrauste, durfte ich doch einmal Urmensch sein in machtloser Abwehr gegen ein tobendes Element.

Die Pirsch geht weiter bis der Abend herabsinkt und wir den Pfad erreichen, wo mich Dendru mit meinem Rappen erwartet. Ich gebe dem Tibeter mein Glas und die Kamera, schwinde mich in den Sattel und wende das Pferd. Mir liegt noch etwas von dem Sturm in den Knochen, so folgt in stockdunkler Nacht einer der herrlichsten und wildesten Ritte, die ich je erlebt. Vornübergebeugt hänge ich in kurzen Bügeln dem Pferd auf dem Hals, halte die Zügel fest und treibe das Tier zum Galopp. Über uns thronen die Wände und unter uns gähnen schwarze gurgelnde Schründe. Der Weg ist oft nur wildwechselähnlicher Saumpfad, aber die Funken fliegen unter den hartschlagenden Vorderhufen. Wie der Sturmwind, der vor Stunden das Tal hinaufjagte, so hegen wir hinab. Den Kopf nur einen halben Meter über der steinigen Bahn, so galoppiert mein Schwarzer in stockdunkler Nacht ebenso sicher wie ein Pferd zu Hause auf der Aschenbahn. Jeder vernünftige Reiter würde mich für irrsinnig halten, jeder europäische Gaul hätte längst die Knochen gebrochen und läge samt Reiter irgendwo da unten in der Schlucht. Aber mein Rappe ist wie ein Wildpferd. Er freut sich mit mir dahinzufliegen, und springt so sicher, daß ich kaum Hilfen zu geben brauche. Nur ab und zu flemme ich die Zügel fester zwischen die Finger. In einer halben Stunde haben wir das Lager erreicht. Zwei Stunden später kommen meine Jäger an.

Der folgende Morgen beschert mir den kapitalen Sambarhirsch. Der Mond steht schon tief und im Osten fängt es bereits an zu dämmern. Wang und ein Tibeter sind meine Begleiter. Die Pferde müssen hergeben, was in ihnen steckt, abwechselnd trabend und

galoppierend, erreichen wir in Dreiviertelstunden den riesigen Kilometerlangen Brandschlag, auf dem wir gestern einen starken Hirsch gefährtet hatten. Die Sonne steigt schon an den hohen Felsen der Gegenseite ins Tal hinab. Da klettern wir durch die dichten Stoecheichendickungen nach oben, bis der Wald sich lichtet und die Brandflächen an seine Stelle treten. Trotz der vorgerückten Tagesstunde machen wir unsere Cache so vorsichtig, wie es irgend geht. Erst pirschen wir durch den Graswust an der Waldblante entlang, steigen dann höher hinauf, wo sich eine lange, mit schütterem Buschrhododendren bestandene Grashalde dehnt, in der ich den Sambarvermute. Gerade brechen wir uns im Unterholz Bahn, da finde ich die frische Fährte von dem Kapitalen und gleich daneben breitet sich ein Lager mit glänzender Losung, die im Innern noch warm ist. Die Fährte steht in Pürsrichtung den Hang hinauf, den wir fünfhundert Meter weit übersehen können. Jetzt heißt es aufpassen! Nur nicht hegen! Schritt für Schritt geht es hinan, bis mein Tibeter nach vorn auf einen großen schwarzen Klumpen deutet, der auf zweihundert Meter aus der Dickung hervorschaut. Das Glas fliegt hoch. Hubertus hilf! Dort steht schwarz und wuchtig ein gewaltiger Sambarhirsch, dessen schlohweiße Enden blitzen. Starr sichert er auf uns herab. Ich bin ganz ruhig, lasse mich langsam nieder, stütze die Arme auf die Knie, daß ich nur den mächtigen Hals und den Kopf mit dem flobigen Geweih erkennen kann. Fest saugt sich das Fadenkreuz, dann bricht der Schuß. Das mächtige Wild überschlägt sich im Knall und rollt den Abhang hinunter. Einige Sekunden später knie ich vor der kapitalen Beute und weiß vor Freude nicht, was ich machen soll. Immer wieder greife ich in die schwarzen, gut geperlten Stangen und klopfe Wang auf die Schulter. Stundenlang sitzen wir bei dem edlen Wilde, dann müssen wir die harte Arbeit des „Aus-der-Decke-Schlagens“ beginnen. — Im Abenddämmern desselben Tages erreichen wir Batang.

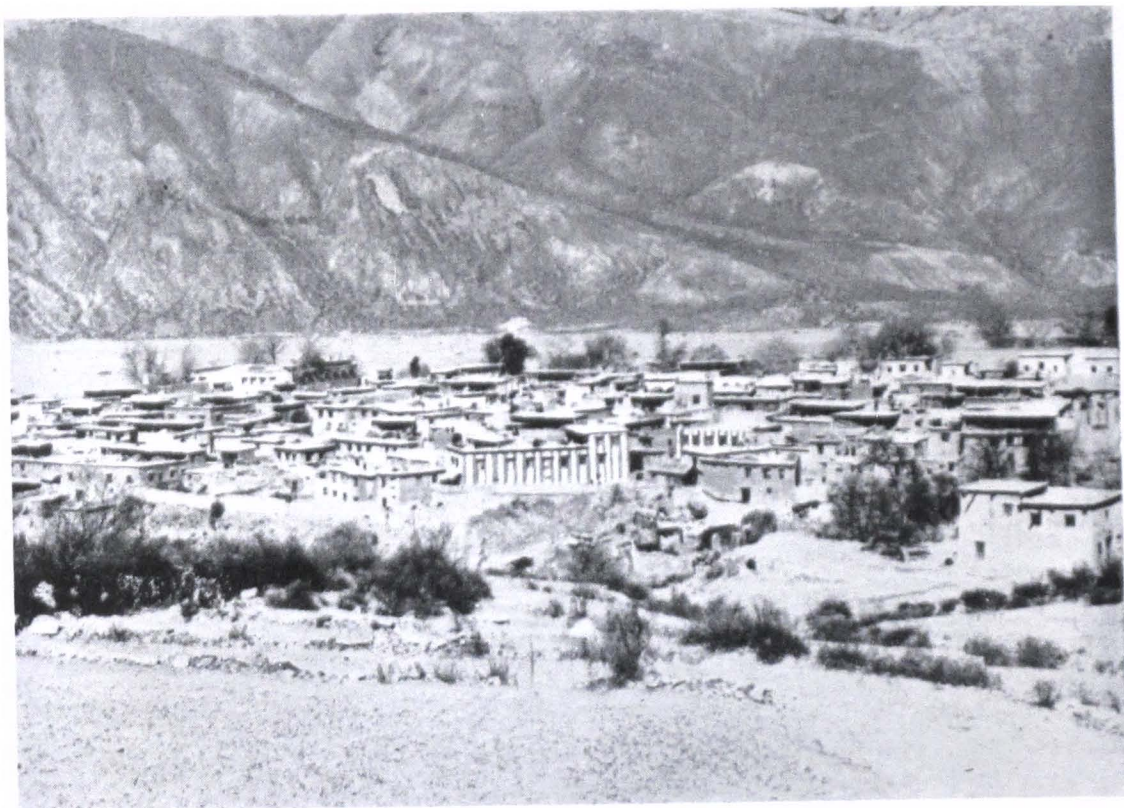
Batang ist eine der wichtigsten Städte Osttibets, obwohl nur etwa 2000 Menschen in seinen grauen, staubbedeckten Manern wohnen. Es nimmt unter den „Großstädten“ Tibets als Handelszentrum und militärischer Stützpunkt eine überragende Stellung ein. In Anbetracht der geringen Besiedlungsdichte Tibets, wo ein bis zwei Menschen auf dem Quadratkilometer wohnen, ist es nicht erstaunlich, wenn man diesen Ort auf jeder guten Karte von Asien eingezeichnet findet.

Batang war von Oktober 1934 bis Januar 1935 Hauptquartier und Standlager der Expedition. Schneller als erwartet, wurden die gewünschten Erfolge errungen und alle Ziele erreicht. Viele Kisten mit wertvollen Präparaten wanderten nach Tatsienlu zurück. So gingen die Wochen im Fluge dahin, bis das Weihnachtsfest nahte, von dem oben bereits die Rede war.

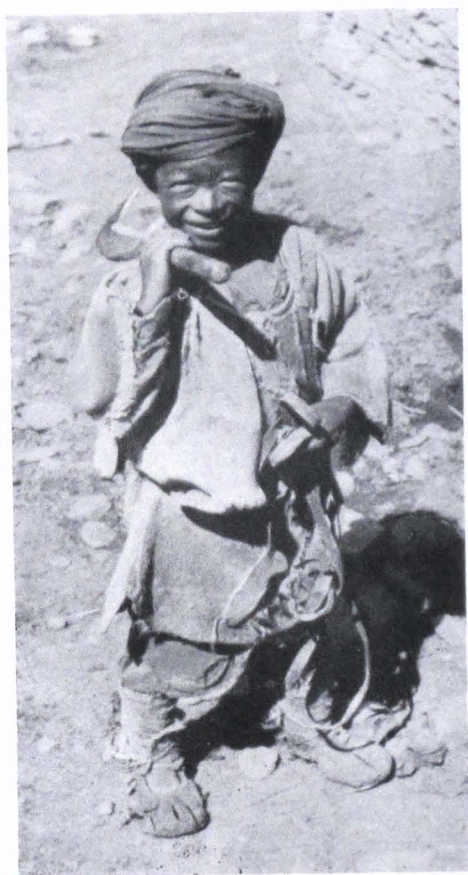
Schlicht und einfach begingen wir am heiligen Abend in der zusammengeschossenen Missionsstation eine kleine Feier. Es gab besseres Essen, einer der fünf Pullen Kognaks, die wir als Medizin mitgenommen hatten, wurde der Hals gebrochen, dazu wurden einige Zigarren und kleine Geschenke verteilt, die uns unsere Mütter heimlich eingeschmuggelt hatten. So waren wir selig. Den Weihnachtsbaum hatte ich vom Urwalde heruntergebracht und viel Zeit dazu verwendet, ihn in Ermangelung von Baumschmuck mit langwallenden Bartflechten und den buntesten Vogelbälgen zu behängen. Zur Feierstunde brannten chinesische Talgkerzen am Baum. Unsere Gedanken weilten bei den Lieben in der Heimat und durch die rohen Fensterländen hallten unsere inniggemeinten Weihnachtslieder hinaus in die tibetische Nacht.

Am ersten Feiertag luden wir zu einem kleinen Volksfest ein, an dem die ganze Bevölkerung Batangs teilnehmen sollte. Gegen Mittag fanden sich die festlich geschmückten Mädchen und Burschen mit großen Augen und unstillbarer Neugierde bei uns ein. Wenn die Tibeter auch keine geborenen Diebe sind, so liegt ihnen das Rauben doch im Blut. Es gibt nichts, was vor ihnen sicher ist. Einige gingen gleich daran, unsern Weihnachtsbaum restlos zu plündern.

Als Hauptattraktion des Tages war eine Tanzvorführung gedacht, zu welcher wir die sieben besten Tänzerinnen Batangs gewonnen hatten. In ihren bunten Gewändern mit den langen Ärmeln, die bis auf die Knie herunterhängen, führten sie mit schwermütig monotonen Stimmen die Tänze ihrer Heimat vor. Versunken sitzt ein Fiedelmann inmitten der Tänzer. Wehmütig schallen gedämpfte Melodien. Schwermut, Einsamkeit und Steppenzauber tönt aus den Liedern. Ihr Rhythmus ist einfach, dumpf und schlicht, aber doch so mitreißend, daß man gleich sein Pferd satteln möchte, um hinauszureiten in die Unendlichkeit der Steppe. Die mächtigen schafpelzbeleideten Tibeter stehen im Kreise herum, schauen auf die tanzenden Mädchen und trinken viel Wein dazu. Ein Schälchen wird schließlich auf den Boden gestellt, da nimmt die beste Tänzerin, sich rücklings überbeugend, die Schale mit dem Munde auf und



Batang



Zwergmensch aus der Yangtsechlucht



Die Vielmännerbraut

trinkt den Wein. Andere Akrobatenstückchen folgen. Eitel Freude herrscht bis tief in die Nacht hinein.

An einem der nächsten Tage laden uns die Tibeter zu einem ihrer größten Feste ein. Es ist der Sterbetag Tson-Kapas, des großen Reformators der lamaistischen Kirche und Stifters der gelben Lama-sekte. Am Abend erglänzen Kloster und Siedlung im Lichterschein von vielen tausend kleiner Butterlämpchen, die auf den Dächern und vor den Fenstern aufgestellt sind, um Tson-Kapa zu huldigen. Es ist ein sinniges Fest, das die Tibeter in Andacht begehen. Jungvolk schwärmt betend durch die holprig engen Straßen der alten Stadt, vor allen Türen sitzen die Mädchen zu zweit und dritt und singen ihre religiösen Lieder mit hellen Stimmen in die Nacht hinans. Zu diesem tibetischen Fest waren auch alle in Batang anwesenden Chinesen geladen, die sich am nächsten Tag dadurch erkenntlich zeigten, daß sie eine schmackhafte Reissuppe von Haus zu Haus trugen, um durch diese Handlung ihr Wohlwollen zu bezeugen. Wer in der Lage ist, seinen tibetischen Nachbar so zu beschenken, wird Wohlstand, Glück und Segen in seiner Familie erleben. Auch diese Sitte liegt in einer uralten Sage begründet.

Der chinesische Kaiser befand sich vor vielen hundert Jahren in einer wilden Barbarengegend auf Jagd, verfolgte ein seltenes Wild, wurde dabei von der Dunkelheit überrascht und konnte seinen Jagd- troß nicht mehr erreichen. Am späten Abend gewahrte er einen fahlen Lichtschein und ritt todmüde auf ihn zu. Da fand er in einer ärmlichen Hütte ein uraltes Mütterlein, das damit beschäftigt war, eine wässerige fade Reissuppe als Abendmahl zu kochen. Ohne sich zu erkennen zu geben, setzte sich der Kaiser nieder, langte tüchtig zu, blieb über Nacht in der Hütte und verschwand am nächsten Morgen, um die Seinigen wieder aufzusuchen. Nachträglich ließ der Kaiser die Greisin reichlich beschenken und ordnete fernerhin an, daß alle Chinesen von Zeit an, am Jahrestage dieses Ereignisses, den Tibetern Speise und Trank aus freien Stücken darbieten sollen.

Während wir nach dem Fest in den hohen Bergen forschten (S. 249 ff.), hatte Duncan eine neue starke Mannschaft tapferer Tibeter zusammengebracht. Unter ihnen befand sich auch Gegen-Utring, ein tibetischer Edelmann und dessen erstgeborener Sohn Chelä. Beide wollen, der Gefahren ungeachtet, mit uns in den unbekannten Norden hinaufziehen. Gegen-Utring beschließt aber, seinen Sohn noch vor der

Abreise schnell zu verheiraten, damit die Familie erhalten bleibe, falls Chelä nicht wieder in die Heimat zurückkehren sollte. Chelä wird also mit der ältesten Tochter eines Freundes seines Vater verheiratet und, da es sich hier um polyandrische Ehesitten handelt, werden alle seine Brüder gleichzeitig zu Ehegatten derselben Frau erklärt. Alle Kinder, die diese Frau einmal gebären wird, werden als Cheläs Eigentum angesehen, wobei es völlig gleichgültig ist, welcher der Brüder der natürliche Vater der Sprößlinge ist.

Unerwartet wird die bevorstehende Hochzeit eines Abends angekündigt, weil die Lamas die astronomisch günstigste Zeit für die Eheschließung auf die folgende Nacht festgesetzt haben. Auch gilt es festzustellen, in welchem Jahre des Tierkreises, in welchem Monat, an welchem Tag und zu welcher Stunde die zu Vermählenden geboren wurden, da die glückliche Vereinigung hiervon abhängig gemacht wird. Aus begreiflichen Gründen ist es völlig unmöglich, daß ein junger Mann, der im Jahre des Hasen oder des Schafes geboren ist, ein Mädchen heiraten kann, das im Tigerjahr das Licht der Welt erblickte. Dasselbe gilt, wenn das Mädchen im Jahre der Schlange geboren wurde. Man sagt allgemein, daß „Schlangen-“ und „Tigermädchen“ meist unverheiratet bleiben, da die Männer große Angst hätten, von solchen Frauen beherrscht zu werden.

Um elf Uhr nachts werden wir zu den Hochzeitsfeierlichkeiten gebeten. Zusammen mit noch vielen anderen Gästen werden wir zuerst von der festlich geschmückten Braut, den Brauteltern und Anverwandten bewirtet, bis die bis dahin völlig teilnahmslose Braut um Mitternacht in geradezu unsinniger Weise zu schreien beginnt. Für die Brautführer ist dies das Zeichen, ihre großen roten Plüschmützen aufzusetzen und sich in das Gemach der Braut zu begeben, um sie zum Hause des Bräutigams zu überführen. Die junge Frau hat sich indessen in eine an Wahnsinn grenzende Ekstase geschrien und ist von einer fanatischen Hysterie besessen. Ihr Gesicht ist völlig entstellt, Tränen rollen ihr über die roten Backen, sie schlägt um sich, heult und tobt, bis sie in eine Art irrsinnigen Schreikrampfes verfällt. Dann wird sie von den „Brauträubern“, den Freunden Cheläs und seiner Brüder, kurzerhand gepackt und in die Küche geführt. Dort verneigt sie sich dreimal vor Vater und Mutter, fällt vor der elterlichen Feuerstatt nieder und demütigt sich in gleicher Weise. Darauf wird sie in Seidenschleier gehüllt und von den jungen Männern zum Hause ihrer zukünftigen Ehegatten ge-

leitet. Auf der mondüberglänzten Straße sind alle Nachbarn zusammengelaufen, bilden Spalier und halten Schalen mit Wein, Milch und Butter als Opfergaben in den Händen. Diese werden von der Braut ergriffen und in die Luft geschleudert, um den Göttern Genüge zu tun. Im Hause der Schwiegereltern nimmt die Braut am Kopf der langen, reichlich gedeckten Tafel einen Ehrenplatz ein, den die Lamas als Symbol der Fruchtbarkeit mit geheiligten Gerstenkörnern in Hakenkreuzmustern ausgelegt haben. Später erhebt sie sich wieder und schreitet in die Küche hinaus, um sich vor der neuen Feuerstelle ebenso zu demütigen, wie sie es beim Eintritt in ihr neues Heim vor den Schwiegereltern getan hatte. Nun folgt das Festessen, das, von Spiel und Tanz begleitet, bis in den frühen Morgen hinein anhält.

Während der ganzen Zeit in Batang schwebt ein schwerer Schatten über der Expedition, der Schatten „Lösung Dendrus“, des gefürchtetsten aller Räubergeneräle dieses Landes. Die Überfälle in der Umgebung häufen sich von Tag zu Tag. Die Postläufer wurden dreimal hintereinander überfallen und ausgeraubt. Die Söhne einiger angesehenen Batangtibeter befinden sich in Gefangenschaft. Lösung Dendru hält sie als Geiseln fest und fordert unerhörte Geldsummen für ihre Freigabe. Darauf schickt der Kommandeur von Batang eine Kompanie Soldaten bis an die Grenze des Lingkeichilandes, wo Lösung residiert. Aber die Räuber weichen aus und stellen sich nicht zum Kampfe. Nun, da die Soldaten wieder zum Rückmarsch rüsten, erfolgt das Schelmenstück. Sie werden nachts überfallen, viele mit blankem Schwert getötet und der Hauptmann gefangengenommen. Am nächsten Tag wird der gefesselte Offizier zum Räubergewaltigen selbst gebracht, wo ihm mit Steinen die Goldzähne aus dem Munde geschlagen werden, ehe man ihn laufen läßt. Eines schönen Tages machte Duncan einen kleinen Ausritt, um ein paar Hasen zu schießen. Da werden vor seinen Augen zwei Frauen völlig ausgeplündert und die hinzueilenden Männer von den Räubern mit der blanken Waffe angegriffen. Tags darauf fallen hundert Räuber etwas oberhalb Batangs über eine große Karawane her, erschießen zwei Kaufleute und entkommen mit reicher Beute in den Bergen. Kurz, die Lage ist schwierig und nicht ganz geheuer.

Die eingeschüchterten Batangbürger reden sogar davon, daß Lösung Dendru Batang einnehmen und es dem Erdboden gleichmachen

wolle. Diese Nachrichten, die durch die völlige Abgeschlossenheit nur noch verstärkt werden, sind nicht dazu angetan, den Mut unserer Mannschaft zu heben; insbesondere aber nicht, weil die Männer wissen, daß wir auf unserm Marsch nach Norden das berühmte Linkeichiland durchqueren müssen. Das geht so weit, daß einige Schufte unter den Eingeborenen zur Meuterei auffordern. Da heißt es Durchhauen! Wir müssen unsern Männern Beschäftigung geben, damit sie nicht noch auf dümmere Gedanken kommen. Deshalb fassen wir trotz der ungeheuerlichen Winterkälte den Entschluß, schon Mitte Januar den Durchbruch nach Norden zu versuchen.

Wir machen daher große Pläne und beabsichtigen, die Engpässe des Linkeichlandes in einer einzigen Nacht zu durchreiten. Nach wenigen Tagen schon kommen unsere vorausgesandten Späher zurück. Sie berichten, daß drei harmlose tibetische Bauern, die einem gefangenen Chinesen zu Hilfe eilen wollten, dicht vor ihren Augen von den Räubern überfallen und getötet worden wären, so daß sie es nicht gewagt hätten, weiter ins Linkeichland vorzudringen. Weiter erzählen sie, daß Losung von einem wahren Blutrausch besessen wäre, da er täglich Hinrichtungen durchführen lasse und bei seinen Überfällen nicht mehr töte, um zu rauben, sondern seine Opfer aus sadistischer Freude am Blutvergießen abschlachten lasse. Auch nachts seien die Linkeichischluchten von Räubern dicht besetzt, so daß die Durchreise, auch wenn wir stark bewaffnet wären, keinesfalls empfohlen werden könnte. Nun wird uns kaum etwas anderes übrigbleiben, als den Versuch zu machen, das Linkeichland in weitem Bogen östlich zu umgehen, um, weglos-steglos durch die Hochalpen vordringend, nördlich des Räuberlandes wieder auf die große Karawanenstraße nach Derge zu stoßen. Trotzdem erwägen wir es noch einmal, ob es nicht ratsam sei, den Räubertyrannen durch Geld und Geschenke gefügig zu machen. Alle Tibeter jedoch, die schon einmal in ihrem Leben mit Losung (dessen Kopf schon vor zwanzig Jahren für vogelfrei erklärt wurde), zu tun gehabt hatten, raten uns, von den Geschenken abzusehen, da wir doch alle hinterlistig erschossen werden würden.

Gerade haben wir uns entschlossen, den endgültigen Reisetermin den verstärkten Mannschaften mitzuteilen, da tritt wieder ein Ereignis ein, das uns noch einmal zwingt, alle Pläne hinauszuschieben. Ein hoher chinesischer Offizier nämlich wird an der gleichen Stelle,

wo Wang und ich den in einem früheren Kapitel erwähnten dreizehn Räubern glücklich entkommen konnten, von denselben Banditen angefallen. Der Überfall erfolgte, als sich die Karawane des Offiziers durch Ermüdung einiger Tiere etwas in die Länge gezogen hatte und zwei Tibeter mit den ermatteten Maultieren zurückgeblieben waren. Die anderen waren schon um die nächste Felsbiegung verschwunden, als sie Schüsse hörten, zurücktritten und gerade noch zurecht kamen, um ihre von den Räubern hartbedrängten Kameraden zu retten. In guter Deckung schwärmten sie nach beiden Seiten aus, umzingelten die Räuber und machten ganze Arbeit. Zwei Räuber wurden erschossen, einer verwundet und fünf gefangen. Der schwer Verwundete entpuppte sich übrigens als einer der berühmtesten Unterführer Losung Dendrus. Obwohl sein Körper von sieben Kugeln durchbohrt war, lebte der zähe Kerl noch und bat in aller Ruhe um den Gnadenstoß, eine Bitte, die ihm auf der Stelle gewährt wurde. Allein die Tatsache, daß sieben Kugeln verwendet werden mußten, um diesen Räuber zu töten, wurde später von den Einwohnern Batangs als Beweis dafür ausgelegt, daß der Kerl voll von Teufeln gesteckt habe.

Die fünf gefangenen Räuber, von denen einer nachts noch fliehen konnte, wurden gezwungen, die abgeschlagenen Köpfe und rechten Hände ihrer Kameraden in grauenerregender Prozession nach Batang zu tragen. Um diese furchtbaren Trophäen hat es eine besondere Bewandnis. Schädel und rechte Hände im Kampfe gefallener Männer sollen im Glauben der Tibeter übernatürliche Kräfte ausstrahlen und ihren Träger befähigen, sich mit Geistern und Dämonen in Verbindung zu setzen. Entweder wird der säuberlich abgeschlagene und mit Silber ausgelegte Schädel als Trinkgefäß benutzt, oder er dient, mit Menschenhaut überspannt, als Trommel, um die Geister zu locken.

Die Fingerknöchelchen der schwertführenden rechten Hand dagegen werden zu perlenartig aneinandergereihten Schurzen zusammengefügt, die den Geisterbeschwörern und Teufelsaustreibern wichtigste Handhabe sind.

Mit der Einlieferung der Räuber im Hauptquartier von Batang verbreitet sich diese Nachricht wie ein Lauffeuer. Für uns steht fest, daß wir alles dransetzen müssen, die Hinrichtung der Räuber so lange hinauszuschieben, bis wir das gefährliche Linleichiland

hinter uns haben. Wenn vier seiner Gefolgschaftsleute als Geiseln in Batang sitzen, wird Losung Dendru keinen Angriff auf uns wagen. Sollten die Räuber aber doch enthauptet werden, solange wir noch in Batang sind, dann würden die Folgen unabsehbar sein.

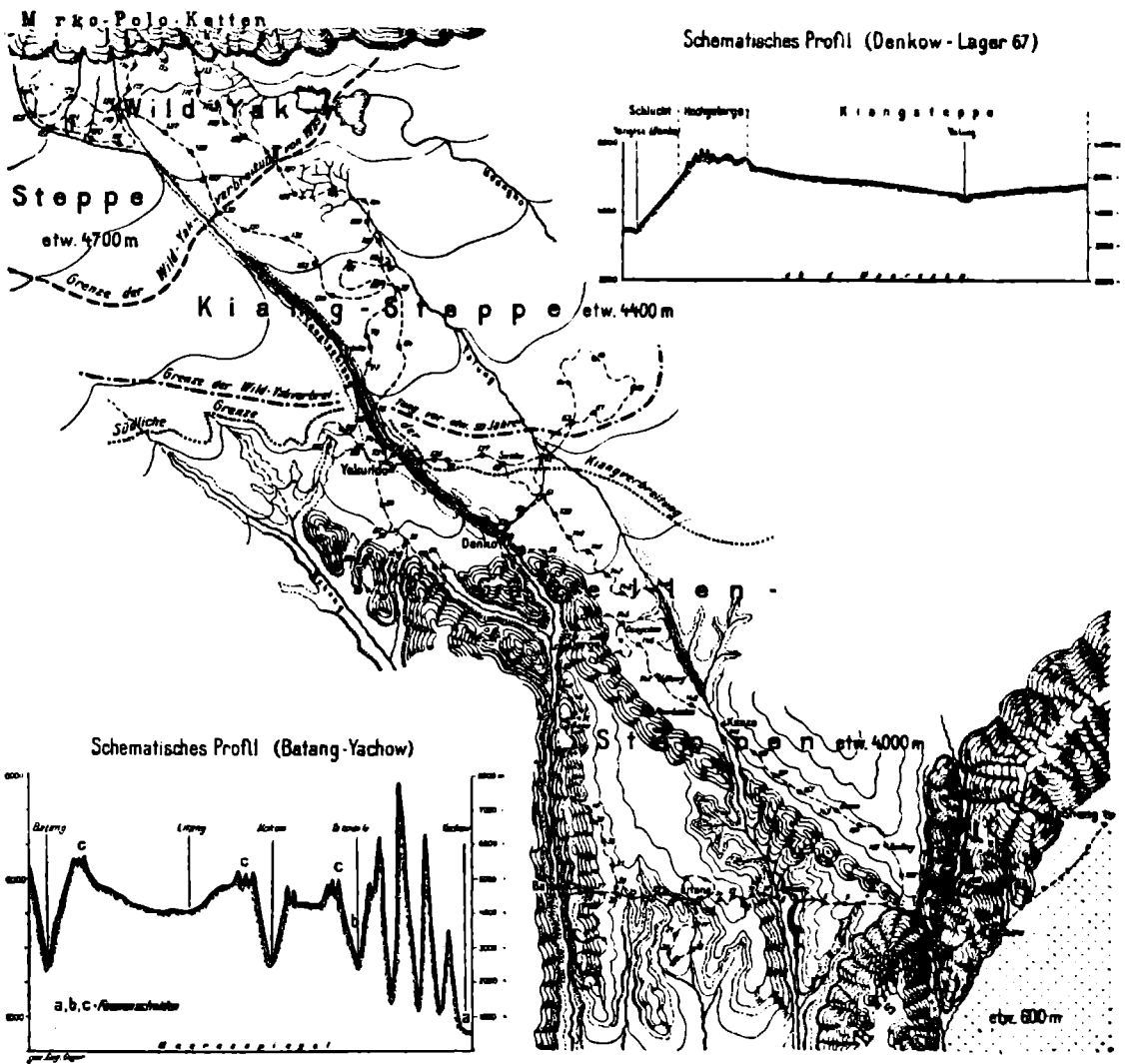
Also nehmen wir die Verhandlungen sofort auf. Im Hof des Hauptquartieres sind die Kopstrophäen der Erschossenen dem Hohn und Spott der gesamten Bevölkerung preisgegeben. Abscheuliche Szenen spielen sich ab. In der Zeit, bis unsere Karten zum Kommandanten gebracht werden, lassen wir uns ins Gefängnis führen, um die gefangenen Räuber selbst einmal unter Augenschein zu nehmen. Todesangst steht auf den bleichen Gesichtern der Gefesselten und ihre großen schwarzen Augen suchen uns zu verschlingen. Sie ahnen sicher schon, daß sie den nächsten Tag nicht mehr überleben sollen. Alle vier sind junge, fabelhaft gewachsene Tibeter. Beim Verlassen der Gefängniszelle ruft uns ein zwölfjähriger Bengel in Soldatenuniform lachend zu: „Morgen machen wir sie tot!“

Beim Kommandeur haben wir keinen Erfolg. Er gibt nur ausweichende Antworten, läßt sich auf keines unserer Argumente ein und verspricht nur, daß er uns eine starke Eskorte zur Verfügung stellen wollte. Im übrigen müsse er sich den Fall noch einmal überlegen.

Am nächsten Morgen steht auf dem Gerichtshof eine Kompanie Soldaten mit aufgepflanzten Seitengewehren. Vor dem großen Gerichtstisch sitzt der Kommandeur als Richter über Leben und Tod. Eine kleine Glocke wird geläutet, die Gefängniszelle öffnet sich, die vier Räuber werden vorgeführt. Es wird kurzer Prozeß gemacht. Die tibetischen Soldaten berichten noch einmal den Hergang des Überfalls, worauf der Kommandeur aus einem neben ihm stehenden Holzköcher vier rote Holzstäbchen nimmt, die er in Augenhöhe zerbricht. Das Urteil lautet „Tot durchs Schwert“! Soldaten reißen den Räubern die Kleider vom Leib. Splitternackt stehen diese Hünen gestalten in Erwartung des Todes. Kleine schwerbewaffnete Chinesen umgeben sie, schauerliche Trompetenmusik setzt ein. Das Volk strömt zusammen, drückt in den Gerichtshof hinein und bildet eine Gasse. Weiber lachen, Kinder schreien, uns schaudert. Auf dem Rücken jedes Verurteilten wird ein Plakat befestigt, auf dem Untat und Urteil in chinesischen Schriftzeichen zu lesen sind. Wieder blasen die Hörner, die Tore öffnen sich, Fahnen wehen und hinaus geht

der grauenhafte Zug bis vor die Tore der Stadt. Hinter jedem nackten Räuber geht breitgesichtig ein Scharfrichter mit meterlangem in der Sonne hellblinkendem Richtschwert. Auf einem kleinen freien Platz steht sich die Masse. Wieder gellen die Hörner. Die Räuber knien in einer Reihe nieder, vier breite Klingen blitzen in der Sonne und sausen nach unten. — Die Plakate werden zurückgetragen. Das Urteil ist vollstreckt.

Wir aber stehen vor neuen Taten!



Schematische Übersichtskarte der zweiten Brooke-Dolan-Expedition 1934—1936.
(. bedeutet das jeweilige Lager.)

